# Heinrich Rückert

in seinem Leben und seinen kleineren Schriften

dargestellt

von

A. Sohr und Dr. Al. Reifferscheid

Erster Band

Heinrich Rückerts kleinere Schriften

Erster Theil

Weimar
Hermann Böhlau
1877

# Inhalt des ersten Bandes.

# Heinrich Rückert

## in seinem Leben und seinen kleineren Schriften

dargestellt

von

**A. Sohr und Dr. Al. Reifferscheid**

Erster Band

**Heinrich Rückerts kleinere Schriften**

Erster Theil

**Weimar**

Hermann Böhlau

1877

# Heinrich Rückerts

# kleinere Schriften

ausgewählt und herausgegeben

von

Amélie Sohr

und

Dr. Alexander Reifferscheid

Privatdocenten der deutschen Philologie in Bonn

Erster Theil

Weimar

Hermann Böhlau

1877

# Vorrede.

Als im Herbste des Jahres 1875 die Trauerkunde von dem Hinscheiden Heinrich Rückerts sich verbreitete, da hat jeder seiner zahlreichen Schüler und Freunde, der die hohe wissenschaftliche Bedeutung des geistvollen und feinsinnigen Forschers zu würdigen verstand, es laut beklagt, daß der Dahingeschiedene in Folge seiner Kränklichkeit nur die wenigsten der großartigen Aufgaben hatte lösen können, die er sich einst gestellt hatte. Ein ungestörtes Schaffen war ihm nie vergönnt gewesen; er mußte zufrieden sein, wenn er nur wenige Wochen bei leiblicher Gesundheit gedeihlich arbeiten konnte, wie das ein Brief aus dem Jahre 1873 zeigt, in dem er schreibt:

„Wer wie ich seit länger als zwanzig Jahren, also ungefähr seit der Zeit, wo man anfängt denken und arbeiten zu können, es sich hat gefallen lassen müssen, im besten Fall mit dem vierten oder fünften Theil der vorhandenen Dampfkraft zu arbeiten, meist aber mit noch viel minderem, oft ganz brach zu liegen, der weiß sich sechs oder acht Wochen zu schätzen, in denen es nicht ganz, aber doch beinahe so fleckt, wie es immer sollte und wie es die meisten Anderen immer haben, ohne zu wissen was sie haben. Aber mitunter schwillt einem doch das Herz und man muß es mit Gewalt hinunterdrücken, wenn man nicht bloß auf alle die Dinge resigniren muß, die

in der Welt als selbstverständliches Zubehör der menschlichen Existenz gelten, sondern nicht einmal einen Fuß hinaus ins freie Feld, seis auch nur an der alten Oder, setzen kann!"

Trotz seiner Kränklichkeit verdanken wir ihm eine Reihe werthvoller Ausgaben altdeutscher Schriftsteller und mehrere höchst verdienstliche geschichtsphilosophische, culturgeschichtliche und sprachwissenschaftliche Werke. Er liebte es, die Wissenschaft mit dem praktischen Leben zu vermitteln und über den engen Raum der Gelehrtenstube hinaus menschlich mit den Menschen, wie er zu sagen pflegte, zu verkehren.

Da er durch vielerlei äußere und innere Nöthigungen zu immer größerer Beschränkung in der eigentlichen wissenschaftlichen Productivität gezwungen wurde, so war es für ihn eine Art von Ersatz, wenn er anknüpfend an die positive Grundlage irgend eines anregenden oder wichtigen Buches in einer Zeitung oder populären Zeitschrift das Eine oder das Andere aus seinen Studien und Gedanken mittheilen und so eine Art Fühlung mit den wichtigsten allgemeinen Zeitschwingungen herstellen konnte.

Diese kleineren Schriften sind uns daher ein theures Vermächtniß und ein willkommener Ersatz für das, was er bei längerem Leben uns in sauberster und reinlichster Ausführung geboten hätte. Rückert selbst hat eine Sammlung und Auswahl derselben gewünscht und in seinen letztwilligen Bestimmungen, welche er am 18. Juni 1874 zu Neuseß niederschrieb, die Sorge dafür der Fräulein Amélie Sohr, seiner und seiner Frau langjährigen treuen Freundin, übertragen. Diese hochverehrte Dame gab sich sofort mit unermüdendem Eifer an die Arbeit; umsichtig sorgte sie zunächst für die Beschaffung des gesammten Aufsatzmaterials, was keine leichte Mühe war, da sich im Nachlaß so gut wie kein Anhalt fand und die meisten Aufsätze anonym erschienen waren. Bei ihren Nachforschungen wurde sie aufs Liebenswürdigste unterstützt, besonders durch die Herren Geheimrath Dr. Gustav Freytag, Dr. Blum, Verlagsbuchhändler Fr. W. Grunow, Ober-

bibliothekar Dr. Zangemeister, Bibliotheksecretär Dr. F. Schnorr von Carolsfeld, Dr. P. Pietsch.

Nachdem Fräulein Sohr die Vorarbeiten endlich abgeschlossen hatte, wandte sie sich an mich mit der Bitte, ich möchte ihr wissenschaftlicher Berather und Mitarbeiter sein. Die Aufsätze waren nämlich durch Schuld der früheren Setzer an vielen Stellen geradezu unverständlich geworden, was auch Rückert in seinem Testamente hervorhob.

Eine solche Aufforderung abzuweisen, verbot schon die gute Sitte, am wenigsten durfte ich ablehnend antworten, da es galt dem hochverehrten Lehrer und Freunde, welchem ich so viel Anregung und Förderung verdankte, ein literarisches Denkmal zu errichten. Ohne langes Besinnen ließ ich daher meine eigenen Arbeiten, so sehr sie mir auch ans Herz gewachsen waren, in den Hintergrund treten, um zuerst dieser Pflicht der Pietät zu genügen.

Die Auswahl und Herausgabe der kleineren Schriften, welche den Inhalt der beiden ersten Bände bilden, ist meine alleinige Arbeit. Bei der Auswahl leitete mich stets die Rücksicht auf das größere gebildete Publicum.

Der erste Band enthält zwei bisher ungedruckte Vorträge Rückerts, welche er in früheren Jahren vor einem größeren Publicum gehalten hat. Die Zeit des Vortrages über Iwein läßt sich nicht mehr bestimmen, offenbar ist er älter als der über Gudrun, welchen Rückert im Jahre 1847 zu Jena in der akademischen Rosengesellschaft gehalten.

Ich trage kein Bedenken, auf die kleineren Schriften meines hochverehrten Lehrers zu übertragen, was er von Walther von der Vogelweide sagt:

„Es handelt sich nicht um ein Buch mehr oder weniger zu den vielen, die wir haben, sondern um einen der großen Leitsterne auf dem so dunkeln und gefahrvollen Wege unseres Volkes. Einem solchen gebührt es alle mögliche Ehre anzuthun, weil man sicher sein kann, daß sie sich belohnt.“

Auf die beiden Bände der kleineren Schriften folgt ein dritter, welcher die Lebensdarstellung Heinrich Rückerts enthält, sie wird von uns Beiden gemeinschaftlich bearbeitet unter Benutzung des werthvollen Briefwechsels und der umfangreichen Tagebücher des Dahingeschiedenen, welche die Familie Rückert uns vertrauensvoll übergeben hat. Besonders reichhaltig und interessant sind die Briefe Friedrich Rückerts an seinen Sohn.

Möge dieses Werk, welches einen der edelsten und besten deutschen Männer in seinem Leben und in seinen kleineren Schriften darstellt, die verdiente Theilnahme finden und das Seinige beitragen zur Verbreitung liberaler und nationaler Gesinnungen.

Zum Schlusse sage ich dem Herrn Verleger Hermann Böhlau herzlichen Dank für sein freundliches Entgegenkommen und für die geschmackvolle Ausstattung des Werkes.

Bonn, im Januar 1877.

Al. Reifferscheid.

# Inhalt.

## Die gegenwärtige Bedeutung der deutschen Alterthumskunde und ihre Fortschritte in den letzten Jahren.

[Minerva, Jahrg. 1850. S. 105—152, 229—284.]

Der Begriff der deutschen Alterthumskunde als einer selbständigen Wissenschaft ist bekanntlich erst in dieser gegenwärtigen Periode der gesammten deutschen wissenschaftlichen Entwickelung entstanden. Er wurde als gemeinsames Bindemittel einer Reihe bis dahin von einander getrennter Disciplinen weniger durch einen reflectirten Act eines einzelnen tonangebenden Meisters oder einer bestimmten Schule, als vielmehr ganz von selbst durch die innere Nothwendigkeit des Sachverhältnisses eingeführt. — Die einzelnen Disciplinen, welche sich mit der Geschichte, der Sprache, dem Rechte, den Sitten, der Literatur unserer Vorzeit beschäftigen, konnten so lange eines schon in dem Namen sich ausprägenden Bandes entbehren, als ihnen selbst noch das gemeinsame Ziel, der zusammenhaltende Mittelpunkt fehlte. Wenn man nämlich die genannten oder ihnen verwandte Fächer in ihrer inneren Geschichte etwa während des vorigen Jahrhunderts verfolgt, so ergiebt sich, daß sie entweder ganz ohne Bewußtsein eines solchen arbeiteten, oder sich durch einseitige Beschränkung auf irgend ein zufälliges Moment, das für die eigentliche Aufgabe der ganzen Disciplin erklärt wurde, um den nicht bloß theoretisch unerläßlichen, sondern auch praktisch bis in das minutiöseste Detail förderndeu Einblick in den innersten Lebenskeim aller einzelnen Glieder brachten.

So war es z. B. der Fall bei der in den letzten Jahrhunderten mit einem unerschöpflichen Aufwande von Fleiß und Gründlichkeit, mitunter auch mit Geschick und, wenn auch selten mit

Geist, so oft doch mit klarem, verständigem und gediegenem Sinne angebauten deutschen Reichs- und Rechtshistorie. Sie stellte einstimmig die historische Begründung der gegenwärtigen politischen Verfassung des gesammten Reichs und der einzelnen Territorien als ihre letzte Aufgabe hin, also ein durch und durch praktisches Ziel, das anders ausgedrückt ungefähr so viel hieß: es solle der unendliche Wust der Reichs- und Particulargesetzgebung, die Reste der älteren deutschen Rechtsentwickelung und die bibliothekenweise aufgespeicherten Massen der modernen so weit bewältigt, gesammelt und erklärt werden, als man ihrer zur juridischen Begründung der gerade bestehenden öffentlichen und Privatrechtsverhältnisse bedürfe. Ganz von selbst gingen einige Bearbeiter dieser Disciplin über diese im strengsten Sinne praktische, d. h. unmittelbar durch Anstellungen in den fürstlichen Lehenshöfen und Regierungen oder Gesandtschaftsposten am Regensburger Reichstag, zum Mindesten in glänzenden Honoraren an vollwichtigen holländischen Ducaten sich belohnende Auffassung hinaus, aber nur einer oder der anderen Liebhaberei wegen für irgend eine antiquarische Curiosität, irgend ein scharf abgegrenztes Thema, das in der gewöhnlichen Behandlung der ganzen Disciplin stiefmütterlich bedacht wurde, eben weil es vermeintlich oder wirklich weniger praktisch war. — Die Folgen dieses Betriebs lassen sich jetzt in aller Kürze so zusammenfassen: mag man immerhin die Berechtigung des bloß praktischen Standpunktes zugeben, so ist doch diesem selbst, wie sich hier recht deutlich zeigt, nicht dadurch zu genügen, wenn man ihn als einzige Tendenz, als letztes Ziel der ganzen geistigen Arbeit im Auge hat. Es ist erstaunlich, wie wenig außer einer in den meisten Fällen kritiklosen Stoffsammlung, die eben deßhalb zum großen Theil für gesteigerte Anforderungen der Wissenschaft unbrauchbar geworden ist, trotz der unermeßlichsten und ernsthaftesten Arbeit geleistet wurde, was wirklich auch nur jenen von der Disciplin selbst aufgestellten, so engbegrenzten Anforderungen entsprochen hätte.

Oben wurde bemerkt, die Zusammenschließung einer ganzen Reihe von Disciplinen unter dem Begriffe deutscher Alterthumskunde sei von jungem Datum. Es ist der Mühe werth, bei der Genesis desselben noch einen Augenblick zu verweilen und die innerlich sie bedingenden Momente im Fluge zu beachten.

Die gesammte Vorzeit des deutschen Volks als solche, d. h. ganz abgesehen davon, ob mittelst einzelner aus ihr erhaltener Documente die Schriftsäßigkeit einer kurfürstlich sächsischen Stadt oder das jus de non evocando eines fürstlichen Hauses und Territoriums bewiesen oder bestritten werden könnte, begann etwas allgemeiner, aber vorerst freilich nur im stärksten Sinne des Wortes dilettantisch die deutschen gebildeten und gelehrten Kreise seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu interessiren. Es würde hier sehr von unserer Aufgabe abführen, wollten wir die großen culturhistorischen Momente analysiren, welche diese Erscheinung bedingten. Genug, sie liegt deutlich vor in zwei Koryphäen der damaligen geistigen Aristokratie Deutschlands, in Klopstock und Lessing, während Andere, wie Herder und Goethe, wenigstens zeitweilig von dieser Schwingung des geistigen Interesses bewegt wurden.

Bei Klopstock wie auch bei Herder und Goethe in seiner Jugend, so lange er sich noch unter Klopstockschem Einflusse entfaltete, nahm dieses Interesse neben seiner durchaus dilettantenhaften Natur auch noch zugleich eine durchaus sentimentale und phantastische Färbung an. Es kam ihnen nicht in den Sinn, an eine mühsame, im Einzelnen unerquickliche, streng systematische Erforschung der gesammten deutschen Vorzeit oder eines der Zeit oder seinem Inhalte nach daraus abgegrenzten Ausschnitts derselben zu gehen. Klopstock begnügte sich mit kritiklosen, der Richtung seiner Phantasie zusagenden, zufällig aufgelesenen Brosamen nordischer Mythologie, die er ganz naiv und ohne Weiteres als Gesammteigenthum des Urgermanenthums in Anspruch nahm, und einigen ebenso zusammengewürfelten Notizen aus dem Gebiete der deutschen Sprachgeschichte. Herder in seiner subjectiv-oppositionellen Weise gegen den Formalismus der damaligen Bildung griff zu den einfachen und innigen Tönen des deutschen Volksliedes, wie er sie eben gerade überliefert fand und ohne Bedenken zu tragen, diese durch seine eigne Hand nach seinem Ermessen, nach seinem Gefühl höchst gewaltsam umzumodeln. Aehnlich verhielt es sich mit Goethe, nur daß dieser mehr von den Resten der bildenden Kunst der Vorzeit angezogen und erfreut wurde. Lessings universalistisch-kritischer Geist dagegen ist auch auf diesem Gebiete ernst und umfassend zu Werke gegangen. Doch fällt die

Beschäftigung mit der Literatur und Sprache unsrer Vorzeit, auf die er hauptsächlich aus dem ganzen weitschichtigen Gebiete, welches wir jetzt Alterthumskunde nennen, heraus seine Aufmerksamkeit richtete, in die letzte Periode seines Lebens. Es war ihm nicht vergönnt, aus seinen außerordentlich ausgedehnten Vorarbeiten irgend ein größeres Resultat in einer selbständigen Arbeit zusammenzufassen und es blieb bei den zerstreuten Aufsätzen, die sich über die Geschichte der Fabel und der didaktischen Poesie eben in seinen gesammelten Werken befinden.

Der Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts brachte diese von so glänzenden Kräften befürwortete Richtung in eine neue Phase. Zunächst durch die schon früher embryonisch vorhandene, aber erst seit dem angegebenen Zeitpunkte als eine culturgeschichtliche Macht ersten Rangs freilich nur für kurze Zeit wirksame romantische Schule unserer Literatur. Sie gab sich alles Ernstes die Miene, als liege das Ziel ihres ganzen Sehnens und Suchens rückwärts in der Vergangenheit der gesammten christlich-europäischen, namentlich deutschen Geschichte und in ihrer möglichsten Wiederbelebung in Kunst, Glauben und Fühlen der Gegenwart.

Die unbedingte andächtige Verehrung für die Erscheinungen der Vergangenheit, welche als Dogma dieser die besten Kräfte des gebildeten Theils der deutschen Nation zeitweilig beherrschenden Schule galt, war freilich an und für sich selbst noch nicht ein neuer Aufschwung des wissenschaftlichen Betriebs der einzelnen Branchen der deutschen Alterthumskunde; indessen bereitete sie doch den Boden dafür bestens vor. Es sollte jetzt nicht mehr dieß und jenes aus der nationalen Vergangenheit je nach der subjectiven Neigung des Einzelnen als der Beachtung und Kenntnißnahme werth gelten, sondern ihre volle Totalität, alle ihre unendlich mannigfachen Lebensäußerungen wurden wenigstens theoretisch als gleich beachtenswerth, gleich ehrwürdig, tiefsinnig, gehaltvoll und für die würdigsten Objecte sorgfältiger Forschung erklärt. Damit war denn der Begriff der Solidarität aller jener früher aus einander laufenden oder wenigstens isolirt stehenden Disciplinen principiell aufgestellt. Man erkannte jetzt eine wissenschaftliche Thätigkeit an, welche die Erforschung der einheimischen Vergangenheit in allen ihren Momenten allerdings nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch um die versunkene, verderbte und verflachte

Gegenwart zu erheben, zu läutern und innerlich zu bereichern, als Gesammtaufgabe verfolgte. Wirklich zeigte sich auch von der genannten Epoche an eine große Regsamkeit auf diesen Gebieten in dem angegebenen Sinn. Abgesehen von den durch die Häupter der Schule gemachten Experimenten, die Tendenzen und die Formen mittelalterlicher Kunst in der Literatur der Gegenwart wieder erstehen zu lassen und den von 1810 und 1813 datirenden Versuchen auch in andern Kunstgebieten, vorzüglich in der Malerei und Architektur das Gleiche zu thun, fanden auch die eigentlichen historisch-archäologischen Forschungen zahlreiche Vertreter.

Aber die erwähnte praktische Tendenz, welche allen diesen Bestrebungen einwohnen sollte, war der wunde Fleck dieser Richtung. Abgesehen von dem vielen gänzlich Verfehlten, welches in jenen Versuchen Fouqués, Brentanos, Achim von Arnims, Novalis' u. A. auf dem Kunstgebiete zu Tage gefördert wurde, ließ der Eifer, jedes gewonnene Resultat mittelalterlich-deutscher Studien unmittelbar in Fleisch und Blut der Gegenwart umzusetzen, durchaus nicht zu jener selbstlosen, allein auf den Gegenstand um des Gegenstandes willen concentrirten Stimmung des Geistes kommen, aus der allein große Resultate der Forschung gewonnen werden können. Das ganze Getriebe der deutschen Alterthumswissenschaft, die nur dem Namen nach constituirt und mit überschwenglichen Ehrenbezeigungen gefeiert wurde, hätte sich wieder in den boden- und resultatlosesten Dilettantismus, in ein bloßes ästhetisches Feinschmeckerthum auflösen müssen, wenn nicht von einer andern Seite her gesundere Elemente Einfluß gewonnen hätten.

Diese strömten aus einer andern Hauptrichtung des nationalen geistigen Lebens zu, die von Lessing genial begründet, in der Kantischen Philosophie mit großem Nachdruck zum ersten Mal in die Entwickelung unsrer Nation eingriff. Die scharfe und auf wirklichen Principien ruhende Kritik des traditionell fortgeführten geistigen Erwerbs der Menschheit, wie sie dort in unübertroffener Großartigkeit wenigstens in den Grundzügen sich findet, veränderte unwillkürlich die ganze bisherige Methode des wissenschaftlichen Betriebs auf allen Gebieten. Zuerst wurde dadurch recht eigentlich der Begriff von Wissenschaft überhaupt zum Bewußtsein gebracht. Die selbständige, bloß um ihrer selbst willen oder, wie man es zu bezeichnen pflegte, der Erkenntniß halber geübte Arbeit

des Geistes ohne alle weiteren Nebenmotive erhielt auf allen Gebieten ihre Berechtigung, welche ihr zwar praktisch noch überall durch den Schlendrian der alten Gewöhnung streitig gemacht wurde und noch jetzt streitig gemacht wird, gegen die jedoch theoretisch kein Einwand erhoben werden konnte. Für unsre Wissenschaft gab diese große Entdeckung das beste innerliche Correctiv jener gefährlichen tendenziösen Bestrebungen, sobald nur die momentanen Einflüsse großer Autoritäten, wie der Häupter der romantischen Schule, durch den weitern Entwickelungsgang der Zeit, in den sie bald nur noch wenig einzugreifen vermochten, paralysirt war.

Neben dem Begriffe der Selbständigkeit der Wissenschaft verschaffte die kritische Philosophie zugleich auch die Methode des Betriebs derselben nicht im Einzelnen, aber doch in großen Grundzügen. So gut wie im Gebiete der Logik und Ethik war auch an jede andere geistige Arbeit die Forderung fester Principien zur Prüfung, Sonderung und Kategorisirung des überlieferten Materials gestellt. Dieß gab das naturgemäße Gegengewicht gegen jenen buntscheckigen, gutgemeinten, aber unbrauchbaren Dilettantismus, der nirgends üppiger als auf dem Boden der deutschen Alterthumswissenschaften in der ersten Epoche ihrer Belebung wucherte.

Die kritische Philosophie hat sich bekanntlich in ihren eigentlichen Koryphäen nur beiläufig über das Gebiet des subjectiven geistigen Lebens hinaus gewagt, namentlich lag ihr die Geschichte im weitesten Sinne des Wortes als das Objective κατ' ἐξοχήν sehr fern. Ein weiterer Fortschritt des philosophischen deutschen Geistes, der am entschiedensten durch Hegel gemacht wurde, gab die Erkenntniß, daß es gerade die Geschichte sei, in der die Bewegung des Geistes überhaupt zu der höchstmöglichen Stufe emporgestiegen ist.

Damit war dem bloß naiv und instinctiv gefaßten Begriffe unsrer Wissenschaft seine wahre Weihe gegeben. Die Erforschung der nationalen Vergangenheit als eines wichtigen Gliedes in dem gesammten geschichtlichen Organismus durfte sich von nun an nicht mehr bloß auf patriotische Begeisterung oder subjective Neigung berufen, um ihre Existenz zu rechtfertigen; sie war von nun an unabhängig von den Phasen jener zufälligen Stimmungen und Neigungen, ein unentbehrlicher Theil der gesammten geistigen Arbeit der Zeit und Nation geworden.

Dieselbe Aeußerung des modernen Geistes, welche die Hegelsche Philosophie veranlaßt hat, wirkte in dem gesammten wissenschaftlichen Betriebe auf eine gänzlich veränderte Stellung zu dem Material der einzelnen Wissenschaften. Die eigentliche, das Positive der Erscheinungen bis ins Kleinste mit treuem und feinem Geiste auffassende Beobachtung, also die wahre unerläßliche Vorbedingung für alle wirkliche Forschung ist erst durch sie eingeführt worden. Seitdem der Begriff des Zufälligen und Gehaltlosen aus dem philosophischen Denken entfernt war, erzeugte sich auch erst der Respect vor dem Thatsächlichen in der Wissenschaft, der früher in naiver Rohheit bei einzelnen Koryphäen allerdings auch vorhanden gewesen war, bei den meisten sog. Männern der Wissenschaft durch eine bloße subjective Neugierde und dilettantische Vorliebe für diese oder jene Specialität oder seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch einen alles positiven Grundes entbehrenden Schematismus ersetzt wurde.

Es ist bekannt, welche Revolutionen seitdem in den Wissenschaften vorgegangen sind: man denke nur an den Aufschwung der Naturwissenschaften nach dem Untergange der Naturphilosophie, welche ein chaotisches Gemisch aus den oben charakterisirten Richtungen einer frühern Periode gewesen war.

Die deutsche Alterthumskunde hat kaum weniger Vortheil, als die genannten Disciplinen davon gehabt. Die Einführung der strengsten und unerbittlichsten Detailforschung hat jene großen und bewundernswerthen Resultate gegeben, welche sie, die noch bei Menschengedenken zu einer selbständigen Wissenschaft constituirt worden ist, auf gleiche Höhe mit Jahrhunderte lang eifrig gepflegten Disciplinen, z. B. mit der dem Inhalte nach so nahe verwandten classischen Alterthumskunde, der Philologie im alten und engern Sinne des Wortes, stellen. — Eine besondere Gunst des Schicksals kam allerdings diesem überraschend schnellen Aufschwunge sehr zu Hülfe. Die tüchtigeren Kräfte, die sich dahin wandten und sie theils begründeten, theils weiter fortbildeten, haben meistens noch unter dem unmittelbaren Einflusse der Romantik aus dem Anfange dieses Jahrhunderts gestanden, so, um sogleich den gewichtigsten Namen anzuführen, der Altmeister der gesammten Disciplin, Jacob Grimm. Daraus erklärt sich die innige, andächtige Versenkung in den Gegenstand, die wie jede

echte Liebe und Religion des Herzens, wenn auch nicht allein, doch mit dem Verstande zusammen Wunder zu schaffen vermag. Daneben sind diese Männer es gerade gewesen, die von dem Zuge der Zeit nach dem Positiven mächtig erfaßt waren, was wir in dem gegebenen Falle mit Recht den zu jenen Gemüthseigenschaften hinzutretenden Verstand nennen dürfen, denn der Verstand ist ja das eigentliche Organ für das Positive und selbst wesentlich positiver Natur.

Aus dem bisher Gesagten geht eine wahrhaft erschöpfende Definition des Begriffes der deutschen Alterthumskunde von selbst hervor. Sie ist, kann man sagen, identisch mit dem Begriffe der deutschen älteren Geschichte, sobald dieser in seiner ganzen Vertiefung, wie er seit Hegel Gemeingut des Denkens geworden ist, aufgefaßt wird. Die einzelnen Gliederungen und Unterabtheilungen ergeben sich nach dem positiven Material ebenfalls von selbst und wir werden sogleich noch genauer auf dieses eingehen müssen, um jene in ihrem Organismus deutlich vortreten zu lassen. — Etwas Willkürliches enthält jedoch die gegebene Definition durch die Bezeichnung „ältere" deutsche Geschichte. Wie ist der relative, nach allen Seiten dehnbare Begriff älter zu fixiren? Theoretisch ist dazu aus der Wissenschaft selbst heraus, so viel uns bekannt ist, noch kein Versuch gemacht worden; man hat sich damit begnügt, eine durch die stillschweigende Zustimmung der Betheiligten im Allgemeinen angedeutete, im Einzelnen aber außerordentlich schwankende Grenzlinie dafür mehr instinctiv festzuhalten, als mit vollem Bewußtsein abzustecken. Will man sie kurz bezeichnen, was bei ihrer Unbestimmtheit sehr schwierig ist, so kann man als äußeres Kennzeichen das Ende des 15. oder die Mitte oder gar das Ende des 16. Jahrhunderts angeben, womit freilich wenig gewonnen ist. Was von der deutschen Culturentwickelung jenseits liegt, gehört dem Gebiete der Alterthumskunde, wie es diese Praxis zu fixiren pflegt. — Eine wissenschaftlich genügende Grenze aufzustellen, die natürlich von jenen zufälligen Momenten der Jahreszahl absehen müßte, ist freilich bei der eigenthümlichen Natur der geschichtlichen Stoffe, wie man zugeben muß, sehr schwer. Ein Anhaltepunkt wäre es, wenn man alle jene Erscheinungen der deutschen Entwickelung dahin rechnete, welche sich ganz ausgelebt haben, also etwa die Gebilde der idealistischen Periode des Mittel-

alters, das specifische Ritterthum, den echten Lehensstaat; oder in einem anderen Zweig der gesammten Disciplin die Phasen unserer älteren Sprachgeschichte bis zur Bildung der heutigen Schriftsprache, in der Literatur die ritterlich-romantische Poesie, in der Wissenschaft die Scholastik ꝛc. Dabei würden für die verschiedenen Grade ganz verschiedene Zeitbestimmungen sich ergeben, wogegen nichts einzuwenden wäre. Wohl aber darf nicht übersehen werden, daß alle die genannten Erscheinungen, wenn sie auch in ihrer prägnantesten Gestalt von dem geschichtlichen Schauplatz abgetreten sind, doch in der innigsten Verflechtung mit andern Erzeugnissen des modernen Lebens stehen, die sich gegen sie wie Wirkung zur Ursache verhalten. Also muß doch auch bei einer solchen Definition zuletzt ein bei näherem Eingehen gewaltsam erscheinender Schnitt gemacht werden, und darum ist aus jener schwankenden Grenze durchaus kein Schluß auf das innerlich Unsystematische, zufällig Zusammengewürfelte der ganzen Wissenschaft erlaubt. — Dagegen hat sich unwillkürlich eine wirkliche Entstellung des Begriffes derselben gebildet, gegen die entschieden protestirt werden muß. Es versteht sich von selbst, daß bei dem gewaltigen Umfang der Disciplin, wie er sich durch die Identificirung ihres Begriffes mit dem der Culturgeschichte ergiebt, die Kräfte des Einzelnen nicht dazu ausreichen, alle ihre Branchen mit gleicher oder auch nur ähnlicher Gründlichkeit und Neigung zu umfassen. Das System der Theilung der Arbeit, der Haupthebel des gesammten geistigen und materiellen Culturfortschritts der modernen Welt, ist auch hier naturgemäß eingedrungen. Aber dabei ist man von vielen Seiten in den Fehler verfallen, ganze wichtige Branchen, weil sie eben zufällig von den Einzelnen nicht umfaßt werden konnten, bei Seite liegen zu lassen oder gar gegen ihre Berechtigung innerhalb des Gesammtgebietes der Wissenschaft ausdrücklich oder durch vorsätzliche, beharrliche Ignorirung zu protestiren. So z. B. giebt es noch immer viele wohlmeinende und in ihrer Art recht fleißige Leute, welche vor keinem andern Medium der Erforschung unseres Alterthums Respect und, setzen wir hinzu, auch von keinem andern Kenntniß haben, als von der Schaufel und dem Grabscheit, womit sie die Recken der dämmerhaften Urzeit unseres Volkes in ihrem tausendjährigen Schlafe in ihren Stein- und Erdhügeln stören. Der Typus dieser Richtung findet sich in der sonst recht

verdienstlichen Arbeit von Klemm, dem Handbuch der germanischen Alterthumskunde, vertreten, das an und für sich, da es schon 1836 erschienen ist, nicht in den Bereich der literarischen Erzeugnisse fällt, die uns hier zunächst interessiren. Dort ist von allen möglichen äußerlichen Dingen, wie sie einen Raritätensammler interessiren mögen, Steinäxten, Streitbeilen, Armringen, Todtenurnen, Lanzenspitzen und dergleichen die Rede auf Hunderten von Seiten, ohne daß doch nur die chronologische und geographische Fixirung dieser Denkmale gelungen genannt werden könnte, geschweige denn, daß sie in wahrhaften Zusammenhang unter einander und mit den übrigen Lebensäußerungen des Volkes gebracht und so ein Bild von den äußern Formen des Kriegs-, Familien- und öffentlichen Lebens jener Urzeit gezeichnet wäre. Aber trotzdem tritt das Buch mit dem stolzen Titel einer germanischen Alterthumskunde heran, gleichsam als wären die unendlich wichtigeren Untersuchungen über Sprache, Recht, Poesie u. s. w. nur als Nebenschößlinge jenes Hauptstamms zu betrachten. Wenn man die zahllosen Schriften der historischen und antiquarischen Vereine durchblättert, so findet man auch hier mit rühmlicher Ausnahme von einigen mittel- und norddeutschen, vor Allem des thüringisch-sächsischen, des westfälischen, mecklenburgischen und pommerschen, viel zu viel Raum und Gewicht gerade auf diese Seite der Alterthumskunde verwandt. Wenn es auch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, so liest es sich doch zwischen den Zeilen dieser endlosen Abhandlungen des Sinsheimer, Oberbaierischen, Oberfränkischen (Baireuther) und anderer Vereine, aus der salbungsvollen Wichtigkeit, mit der jeder Hammerschlag und Spatenstich bei der Eröffnung irgend eines der tausendweise vorhandenen Grabhügel beschrieben wird, daß hier eigentlich das Arcanum der Alterthumskunde zu suchen sei. — Es möchte noch von Nutzen sein, wenn sich mit diesen Liebhabereien zugleich eine eindringende und umfassende Kenntniß der überreichen anderen Gebiete unserer älteren Geschichte verbände: es giebt ja gewisse an sich recht achtbare und möglicher Weise viel Nutzen bringende Naturen in jeder Wissenschaft, die sich an der alleräußerlichsten Schale derselben begnügen lassen. Leider findet sich das in den meisten Fällen hier nicht vor, wie sich durch eine Kritik sehr vieler jener erwähnten Abhandlungen über einen bei X.X. entdeckten und geöffneten Todten-

hügel, über ein zu X.X. gefundenes Streitbeil 2c. actenmäßig constatiren läßt, und die dilettantische Selbst- und Allerwelts-zufriedenheit macht sich nirgends breiter als auf diesem Gebiete, während sie aus den andern größern und wichtigern Zweigen der Alterthumsforschung schon längst mit Schimpf und Schande hat abziehen müssen oder, wo sie doch naiv genug ist, sich noch sehen zu lassen, mit mitleidigem Lächeln empfangen wird.

Wir bemerken es als charakteristisch für diese ganze Art von alleräußerlichster und seichtester Auffassung der Alterthumskunde, daß sie außerhalb Deutschlands auf unserem Gebiete noch die fast allgemeine ist. Bekanntlich ist eine der Perioden, in welche sich chronologisch das ganze vorliegende Object der Wissenschaft theilen läßt, zugleich Gemeingut der Scandinaven. Unsere und ihre Urgeschichte im weitesten Sinne des Worts sind fast identisch. Im Norden hat sich nun schon früher als bei uns eine massenhafte und selbst von Staatswegen geförderte gewissermaßen zur Ehrensache der Nation gewordene Thätigkeit in dem Gebiete der nationalen Alterthumskunde gebildet. Ihre Tendenz offenbart sich jedoch aus ihren Resultaten sehr deutlich als eine von Anfang an sehr beschränkt und äußerlich gedachte. Zunächst hat man dort, wobei wir vor Allem die Kopenhagner Gesellschaft für nordische Alterthumskunde im Auge haben, die hier vorzugsweise genannt zu werden verdient, Sprachdenkmäler der älteren Zeit aus den Bibliotheken und Archiven hervorgezogen und mit billiger Rücksicht auf die größte Bequemlichkeit ihrer Benutzung in glänzend ausgestatteten, gewöhnlich mit lateinischer und dänischer Uebersetzung versehenen und bei ihrem Umfange, was sehr lobenswerth ist, nicht theueren Ausgaben publicirt. Poetische Denkmale ersten Ranges, wie die ältere Edda, politische und culturhistorische von nicht geringerer Bedeutung, als die Heimskringla, die isländischen Geschichten, die Antiquitates Americanae, die zahllosen Familien- und Stammgeschichten des Nordens sind dadurch entweder geradezu zum ersten Male, was bei den zuletzt genannten Sammelwerken der Fall ist, oder doch zum ersten Male in lesbarer und zugänglicher Gestalt in die Hände der wissenschaftlichen Forschung gekommen. In Anbetracht dieses großen Dienstes, der jedem Einzelnen zu Gute kommt und auch von dem Schreiber dieser Zeilen dankbarlichst aus eigener fortwährender Erfahrung anerkannt wird,

wollen wir nicht als Tadel, sondern nur als charakteristische Thatsache bemerken, daß keine einzige dieser Ausgaben auch nur im Entferntesten dem gleicht, was wir in unserer deutschen Wissenschaft eine kritische und correcte nennen. Es sind streng genommen bloße dilettantenhafte Abdrücke irgend einer überlieferten Redaction eines Sprachdenkmals, wie sie im Grunde Jeder machen kann, der auf irgend einem Wege sich ein einigermaßen genügendes Verständniß — wohl zu unterscheiden von Kenntniß — einer beliebigen Sprache erworben hat. Ebenso sind auch die beigefügten lateinischen und dänischen Uebersetzungen zu beurtheilen. — Jedenfalls ergiebt sich so viel: diese Art von Thätigkeit gehört zu den alleräußerlichsten, die mehr an der Schwelle der Wissenschaft, als innerhalb ihres Heiligthums selbst wohnen.

Aber noch mehr. So viel wir in Erfahrung bringen konnten, wird, um zunächst das Aeußerlichste zu berichten, fast die Hälfte, nach andern Angaben zwei Drittheile der sehr reichen Einkünfte jener Kopenhagner Gesellschaft für nordische Alterthumskunde für die Erwerbung von „Alterthümern", d. h. eben von den oben erwähnten Spießen, Schwertern und Nägeln verwandt, und in Folge dessen existirt allerdings keine Sammlung derartiger Dinge in der ganzen germanischen Welt, die sich nur im Entferntesten mit jenem Museum messen kann. Daß es auch für die Zukunft noch auf erkleckliche Vergrößerungen rechnen darf, ergiebt sich durch eine sehr augenfällige Wahrscheinlichkeitsrechnung aus den jährlich erscheinenden „Annalen der königlichen Gesellschaft f. n. Alterthumskunde", wonach die derartigen Zugänge fortwährend im Steigen begriffen sind, während die großen Bände der eben erwähnten Ausgaben immer seltener erscheinen. Auch enthält der gesammte nordische Boden, vor allen Dingen das südliche Norwegen, das erst in neuester Zeit auch zur lebhaften Theilnahme an diesem Betriebe „der nordischen Alterthumskunde" herbeigezogen worden ist, noch für mehrere Jahrhunderte und Dutzende von Museen hinreichende Vorräthe in seinem Schooße.

Gerade so wie unsere für dergleichen Dinge begeisterten Antiquare pflegen auch die nordischen Gelehrten aus diesem Fache allen Accent nur auf die genannten Dinge zu legen. Als Beweis hierfür erinnern wir an das kleine 1846 zu Kopenhagen erschienene von Worsaae, einem der renommirtesten Namen in diesem

Gebiete, zum Nutzen und Frommen der dummen Deutschen, in dänischer und deutscher Sprache geschriebene Büchlein „Die nationale Alterthumskunde in Deutschland, Reisebemerkungen von W." — Der gelehrte und berühmte Verfasser hatte kurz vorher eine wissenschaftliche Reise durch unser Vaterland gemacht, um seine Kenntnisse in seinem Fache zu bereichern. Er war mit der sichern Erwartung gekommen, in Städten wie Berlin, Wien, Hamburg rc., die so viel größer und reicher als Kopenhagen sind, die so viele Männer unter ihren Bewohnern zählen, welche sich für Alterthumskunde interessiren, theilweise auch allgemein genannte Werke in dieser Branche geschrieben haben, wenigstens ebenso reiche, wo möglich noch reichere Sammlungen als in seiner Heimat zu finden. Mit einem unendlich komischen Gemisch von Befriedigung seiner patriotischen Eitelkeit und Trauer über getäuschte Hoffnungen schildert er uns sein Erstaunen über die gänzliche Geringfügigkeit des Gefundenen, über die Lauheit der deutschen Regierungen gegen diese nationale Ehrensache, ja sogar über die Gleichgültigkeit unter sehr Vielen, die sich selbst den Namen von Erforschern des deutschen Alterthums beilegten. Mit wahrer Protectoren-Miene werden dann schließlich einige wohlgemeinte Rathschläge gegeben, wie diesem großen Uebelstande abzuhelfen sei. In dem ganzen Werkchen ist überall nur von „Alterthumskunde" in dem nun genugsam charakterisirten Sinne die Rede, und jene guten Rathschläge laufen eben auch, wie sich von selbst versteht, auf nichts Anderes hinaus, als daß das Museum für vaterländische Alterthümer im Schlosse Monbijou zu Berlin durch Zuschuß einiger tausend Thaler jährlich von Seite der Staatskasse so und so viel hundert Bronzeringe und Thongefäße mehr erwerbe, als es gegenwärtig besitzt, wozu freilich unter den jetzigen Umständen wenig Hoffnung sein dürfte.

Ueberblicken wir die sonstige gesammte literarische Thätigkeit des Nordens in dem Gebiete der wirklichen Alterthumskunde, so zeigt sich, daß jene Einseitigkeit und Aeußerlichkeit ihres Centralorgans, der Kopenhagner Societät, sich auch sonst überall wieder findet. Es ist nicht ihr Verdienst, daß die äußere politische Geschichte Scandinaviens theilweise recht gut bearbeitet ist: Suhm, Olaf Dalin, Geijer u. A. sind an sie nur mit mangelhaften antiquarischen und noch weniger wissenschaftlich-archäologischen

Kenntnissen herangegangen, und je mehr ihre Stoffe untrennbar ihrer Natur nach mit Gegenständen dieser Art verbunden waren, desto ungenügender sind ihre Arbeiten ausgefallen, wie sich an jeder Seite der nur von einer dilettantischen Coterie zu großem Renommée emporgeschwindelten Geijerschen 'Svea rikes häfder', schwedischen Urgeschichte nachweisen läßt, z. B. an dem confusen Gerede über die gegenseitige Verwandtschaft der germanischen Sprachen, über die germanische Mythologie rc. Von einer andern Seite hat die wirkliche Alterthumskunde des Nordens ebenfalls schätzbare Bereicherung erfahren, aber wieder mehr von Außen her, als aus ihrer Mitte selbst heraus, von Seite der Rechtshistoriker; man denke nur an die in jeder Hinsicht vortreffliche dänische Rechtsgeschichte von Kolderup Rosenvinge. Männer, die wirklich die Alterthumskunde breiter und tiefer stecken, etwa ähnlich wie es jetzt bei uns in Deutschland unbestritten geschieht, kennt die nordische Wissenschaft fast gar nicht, mit der glänzenden Ausnahme des nicht genug zu preisenden Rask, der in jeder Hinsicht den tüchtigsten Kämpfern unseres Vaterlandes ebenbürtig gewesen wäre, wenn er sich von einigen lächerlichen Marotten, z. B. von der von ihm erfundenen urgotischen und zugleich urnordischen Sprache im Gegensatz zu der urgermanischen hätte frei machen können. Außerdem huldigt noch eine sehr geschwätzige und sehr selbstzufriedene Dilettantenschaar angeblich mehr dieser Richtung, aber ihre Kenntnisse und ihr Fleiß stehen beide auf zu tiefer Stufe, als daß sie irgend bei einer Betrachtung wissenschaftlicher Leistungen in Betracht kämen. Wir führen hier nur ein charakteristisches Werk dieses Genre an, um alle anderen dafür mit gänzlichem Stillschweigen zu übergehen, die sehr unverdientermaßen mit einer deutschen Uebersetzung beehrte „Mythologie des Nordens“ von Wiborg, wo in einem Gebräu von übel verstandenen und noch übler angebrachten Hegelschen Reminiscenzen gänzlich kritiklos zusammengeschlepptes Material aus der älteren und jüngeren Edda, aus der Heimskringla, Saxo Grammaticus und anderen als innerlich in Zusammenhang gebrachtes System der nordischen Mythologie und vollständigste Ergründung aller ihrer Tiefen aufgetischt wird.

Solche Art von Opposition gegen das Hügelaufgraben und Ringesammeln ist freilich nicht im Stande, einem tieferen und all-

seitigeren Betrieb der Alterthumskunde dort die Bahn zu brechen, und die vortrefflichen von Rask gemachten Anfänge scheinen ebenfalls ohne rechten unmittelbar nachhaltigen, eine Schule bildenden Erfolg gewesen zu sein.

Trotz des erwähnten Schriftchens von Worsaae sind wir in Deutschland also eben doch bei der uns als richtig geltenden Auffassung der Wissenschaft zu ihrem größten Heil stehen geblieben und werden es auch für die Zukunft. Indessen erfordert es die allseitige Gerechtigkeit, zu bemerken, daß jener äußerliche, dort empfohlene und bei uns in den historischen Vereinen noch so sehr beliebte Betrieb von Seite der eigentlich tonangebenden Meister der Wissenschaft, vor Allen von Jacob Grimm selbst wenigstens dem Publicum gegenüber, so z. B. erst noch neuerlich in der Einleitung zu seiner Geschichte der deutschen Sprache, wie es scheint, aber auch nur wie es scheint, doch noch unter seinem wahren Werth geschätzt wird.[1]) Allerdings liefern 99 unter 100 Ausgrabungen genau dieselben Resultate, d. h. eine nur in der Zahl differirende Summe von bronzenen oder eisernen, auch wohl steinernen Geräthschaften derselben Art, und trotz des ungemein häufigen Vorkommens doch zum großen Theil unbestimmter Anwendung, denn man glaube nicht, daß unsere modernen Vereinsantiquare in wesentlichen Stücken nur um einen Schritt über die Conjecturalerklärungen hinaus gekommen wären, wie sie sich schon vor Jahrhunderten bei Lazius, Urstisius, Cluver u. A. finden. Indessen giebt doch hier und da ein überraschender Fund, wie etwa der alemannische Todtenacker bei Stetten, die Gräber bei Nordendorf in den letzten Jahren interessante Belege und Ergänzungen zu unserer sonstigen antiquarischen Kenntniß, wenn sich nur die rechte Hand seiner bemächtigt.

Uebrigens wäre es eine durchaus falsche Voraussetzung, wenn man der vorhin erwähnten wissenschaftlichen Schule und ihrem Meister überhaupt das Verständniß für die Ueberreste des äußeren Lebens der alten Zeit abspräche. Es ist ihnen sehr wohl bewußt, daß sich auch in jenen scheinbar zufälligen und für das innerliche Verständniß der Vergangenheit gleichgültigen Resten von Hausgeräthen, Waffen, Kleidungsstücken, Zierrathen ꝛc. ein Stück des vollen und wahren Volksgeistes abspiegelt, wenn es auch nicht durch sie allein scharf charakterisirt und erkannt werden kann.

Dazu bedarf es unmittelbarer, unverhüllterer Offenbarungen desselben. Der von Seite jener dilettantischen Antiquare oft genug gemachte Vorwurf einer Nichtbeachtung dieser Dinge wegen mangelnden Verständnisses wird am besten, wie sicher zu erwarten steht, durch die „deutschen Alterthümer" widerlegt werden, die Jacob Grimm gegenwärtig zur Publication vorbereitet.[2]) Dort werden alle jene vereinzelt dastehenden Ueberbleibsel unter einander und mit den überreichen Ergebnissen der gesammten Alterthumskunde in Verbindung gebracht und zum ersten Male aus todtem Curiositätenkram zu lebendigem Bestandtheile der Wissenschaft beseelt werden. Die oft wie oben an jener angeführten Stelle der deutschen Sprachgeschichte nachdrücklich ausgesprochene Opposition gegen das Treiben der Antiquare ist im Grunde weiter nichts als eine durch ihr eigenes Verschulden hervorgerufene, aus solchem Munde vollkommen gerechtfertigte Reaction des wahrhaft lebendigen Theils der Wissenschaft gegen verzopfte Spielereien, ohne daß damit dem wahren Kern der Sache Schade geschähe. Doch ist nicht zu leugnen, daß diese wohlbegründete Abwehr und Verwahrung bei Andern, die im löblichen Eifer den Meister noch zu überbieten suchen, mitunter etwas über die Schnur haut, womit der Wissenschaft wenig gedient und jene als Dilettanten an und für sich sehr empfindlichen, im Grunde wohlmeinenden Leute nicht bekehrt werden.

Es ist sehr charakteristisch für diese ihrem Stoffe nach nationalste Wissenschaft, daß sie seit ihrer eigentlichen Begründung sogleich im Gegensatz zu ihrem Betrieb bei andern Völkern eine unverkennbare Hinneigung zu den tiefsten, geheimnißvollsten und feinsten Ueberresten der Vergangenheit, so zu sagen zu der Anatomie ihres Nerven- und Seelenlebens kund gegeben hat. Die Sprache der Vergangenheit ist bis in ihre abgelegensten Tiefen, ihre mysteriösesten Verstecke erforscht, die räthselhaften Töne uralten Glaubens und ethischer oder poetischer Anschauungen, die Volkssagen, Märchen, Aberglauben und Sprichwörter trümmerhaft überliefert, sind mit unendlicher Liebe, wenn auch noch lange nicht vollständig, so doch zum großen Theil gesammelt, unsere ältere Poesie, die concreteste und zugleich naivste Enthüllung des innern Adergeflechts jener Zeit ist aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen, ihre Kunstformen sind mit wahrhaft

mikroskopischer Sorgfalt ausgespähet, ihr innerer Zusammenhang ist eindringlich erforscht worden. Dagegen finden wir, wie erwähnt, eine gewisse vornehme Geringschätzung gegen die Ueberreste des äußern Lebens und, was noch bedeutsamer ist, zwar keine Geringschätzung, aber doch eine Art von Gleichgültigkeit für die Gestaltungen des öffentlichen und staatlichen Lebens der Vergangenheit.

Dieser höchst eigenthümliche Zug äußert sich in verschiedener Weise. Entweder wird der Begriff der deutschen Alterthumskunde stillschweigend oder mit ausdrücklichen Worten so definirt, daß er alle anderen Gliederungen, die ihm von Rechtswegen zukommen, außer dieser einen enthalten soll, und diese wird dann als ausschließende Domäne den Bearbeitern des deutschen Rechts und seiner Geschichte als Vertretern einer ganz selbständigen Wissenschaft zugesprochen, oder man überweist dieselbe der Geschichte als einer von der (willkürlich davon abgegrenzten) Culturgeschichte oder Alterthumskunde unabhängigen Disciplin. — Ein principieller Grund für diese Ausscheidung läßt sich offenbar nicht finden, denn warum soll das Gesammtgebiet des deutschen Alterthums plötzlich eines seiner wichtigsten und charakteristischsten Gebilde des Staats- und Rechtslebens beraubt werden? Auch erklärt sie sich nicht durch die Annahme, daß sich die Forschung mit ganzer Energie nur auf die beseeltesten, prägnantesten Erscheinungen der Vergangenheit concentrirt habe, denn wo in aller Welt läßt sich das Wesen des specifisch mittelalterlichen Geistes deutlicher erkennen, als in den ethischen Voraussetzungen und politischen Formen des Lehensstaates, der Gerichtspflege, der bäuerlichen Verhältnisse, der Städteverfassung jener Zeit? Die wahre Ursache liegt vielmehr theilweise darin, daß schon vor der Constituirung der deutschen Alterthumskunde sowohl die innere als die äußere politische Geschichte des Mittelalters fleißig gepflegt worden ist. Die sehr umfangreichen Leistungen auf diesem Gebiete konnten den Schein erzeugen, als sei es überhaupt gerathener, das ohnehin schon wirthschaftliche Feld der Alterthumskunde nicht noch in so unendliche Perspective zu erweitern. Doch würde man sich unfehlbar bei dieser Resignation nicht begnügt haben, wenn nicht überhaupt in Folge der Einwirkungen der gesammten deutschen Bildung wenigstens zur Zeit der Begründung der Wissenschaft der Sinn und

die lebendige Theilnahme für die staatlichen Verhältnisse der Gegenwart und nothwendiger Weise auch für die der Vergangenheit noch so wenig entwickelt gewesen wäre. Es gab ja eine Zeit in unserer Gesammtbildung und sie liegt noch gar nicht so lange hinter uns, wo das Gebiet des geistigen Interesses für den gebildeten Menschen erst da begann, wo aller Einfluß, alle Berührung der großen objectiven Verhältnisse, vor Allem des Staates aufhört. Den Lehrern des Staats- und deutschen Privatrechts, sowie den dünn gesäeten praktischen Publicisten wurden somit jene weitläufigen Gebiete mit großer Bereitwilligkeit überlassen, und auf ihre Thätigkeit sah man nicht ohne das Gefühl, mit sublimeren und des menschlichen Geistes würdigeren Gegenständen sich zu beschäftigen, hinab.

Gegenwärtig hat sich in Folge des Umschwungs der modernen Bildung eine solche Auffassung nur noch hier und da als eine antiquarische Curiosität erhalten und die Hauptvertreter unserer Wissenschaft sind am weitesten von einer so beschränkten Auffassung entfernt, wie sie am besten durch ihre thätige Theilnahme an den Bewegungen der jüngsten Vergangenheit documentirt haben. Man kann ihnen dabei auch nicht nachsagen, daß ihre politische Einsicht irgendwie durch einen Beischmack von verrosteten oder verrotteten antiquarischen Reminiscenzen merkbar verkümmert worden wäre: sie war eben um nichts mehr und nichts minder auf gleicher Höhe mit der der anderen politischen Koryphäen aus den Kreisen, welche sich mit Recht als die eigentlichen Vertreter und Pfleger der deutschen Bildung ansehen dürfen. Es war allerdings auch „Professorenweisheit" und sie hat sammt und sonders, wie der Augenschein lehrt (ob zum Heil der Nation, ist eine andere Frage), Fiasco gemacht, aber die eine mit demselben Anstand wie die andere. Daß sich die Bestrebungen der Wissenschaft, wie sich aus jedem Meßkatalog schwarz auf weiß documentiren läßt, trotzdem nur in ganz ausnahmsweisen Fällen von jenem früher mit Vorliebe abgesteckten inneren oder subjectiven Gebiet unseres Alterthums zu den erwähnten objectiven Gestaltungen gewandt haben, folgt aus dem erst vor Kurzem vor sich gegangenen Umschwung in den Ansichten über die Bedeutung des politischen Elements innerhalb des Gesammtgebiets der menschlichen Lebensäußerungen. Man kann in viel kürzerer Zeit sich zum praktischen Eingreifen

in irgend ein gegebenes Verhältniß, mag es Namen haben wie es will, qualificiren, als die Gesammtrichtung der geistigen wissenschaftlichen Thätigkeit von einer einmal eingeschlagenen, mühsame und langwierige Vorarbeiten voraussetzenden Bahn zu einem ganz neuen Ziele hinlenken. Die älteren Vertreter der Wissenschaft befinden sich alle in der oben gezeichneten Situation: jeder von ihnen hat eine Reihe von Einzelaufgaben auf dem im frühern Sinne abgegrenzten Gebiete der Alterthumskunde vor Augen, deren Erledigung alle seine wissenschaftliche Kraft in Anspruch nimmt und deren Früchte jedenfalls ersprießlicher sein dürften, als ein eilig nach den Eindrücken des letzten Momentes aufgegriffenes ohne jene innere Stille und Reife, die allein nachhaltige wissenschaftliche Productionen möglich macht, verarbeitetes Thema. Die jüngeren Kräfte stehen wiederum ganz natürlicher Weise zunächst unter den Einflüssen jener Koryphäen und haben sich demgemäß bei dem Beginn ihrer selbständigen Thätigkeit ähnliche Aufgaben vorgesteckt, so daß auch von diesen fürs Erste eine Bebauung des bis jetzt vernachlässigten Feldes nicht erwartet werden kann. Ehe die Einflüsse der Gegenwart sammt den sonstigen nöthigen Vorbedingungen so mächtig werden, um den Strom der Forschung wenigstens zum Theil aus seinem bisherigen Bette zu leiten, wird also dieser Zweig im Wesentlichen noch seinen bisherigen Pflegern, den Universalhistorikern und den Germanisten im engern Sinne überlassen bleiben müssen. Ihre Arbeiten werden selbstverständlich um so vollkommener ausfallen, je mehr sie von den großen Ergebnissen der übrigen deutschen Alterthumskunde Gebrauch zu machen verstehen, und man muß zugestehen, daß sie dieß zum großen Theile mit Erfolg bereits thun. Als erfreuliche Beweise erinnern wir hier nur an die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte von Eichhorn, die mit jeder neuen Auflage neuen Gewinn aus den sprachlichen und literatur-historischen Ergebnissen der deutschen Philologie geschöpft hat, an Homeyers Ausgabe des Sachsenspiegels, die friesischen Rechtsquellen von Richthofen, die Untersuchung über die Gewere von Albrecht, die zahlreichen Monographien über einzelne Volksrechte, die deutsche Verfassungsgeschichte von Waitz, an Sybels Buch über das deutsche Königthum.

Vielleicht vermißt einer oder der andere Leser dieser Blätter mit einiger Verwunderung ein dem Stoffe nach entschieden hierher

gehöriges Werk des Hauptvertreters der deutschen Alterthumskunde: die „deutschen Rechtsalterthümer" von Jacob Grimm. Allerdings behandeln sie die hauptsächlichsten Gegenstände, die bei einer Darstellung der staatlichen und politischen Verhältnisse des Alterthums berücksichtigt werden müssen. Es ist von dem Verhältniß der Freiheit und Unfreiheit, von den vielen Nuancirungen und Uebergängen beider, von dem Adel und den Gemeinfreien, den Fürsten und Königen des Volks, der Volksversammlung, den privatrechtlichen Grundsätzen, Gottesurtheilen und der Criminalrechtspflege ꝛc. die Rede, und es versteht sich bei dem Namen des Verfassers von selbst, daß wir alle seine ihn sonst auszeichnenden Vorzüge wieder finden bis auf einen und gerade den wichtigsten. Der Stoff ist mit größter, nur ihm eigener Kenntniß aller vorhandenen Quellen und, wie wir es bei ihm nicht anders gewohnt sind, mit Eröffnung neuer höchst ergiebiger gesammelt, mit eindringlichem Verständniß des Formalen der Ueberlieferung, der Sprache und des gesammten Vorraths der geistigen Anschauungen und äußeren Culturverhältnisse der Vergangenheit zusammengestellt, kurz, mit einem Worte, ein Buch geschaffen, das eine unerschöpfliche Quelle von Belehrungen selbst für die sorgfältigsten Arbeiter auf demselben Gebiete fortwährend abgiebt. Aber zunächst ist die zeitliche Grenze dieses Werks sehr beschränkt. Obgleich es sich als deutsche Rechtsalterthümer schlechthin ankündigt, so umfaßt es doch hauptsächlich nur die Periode der Urgeschichte unsers Volks vor seinem Eintritt in die römisch-christliche Culturwelt. Einzelne Themata, z. B. das ständische Verhältniß, Erbrecht ꝛc., werden zwar auch bis tiefer hinein in das Mittelalter fortgesponnen, aber durchaus fragmentarisch und notizenhaft. Die wichtigste, für die Alterthumskunde recht eigentlich geschaffene Periode der deutschen Geschichte ist somit von vorn herein von diesem Buche ausgeschlossen.

Außerdem sind es nicht bloß continental-germanische Rechtsalterthümer, also deutsche im gewöhnlichen Sinne des Worts, die uns hier vorgeführt werden: es ist das Gesammtgebiet der germanischen Urzeit, über die der Blick hinschweift, um sich mit besonderer Vorliebe bei den eigenthümlichen Gebilden des scandinavischen Germanenthums aufzuhalten, die in ihrer um Jahrhunderte länger als bei uns dauernden Selbständigkeit mit den römisch-christlichen Elementen aus sich heraus auch im Rechtsleben

eine sehr große Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Institutionen entwickelt haben, deren Kenntniß uns, wie die ihrer Mythologie und Geschichte, durch außerordentlich ausgebreitete literarische Thätigkeit des Nordens in jener ältesten Zeit überraschend erleichtert ist. Das Werk würde demgemäß viel richtiger den Titel führen „vergleichende Darstellung der Rechtsalterthümer der gesammten germanischen Urgeschichte vor dem Eindringen des Christenthums" und demgemäß ist es allein noch wiederum weniger auf eine scharfe Hervorhebung der specifisch deutschen Einzelentwickelung innerhalb dieses Gebiets als, wie selbstverständlich bei allen comparativen Darstellungen, auf eine Berücksichtigung der gemeinsamen oder verwandten Erscheinungen abgesehen. In der Behandlung der einzelnen Abschnitte stellt sich endlich eine auffallende Ungleichheit heraus, die nicht durch das Material selbst geboten ist, wie man nach Analogie anderer derartiger Erscheinungen glauben könnte, wo irgend einer Partie mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit allseitig ihr Recht gegeben ist, während eine andere mit einem Paar dürren Worten abgefertigt wird, weil der Autor entweder durch den thatsächlichen Mangel an Quellen, oder den vermöge ungenügender Vorarbeiten für ihn vorhandenen, wirklich nichts weiter als ein Paar Worte über den Gegenstand zu sagen vermag. In den Rechtsalterthümern sind alle die Verhältnisse, welche sich auf die mehr nach Innen gewandte Seite der politischen und rechtlichen Anschauungen und Zustände unsrer Vorfahren beziehen, überraschend begünstigt gegen die andern objectiven, die Gesammtheit des Volks als solche, in Ruhe und Bewegung gedacht, betreffenden. Die größte Liebe bringt der Verfasser jedoch unstreitig jenen Denkmälern entgegen, wo sich das pure subjective Fühlen und Empfinden in Gestalt oft hochpoetisch gedachter symbolischer Formeln und Gebräuche an diese rein objectiven Gegenstände angenestelt hat. Mit welcher außerordentlichen Genauigkeit sind die symbolischen Gebräuche und Formeln bei verschiedenen Rechtshandlungen, z. B. bei Kauf und Auflassung von Grundstücken, gesammelt, und wie kurz ist z. B. die Regierungsgewalt der Staatsoberhäupter der Urzeit, sind die leitenden Grundsätze für die Betheiligung des Volks am Staate u. s. w. abgefertigt!

Damit haben wir zugleich, hoffentlich genügend, das, was

vorhin nur andeutungsweise gesagt werden konnte, gerechtfertigt, daß sich alle Vorzüge der sonstigen Arbeiten des Verfassers bis auf einen hier wiederfinden, die auf alle Theile des ganzen Gegenstandes bis in das minutiöseste Detail hinein gleichförmig sich erstreckende Liebe, das überall gleich rege und fruchtbare Interesse an seiner möglichsten Erschöpfung und in untrennbarer Wechselwirkung damit das vollkommenste Verständniß für das Ganze und Einzelnste des gesammten Themas. — Das Gesagte erklärt sich aus der Entstehungszeit des Buchs, die noch in jene unpolitische Epoche der zwanziger Jahre fällt. Ob eine neue Bearbeitung, die schon aus äußern Gründen durchaus wünschenswerth ist — das Buch ist wie fast alle älteren Arbeiten J. Grimms im Buchhandel längst vergriffen — einen andern, d. h. wirklich politischen Standpunkt einnehmen würde, ist nicht zu entscheiden.[3]) Es wäre dann eine totale Umgestaltung vieler Hauptheile desselben, also viel mehr als eine neue Auflage billiger Weise zu geben verpflichtet ist, nöthig und es ist schwer zu glauben, daß der Verfasser eine Reihe großartiger anderer Arbeiten, die theilweise noch des Abschlusses, theilweise einer neuen Behandlung und Ergänzung bedürfen, dagegen zurücktreten lassen wird.

Was über die recht eigentlich dem politischen Gesichtspunkte abgewandte Tendenz der Rechtsalterthümer gilt, bezieht sich, wie der Gegenstand von selbst mit sich brachte, in hohem Maße auf die Sammlung der deutschen Weisthümer desselben Verfassers. Neben dem sprachlichen Interesse, das aus diesen naiven Quellen späterer mittelalterlicher Zeit reiche Belehrung schöpfen kann, ist es auch hier wieder die Poesie, welche die trockenen Entscheidungen über den Zins, den irgend eine ländliche oder städtische Gemeinde zu entrichten hat, mit ihren saftigen Ranken umwuchert, der wir diese früher unbeachteten Monumente der Sammlung und Aufbewahrung von der würdigsten Hand verdanken.

Aber nicht bloß die äußere und innere politische Geschichte ist bis jetzt in einer gewissen Sonderung von der Alterthumskunde geblieben, es ist nöthig, ihren Begriff, wie er einmal real geworden ist, noch enger abzugrenzen. Principiell gehört gewiß als eine der wichtigsten Gliederungen die Geschichte der Wissenschaften unsrer Vorzeit herein, vor Allem die auf deutschem Boden im Mittelalter vor sich gegangene Entfaltung der Theologie und

Philosophie, als der beiden specifisch mittelalterlichen Disciplinen. Auch hier concurriren, wie sich von selbst versteht, andere Wissenschaften und wir bewegen uns auch hier wieder auf einem gemeinsamen Gebiete so gut wie bei der äußern Geschichte, der Verfassungs- und Rechtsentwickelung. Hier ist es die allgemeine Culturgeschichte, dann die Geschichte der Theologie im Allgemeinen und einzelner theologischen Disciplinen, vor Allem die Dogmen- und Cultusgeschichte, und von der andern Seite her die Geschichte der Philosophie, welcher dieselben Stoffe ebenfalls als Objecte der Forschung dienen müssen, die nach dem Begriffe der Alterthumskunde auch wesentlich in deren Rayon fallen. Auch hier hat, wie wir schon vorhin zu bemerken Gelegenheit fanden, unsere Wissenschaft sich, wie es scheint, in bescheidener Zurückgezogenheit von dem Gebiete fern gehalten, welches von ihrer ältern Schwester schon seit unvordenklichen Zeiten angebaut worden ist, um vorerst ihre ganze Kraft auf jene früher in ärgster Verwilderung liegenden Gefilde der älteren Sprache, Poesie und Sage zu werfen. Einstweilen muß also noch die hier offenbar befindliche Lücke von anderer Seite her ergänzt werden. — Bei genauerer Betrachtung erweist sich überdieß diese Lücke nicht so störend, wie die oben bemerkte. Wenn man den Inhalt der deutschen Alterthumskunde ungefähr so auf einen kurzen Ausdruck concentriren kann, daß sie alle Richtungen des gesammten nationalen Lebens der Vergangenheit im Einzelnen und in ihrem gegenseitigen innern Zusammenhange zu erforschen berufen sei, um dadurch das Gesammtbild der Bewegung des Volksgeistes herzustellen, so ergiebt sich nach der eigenthümlichen Natur der Entwickelung des früheren und späteren Mittelalters, daß die allercharakteristischsten, so zu sagen beseeltesten und individuellsten Aeußerungen desselben außer Acht bleiben, wenn man mit absichtlicher oder zufälliger Selbstbeschränkung das Gebiet des Großlebens des Volks, des Staats und Rechts von der Betrachtung ausschließt. In unserm zuletzt erwähnten Fall, der Geschichte der mittelalterlichen Wissenschaft, ist der Uebelstand nicht so groß, als er auf den ersten Blick erscheint. Es giebt streng genommen in jener Zeit keine nationale Wissenschaft, d. h. die eigenthümlichen Grundzüge der Volksseele, jenes nach unbegreiflichen Gesetzen gebildete Etwas, das innerlich gleichartig, wenn auch in den allerverschiedensten Formen der Erscheinung,

allen Thätigkeiten eines Volks ein so ganz festbestimmtes Gepräge aufdrückt, daß sie eben nur ihm passen, wie die Lebensthätigkeit des Einzelnen eben auch nur diesem Einzelnen homogen ist, haben damals noch nicht die Kraft gehabt, die allgemein menschlichen Formen und die aus bestimmten historischen Einflüssen zu erklärenden Formalitäten des Betriebs der genannten Wissenschaften zu durchdringen. Sie stehen vielmehr in ihrer festen überlieferten Gestalt der nationalen Individualität als etwas Fertiges, Abgeschlossenes, Unnahbares gegenüber, freilich aber auch wieder ohne Vermittelung, ohne Einfluß zu dieser hin. Es sind zwei getrennte Welten, die zunächst nur äußerlich, durch die Identität der räumlichen und zeitlichen Erscheinung in Verbindung gesetzt sind. Wenn ein Einzelner aus der nationalen Welt heraus sich jener zuwendet, so hat er damit damals zugleich auch seiner Nationalität Valet gesagt. Dieß zeigt sich schon in den allersinnlichsten und doch wieder allergeistigsten und allertiefsinnigsten Erscheinungen: der deutsche Priester des früheren Mittelalters verliert, wenn er anders nicht bloß als Automat die Messe hersagen will, sondern ein Bedürfniß fühlt, sich über den Zusammenhang des ganzen Glaubenssystems zu unterrichten, etwa auch an die Quellen desselben, die Schrift und ihre Commentare hinabzusteigen, damit auch zugleich seine Sprache: er bedient sich fortan derselben nur da, wo er selbst unter sich, d. h. unter jenen eigentlichen Gehalt seines Lebens, herabsinkt. Als physikalisches Individuum spricht er noch deutsch, als beseeltes, vergeistetes denkt, spricht und schreibt er in dem Idiome einer ganz fremden Welt, in der lateinischen Sprache der Kirche.

Dasselbe gilt für die Philosophie fast in noch höherem Grade; die Theologie bot vermöge ihres Begriffes doch wieder viele praktische Berührungspunkte mit dem nationalen Leben, und von hier aus ergoß sich allmählich dasselbe in sie, wie sie hinwiederum von da aus nach und nach in die feinsten Adern des Volksgeistes das specifisch christliche römisch-katholische Element überführte. Die Philosophie dagegen, wenn auch lange nicht so abstract und der unmittelbaren Verbindung mit andern geistigen Thätigkeiten entzogen, wie heutzutage, war es doch in viel höherem Grade als die Theologie. Ja, man kann sagen, sie ist eben nur die Seite der Theologie, welche dem Volksgeiste abgekehrt ward. — So viel

von den rohen Anfängen der übrigen Wissenschaften vorhanden war, so viel war auch allgemein europäisches, anti-kirchliches Culturelement unvermittelt in das deutsche Leben hineingeführt, also auch hier eine fremde Welt, welche, so lange sie so formelhaft und starr abgeschlossen verharrt, die Alterthumskunde zunächst nichts angeht.

Allerdings hat sich jene Isolirung des wissenschaftlichen und nationalen Lebens im Ganzen und Großen nur sehr kurze Zeit in ihrer allerprägnantesten Gestalt erhalten. Schon sehr frühe sind nicht bloß reflectirte, sondern auch aus innerer Nothwendigkeit sich ergebende Vermittelungsversuche gemacht worden. Dahin gehört vor allen Dingen die staunenswerthe Thätigkeit der großen wissenschaftlichen Schule zu St. Gallen, Reichenau und Constanz, die großartigen Arbeiten des Rhabanus Maurus und der von ihm gebildeten Schule zu Fulda, Mainz und in ganz Mitteldeutschland, wo es sich ganze Generationen hochgebildeter Vertreter kirchlicher und weltlicher Wissenschaft, im damaligen Sinne wahrhaft universalistisch gebildete Männer zur Lebensaufgabe gesetzt hatten, das fremdartige Colorit der kirchlich-religiösen Wissenschaften als das hauptsächlichste ihrer Vermittelung mit dem Volksgeiste entgegenstehende Hinderniß hinwegzuräumen. So wenig diesen Versuchen die allergrößte Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte unsrer Sprache abgesprochen werden kann, indem sie es fast allein sind, welche eine ganze Literaturperiode, die althochdeutsche, ausfüllen, so wenig sind sie im Stande gewesen, ihre eigentliche Tendenz zu realisiren, was erst viel später und auf viel naiverem Wege mit dem Emporsprießen der deutschen Mystik einigermaßen geschehen ist. Bruder Berthold, David von Augsburg, Eckhart, Tauler sind ebenso sehr von dem specifisch christlichen wie von dem specifisch nationalen Geiste durchdrungen.

Dieß ist der Punkt, wo sich die deutsche Alterthumskunde, freilich einigermaßen schüchtern und sparsam, auf dieses Feld gewagt hat; wir erinnern an die vortreffliche Arbeit Jacob Grimms über Bruder Berthold, die leider an dem Orte, wo sie gedruckt ist (im 32. Bande der Wiener Jahrbücher), mehr verborgen, als veröffentlicht genannt werden kann; an die Sammlung der deutschen Mystiker von Pfeiffer, von welcher bis jetzt leider nur ein einziger Band erschienen ist, der jedoch des Wichtigen und Interessanten

gerade für die bezeichnete Branche mehr enthält, als man nach dem einfachen und schmucklosen Auftreten des Buches erwarten konnte; an die verschiedenen theils in den der deutschen Alterthumswissenschaft gewidmeten Zeitschriften, theils in selbständigen Monographien veröffentlichten theologischen Abhandlungen und Predigten. Aber noch existirt keine einzige Arbeit, welche ein Gesammtbild dieser Erscheinungen gäbe; weder von Seite der deutschen Philologie, noch der Culturgeschichte oder der historischen Theologie ist außer den Monographien Klings über Bruder Berthold und Schmidts über Tauler, von denen die erste selbst in ihrem beschränkten Gebiete noch überall empfindliche Lücken zeigt, Etwas geleistet, was sich mit den zahlreichen Arbeiten über Geschichte der deutschen Sprache oder deutschen Literatur vergleichen kann.[4])

Als erfreulicher Anfang zur Behandlung der andern ebenfalls höchst wichtigen Seite des Verhältnisses der mittelalterlichen Wissenschaft zu der nationalen Entwickelung, der Einwirkung ihrer fremdartigen Elemente auf den deutschen Volksgeist muß dagegen R. v. Raumers 1845 erschienenes Buch „Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche" bezeichnet werden. Sein Object ist jene schon oben in wenigen Strichen umrissene Periode der deutschen Entwickelungsgeschichte, in welcher durch methodisches Zusammenwirken der gebildeten Kräfte der Nation diese mit einem Male ganz in den Bereich der römisch-christlichen Cultur gezogen werden sollte. Als sichtbarstes Resultat dieser Bestrebungen sind eine große Anzahl neuer Anschauungen in die Sprache eingeführt und ist, wie sich von selbst versteht, mit den neugewonnenen oder geschaffenen Ausdrücken auch der Volksgeist neuen Eindrücken zugänglich gemacht worden. Das erwähnte Buch stellt diese mit großem Fleiße zusammen und giebt zugleich immer durch sorgfältige Analyse ihres grammatikalischen und lexikalischen Gehaltes für den denkenden Leser die Möglichkeit an die Hand, der innern Vermittelung dieser fremdartigen Gebilde mit dem Geiste der Sprache und des Volks auf die Spur zu kommen. — Wie billig, schildert eine ebenso gründliche und sinnige wie einfache und anziehende Einleitung, die räumlich den größten Theil des Buchs einnimmt, die eigenthümlichen geschichtlichen Verhältnisse, die diese ganze Erschei-

nung bedingten, die innere Geschichte des Christenthums in Deutschland unmittelbar nach seiner theils gewaltsamen, theils von selbst sich durchsetzenden Einführung, die Bildung und geistigen Zustände des deutschen Clerus jener Zeit, die Begründung einer eigenthümlichen, aus ihm hervorgewachsenen deutschen Literatur, die zu einer Verständigung mit dem specifisch nationalen Leben treibenden Momente, sowie die innere und äußere Opposition desselben gegen den fremden Glauben und die fremde Wissenschaft.

Auch außerhalb Deutschlands ist derselbe Stoff Gegenstand einer sehr prätentiös auftretenden Behandlung geworden. Ozanam, der bekannte Vorkämpfer der specifisch romantisch-katholischen Schule der neufranzösischen Philosophie und Bannerträger der Opposition gegen den modern-rationalistischen Eklekticismus Cousins, hat unter seinen zahlreichen Arbeiten auf dem Felde mittelalterlicher Scholastik auch unsere Vorzeit in jener Epoche eines Blickes gewürdigt. Sein ziemlich umfangreiches Buch ist unter dem Titel „Die Begründung des Christenthums in Deutschland" 1845 ins Deutsche übersetzt und von Seite der ultramontanen Presse mit erheblichem Applause begrüßt worden. Die Tendenz ist, das Verdienst der Kirche um die Zähmung des furchtbaren Barbarenvolkes mit möglichst glänzenden Farben zu malen und mit allem Aufwande pittoresker französischer Darstellungskunst Variationen des Grundthemas extra ecclesiam nulla salus zu produciren. Unsern Anforderungen an eine historische oder archäologische Forschung entspricht das Buch auch nicht im Entferntesten: es ist principlos, aber allerdings mit Geschick und Geschmack flüchtig aufgelesenes Material ohne alle wahre wissenschaftliche Selbständigkeit, und es würde nach unserer Schematisirung viel eher in die Kategorie der Tendenzpamphlete, als in die der historischen Arbeiten gehören. Ozanam hat in einem später (1847) erschienenen Werke gewissermaßen die Kehrseite des Bildes, das er in dem zuletzt besprochenen gezeichnet, zu geben und dadurch das ganze Thema abzurunden versucht in dem, so viel wir wissen, bis jetzt nur im französischen Original existirenden Buche: 'Les Germains avant le Christianisme. Recherches sur les origines, les traditions, les institutions des peuples germaniques et sur leur établissement dans l'empire Romain,' einer Urculturgeschichte unsers Volks vor seinem Eintritt in das Christenthum. Neben den durch die französische

Technik und den esprit des Verfassers — unsre deutsche Sprache besitzt kein Wort für diese Mischung von conventioneller Routine und individueller geistiger Ausstattung, die das französische esprit bezeichnet — bedingten Vorzügen treten hier die Mängel trotz des Firnisses massenweiser Citate aus Grimm, Rask, Gervinus, Eichhorn ꝛc. noch schärfer hervor und an dem Buche hat uns wenigstens nichts weiter imponirt als die welterobernde Kühnheit des Verfassers, der sich hier ohne alles Bangen eine Aufgabe absteckt, an welche sich in ihrer Totalität die bewährtesten Kräfte der deutschen Wissenschaft noch gar nicht gewagt haben. — Das Resultat, das der Verfasser selbst, wohlgemerkt nicht wir, aus allen Tiraden, Reflexionen, Seitenblicken, Exposés und Analysen glücklich herausschält, läßt sich kurz so geben: „Eitel Barbarei, wilde, ungeheuerliche Menschen, finstere, nächtige Gemüther, so düster wie ihre Wälder und so verstört wie diese, wenn ein Herbststurm durch sie hinbraust; einige große Anlagen, aber totale Unfähigkeit, aus dem Cannibalenthum mit eignen Kräften herauszukommen. Hätte die Vorsehung nicht durch die Kirche — nicht eigentlich durch das Christenthum — einen zugleich allweisen und allgütigen Schulmeister für sie hingestellt, sie würden, auf mein Wort, noch heute Eicheln verspeisen.“ Daß das, was ungefähr ähnlich lauten wird, allerdings auch das Ergebniß gründlicher Einsicht in unser Alterthum sein dürfte, erhebt den Werth des Buches nicht: allgemein richtige und in ihrer Richtigkeit fast allgemein anerkannte Sätze, die durch mühsames Forschen endlich als feststehendes Resultat gewonnen worden sind, bedürfen entweder einer neuen weitschichtigen Behandlung gar nicht, oder wenn sie ihnen doch zu Theil werden soll, so muß sie, da kein neues Resultat sich ergeben kann, in Einzelheiten neu sein, d. h. das bis dahin nur in den Grundzügen bekannte Bild durch sorgfältige und gewissenhafte Detailausführung beleben, wovon hier nicht die Rede ist, falls man nicht etwa die lebhaften Gesticulationen eines echauffirten Franzosen für eine objectiv-lebendige Darstellung in wissenschaftlichem und künstlerischem Sinne des Wortes erklärt.

Weit ehrenwerther und brauchbarer hat auf theilweise gleichem Gebiete die deutsche Kirchengeschichte gearbeitet. Die durch den Tod des Verfassers leider für immer zum Fragment gewordenen beiden ersten Bände von Rettbergs „Kirchengeschichte von

Deutschland", welche die Zeit des 7., 8. und 9. Jahrhunderts umfassen, zeugen von einer ebenso fleißigen Benutzung der bereits fertigen Resultate der deutschen Alterthumskunde, als es nur immer die oben erwähnten rechtshistorischen Arbeiten thun, ohne in eine der Prätensionen Ozanams zu verfallen, die bei einem hier sehr leicht erklärlichen theologischen Standpunkte verzeihlicher wären, als bei dem sich als historischen Philosophen oder philosophischen Historiker gerirenden Franzosen.

Die Abgrenzung des wirklich von der Alterthumswissenschaft zum Anbau verwandten Gebiets erhält ihre Vollendung, wenn wir uns noch ihre Stellung zu der sog. Kunstgeschichte des Mittelalters vergegenwärtigen. Principiell genommen, umfaßt diese, mag sie auch sonst entweder als selbständige Wissenschaft oder als Unterabtheilung der allgemeinen Kunst- oder Culturgeschichte im weitern Sinne genommen werden, ein Gebiet, welches ganz und gar in dem innersten Leben der Vorzeit wurzelt und daher bei einer allseitigen Erforschung derselben nicht übersehen werden darf. Aber es ist wohl zu bedenken, daß die eigenthümliche Natur des Objectes dieser Disciplin, die bildenden Künste im engern Sinne, Malerei, Plastik, Architektonik, noch viel zu wenig ihren letzten Principien nach von einer wahrhaft philosophischen, selbständigen Aesthetik erforscht ist, und daß deßhalb zu ihrer Kritik, falls diese überhaupt nicht ein salbaderndes, augenverdrehendes Gefasel werden soll, nothwendig eine unmittelbar durch die strenge, nicht etwa dilettantenhaft getriebene Praxis gewonnene Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit von Anschauungen künstlerischer Motive erfordert wird, wovon natürlich bei einem anderen als eben einem wirklichen berufsmäßigen Künstler keine Rede sein kann. Die Vertreter unsrer Alterthumswissenschaft haben sich demgemäß mit sehr richtigem Tacte dieses dem bloßen dilettantenhaften Betriebe so höchst genußreich entgegenwinkenden Gebiets fast gänzlich und zu ihrem und auch der Kunstgeschichte Frommen enthalten. Nur ihre, wie wir sahen, auch in andern Liebhabereien sich ergehenden Halbbrüder in den historischen Vereinen haben auch dieser Versuchung nicht widerstehen können, und die Jahrbücher derselben geben hier einem wirklich eindringenden Forscherblick, dem es um wahrhafte, zuverlässige und allseitige Belehrung und nicht um ein Paar mit schöngeistigen Phrasen aufgeputzte halbsichere und unzu-

sammenhängende Notizen in den Beschreibungen dieser oder jener Dom-, Stifts- und Pfarrkirche, Klostergebäulichkeiten, mittelalterlichen Burgen und Paläste zu thun ist, einen traurigen Beleg von der Richtigkeit der oben gemachten Behauptung ab. Nur wo wirkliche technische Kunstkenntniß die Feder führt, z. B. bei den Denkmalen Puttrichs, kann etwas Ersprießliches geleistet werden; guter Wille und einige Belesenheit in Handbüchern der Malerei und Baukunst hilft noch nicht weit.

Damit haben wir denn allseitig die Grenzen umwandelt, die sich die gegenwärtige deutsche Alterthumskunde theils aus bewußt gewordener Nothwendigkeit der Beschränkung, theils in naiver Resignation gezogen hat. Innerhalb des ihr zuständigen, von ihr mit Vorliebe angebauten Gebietes liegen hauptsächlich und vor allen Dingen die Philologie der Vergangenheit im engern Sinne, wo man Philologie für Sprachkunde nimmt. Dahin gehört sowohl die eigentliche Grammatik, die Einsicht in den Gesammtorganismus, die Technik der Sprache von ihren einfachsten Bestandtheilen, den Vocalen und Consonanten, bis zu dem complicirtesten Satzbau, als auch die Lexikographie, d. h. die historisch begründete, bis ins Einzelnste eingehende Kenntniß von der Veränderung der Bedeutung, welche die einmal fertigen Bestandtheile der Sprache erlitten haben.

Beide zusammen sind das wichtigste Hülfsmittel für die Technik der Kritik und Interpretation der literarischen Denkmäler der Vergangenheit. Was sie allein nicht zu leisten vermögen, wird durch die Hülfsmittel der andern Branchen der Wissenschaft, vor Allem der Kenntniß der poetischen Formen, der Metrik und Poetik des Mittelalters, durch die Literarhistorie selbst, schließlich durch die allgemeine Culturgeschichte geleistet.

Sie bildet die eigentliche Basis für die Literaturgeschichte, der sie durch fortgesetzte Thätigkeit immer neue Stoffe zur Verarbeitung und Einfügung überliefert. Diese selbst wieder hat es vorzugsweise auf die Hervorhebung der die Gesammtheit einer literarischen Epoche beherrschenden culturhistorischen Gedanken und die genaue Betrachtung der angewandten Mittel äußerer und innerer künstlerischer Darstellungen abzusehen. Was der Kunstform entbehrt, was als loses Blatt von jedem Hauche individueller Einflüsse hin und her geweht werden kann, gehört nicht in ihr Gebiet.

Daher bildet die Kunde der Sagen und Ueberlieferungen des Volkes wieder einen selbständigen Zweig der Wissenschaft, der in Verbindung mit den Stoffen der epischen Poesie — ganz abgesehen von der Bedeutung, die sie in ihrer künstlerischen Verarbeitung und Individualisirung durch die einzelnen Dichter für die Literaturgeschichte haben — durch die Brücke der Märchen, welche alle übernatürliche, göttliche Kräfte zur Voraussetzung und Wunder im weitesten Sinne des Wortes zum Inhalt haben — aufs Allerungezwungenste zu den Resten des Glaubens der Vorzeit, der Mythologie, hinüberführen, wo wir zugleich an der tiefsten und geheimnißvollsten Wohnstätte des Volksgeistes angekommen sind.

Die Forschungen innerhalb des ersten von uns umschriebenen Gebietes, des sprachlichen im engsten Sinne, datiren, so weit sie für die jetzige Wissenschaft in Betracht kommen, von dem Erscheinen des ersten Bandes der deutschen Grammatik von Jacob Grimm im Jahre 1819. Seitdem ist ein zweiter, dritter und vierter so wie eine zweite und dritte Auflage des ersten Bandes gefolgt. Der reiche Vorrath der gesammten germanischen Spracherscheinungen von ihrem ältesten Auftreten in der gotischen Literatur des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung durch das Alt- und Mittelhochdeutsche bis zu der Sprache unserer Gegenwart ist der eine Zweig, dessen Betrachtung und Erörterung hier versucht wird. Daneben stehen die niederdeutschen Sprachen vom Angelsächsischen des 6. und 7. und Altsächsischen des 9. Jahrhunderts bis zu dem gegenwärtigen Niederdeutschen, Niederländischen und Englischen. Zuletzt als entfernteste Verzweigung fällt auch das Altnordische mit seinen heutigen Unterabtheilungen, Neuisländisch, Schwedisch und Dänisch in das weitabgesteckte Terrain der deutschen Grammatik.

Schon diese äußerliche Uebersicht kann zu einer Vorstellung von dem Gange der hier beobachteten Forschung führen. Eine möglichst vollständige Erschöpfung aller Spracherscheinungen nach ihrem Auftreten in der Geschichte soll hier gegeben werden: eine riesenhafte Aufgabe, wenn man den Umfang des Gebietes zeitlich und räumlich sich vergegenwärtigt, und noch gewaltiger durch den Mangel aller genügenden Vorarbeiten. Nicht einmal das Allernothwendigste, die bloße äußerliche Bekanntmachung der wichtigsten, geschweige denn aller Sprachdenkmäler, aus denen die

grammatikalische Forschung ihr Rohmaterial zu entnehmen hat, war bei dem Beginne der Arbeit vollendet. Es treten hier also selbstverständlich ganz andere Schwierigkeiten entgegen als sonst bei grammatikalischen Forschungen der Fall zu sein pflegt, etwa bei einer griechischen oder lateinischen Grammatik, wo neben mehr oder minder gelungenen seit Jahrhunderten versuchten Arbeiten gleicher Tendenz das Gesammtgebiet der Literatur, so weit sie überhaupt durch die Ungunst der Zeit nicht ganz vernichtet ist, von Anfang an fast vollständig ist, in unzähligen Textesausgaben vorliegt.

Die Lösung der Aufgabe durch Grimm muß immer als eine der merkwürdigsten Thaten der gesammten Wissenschaft anerkannt werden, wie das bekanntlich jetzt von allen Stimmen, berechtigten und unberechtigten, ausgesprochen zu werden pflegt, und zwar nicht bloß wegen des staunenswerthen Fleißes, von dem jede Seite des Buches Respect einflößendes Zeugniß abgiebt, sondern noch viel mehr, weil hier auf den ersten Wurf die richtigen und einzigen Grundlagen der gesammten sprachlichen Forschung der Gegenwart und nächsten Zukunft glücklich getroffen wurden. Der schlagendste Beweis dafür ist, daß die übrige Philologie, mag sie Namen haben wie sie will, sich, so weit sie wahrhaft wissenschaftlich ist, den Geist, mit dem hier die Grammatik einer besonderen Sprache betrachtet, zu eigen zu machen gesucht und die frühere Methode ganz verlassen hat. Wir führen hier nur ein Hauptwerk dieses Zweiges, die vergleichende Grammatik von Bopp, an, wo jede Seite nicht bloß von der Benutzung der deutschen Grammatik, sondern auch von der Erkenntniß ihrer Principien Kunde giebt. Daß noch manche griechische und lateinische Grammatiken nach dem alten Schlendrian fabricirt werden, ist damit freilich nicht ausgeschlossen.

Der principielle Unterschied Grimms von früheren grammatikalischen Arbeiten liegt in dem Verständniß des geschichtlichen Moments. Dieß offenbart sich zunächst in der strengen Sonderung der zeitlichen und örtlichen Phasen der deutschen Sprachgeschichte, wovon man früher — wir verweisen z. B. nur auf das einstmals classische Werk Adelungs „Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur“ von Seite 308 an — die allerseltsamsten Ahnungen — Vorstellungen wäre zu viel gesagt —

gehabt hatte. Dann in der sorgfältigsten, bis dahin nicht einmal ähnlich versuchten Sammlung und Verbindung des unendlich zerstreuten Details, die erst dann möglich war, als überhaupt die Bedeutsamkeit jeder einzelnen Erscheinung der Culturgeschichte zum Bewußtsein gekommen war, denn mit dem puren abstracten Fleiß allein kann man zwar viele Einzelheiten auflesen, aber ohne daß damit die rechte Liebe für sie gegeben wäre, die ihnen allein ihre Integrität und Verwerthung sichert. Endlich in dem feinsten Gefühl und Verständniß für das scheinbar Untergeordnete, Bedeutungslose, das hier auch als lebendiges Glied des Ganzen zum ersten Mal gleichsam wieder von den Todten auferstand, und in der gewissenhaftesten Angabe der Grenzlinie des sicheren Bodens der Forschung und der bloßen Hypothese, wodurch von vornherein der ganze Wust der Faselei von dieser Disciplin ausgeschlossen wurde. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Arbeit recht eigentlich zu stufenweiser Vollendung bestimmt ist und nicht auf einen Wurf ganz und fertig sein kann. Wie in der naturwissenschaftlichen Forschung unserer Tage, so ist auch hier ein nie unterbrochener Weiterbau, Ergänzung und Verbesserung in allen einzelnen Theilen des bisherigen Ergebnisses recht eigentlich zu Hause, so daß nach und nach das ganze Gebäude ein anderes Aussehen gewinnt, ohne daß doch die Fundamente und die Hauptwände von ihrem Platze gewichen wären. Nach Ablauf von beinahe dreißig Jahren unausgesetzter Thätigkeit in der deutschen Grammatik, nachdem während dieses ganzen Menschenalters der Stoff auf alle Weise in früher nicht geahntem Maße sich vermehrt und um ebenso viel zugänglicher geworden ist, zeigt die 1848 erschienene Geschichte der deutschen Sprache Jacob Grimms freilich eine andere Physiognomie, wie der 1819 erschienene erste Theil der Grammatik, mit dem sie in Beziehung auf den Gegenstand zum großen Theile zusammenfällt.

Wenn wir in aller Kürze den gegenwärtigen Stand der Disciplin zusammenfassen wollen, wie er sich aus der eben erwähnten Geschichte der deutschen Sprache ergiebt, so müssen wir zum Nutzen und Frommen derjenigen unter unseren Lesern, denen das Buch nicht in die Hand gekommen sein sollte, noch eine Erläuterung einer vorhin gemachten Bemerkung vorausschicken: daß es im Großen und Ganzen mit dem ersten Bande der deutschen

Grammatik zusammenfalle. Der Titel besagt dieß nicht. Aus ihm scheint vielmehr hervorzugehen, daß hier die organische Entwickelung des ganzen deutschen Sprachstammes in der Totalität seiner inneren Entfaltung und zeitlichen und räumlichen Ausdehnung vorgeführt werden soll. In der That sind es aber nur die elementaren Erscheinungen der Sprache in einem verhältnißmäßigen, beschränkten Zeitraume, die hier mehr in großen und oft wirklich großartigen Uebersichten als in Einzelausführungen an uns vorüberziehen. Dieß ist im Wesentlichen auch die Aufgabe des ersten Theils der Grammatik. Dort werden die elementarsten Erscheinungen der Sprache, das Lautsystem und die Flexionen betrachtet, aber allerdings zeitlich und räumlich durch alle Epochen hindurch. Was in dieser Hinsicht der Geschichte der deutschen Sprache abgebrochen ist, wird zunächst auf dem grammatikalischen Gebiete — abgesehen von anderen hereingezogenen Thematen, die dem ersten Theile der Grammatik ganz fremd sind und auf welche wir später noch besondere Rücksicht zu nehmen haben — reichlich schon äußerlich ersetzt durch die versuchte Anknüpfung des gesammten germanischen Sprachstammes an die verwandten indogermanischen Sprachen. Bekanntlich hat dieß bereits Bopp in der vergleichenden Grammatik mit größtem Erfolg und ganz überraschenden Ergebnissen gethan, aber doch ohne auf die organische Vermittelung des gleich bei seinem ersten Auftreten so charakteristisch von den verwandten Sprachen sich sondernden Deutschen mit jenen Rücksicht zu nehmen. Hierin versucht die Geschichte der deutschen Sprache wesentliche Ergänzungen zu liefern, indem sie über das Gotische hinaus in den dürftigen Sprachtrümmern der früheren Zeit die Vermittelung nach beiden Seiten hin, zu dem germanischen Idiom und zu den urverwandten Sprachen, nachzuweisen sich bestrebt.

Nach dieser gewiß für Viele nicht überflüssigen Abschweifung kommen wir zu unserer nächsten Aufgabe zurück, den gegenwärtigen Stand der Disciplin zu zeichnen. Die deutsche Grammatik vermag jetzt über fast alle Hauptvorgänge in der Bildungsgeschichte unserer Sprache und ihrer Zweige, seit ihrem ersten Auftreten in der Literatur, d. h. also seit anderthalb Jahrtausenden, Aufschluß zu geben. Die wichtigsten Vorgänge der Sprache des heutigen Tages lassen sich in ihren Wurzeln und in ihren mannigfaltigen Metamorphosen bis dorthin als bis zu ihrem für die Grenze der

Wissenschaft letzten Ausgangspunkt zurückverfolgen und erhalten, während sie gegenwärtig durch viele Entstellungen oft als ganz unbegreifliche Seltsamkeiten erscheinen, von dort her ihre Begründung, ihren ursprünglichen Werth und Bedeutung. Von den alleräußerlichsten Dingen an, z. B. von den orthographischen Sonderbarkeiten, der Schreibung des stummen h, des stummen e ꝛc. bis zu dem Satzbau hinauf ist nichts, was nicht durch diese Forschungen aus dem Gebiete der Curiosität, des Zufalls in einen vernünftigen Zusammenhang, in eine durch die Gesammtentwickelung der Sprache bedingte Causalität gesetzt wäre, und so liegt das reiche Gebiet unserer Sprache jetzt klarer und verständlicher vor uns, als dieß irgend ein anderes Volk der Welt von seiner Sprache behaupten kann.

Die Begrenzung des bisher Geleisteten, zugleich der Punkt, von wo der weitere Fortschritt der Wissenschaft auszugehen hat, ist schon angedeutet. Zunächst ist im Einzelnen für jede Arbeitskraft schon auf dem bereits vorläufig bewältigten Gebiete noch reiche Nachlese übrig. Die täglich neu zufließenden germanischen Sprachquellen geben dafür unerschöpfliche Ausbeute. Dann ist auch äußerlich nicht einmal das vorgesteckte Ziel von der bisherigen deutschen Grammatik erreicht. Die complicirteren Spracherscheinungen, die über den einfachen Satz hinausgehenden Formen der Syntax, sind noch nirgends im Zusammenhang nur zu betrachten versucht worden. Der vierte Band der Grammatik von Grimm enthält nur die Lehre von den einfachen Sätzen; die Fortführung zu den combinirten ist zwar schon lange in Aussicht gestellt, bis jetzt aber noch nicht gegeben worden. Die andern Forscher in dieser Disciplin, deren verhältnißmäßig äußerst wenige sind, haben, wie es sich im Grunde zur Aufgabe des Schülers ziemt, die Schranken, die der Meister der Wissenschaft bis jetzt eingehalten hatte, noch nicht überschritten, sondern sich damit begnügt, im Einzelnen Nachlese zu halten. Die letzten Jahre haben in dieser Hinsicht manche beachtenswerthe Arbeit gebracht, z. B. die mittelhochdeutsche Grammatik von Hahn, wo bloß die zeitlich und räumlich im Verhältniß zu dem Gesammtumfang der deutschen Sprachgeschichte so enge mittelhochdeutsche Periode, d. h. die Sprache der Literatur der oberdeutschen Stämme vom 12. bis zum 14. Jahrhundert berücksichtigt wird. — Es kann nicht fehlen, daß in einer

so ausgedehnten Arbeit, wie der Grimmschen Grammatik einzelne Theile, wir wollen nicht sagen, minder sorgfältig als die anderen, aber doch mehr skizzenhaft ausgeführt sind, entweder weil das Material sehr dürftig oder sehr schwer zugänglich war oder weil der Gegenstand, obgleich an und für sich wichtig genug, doch im Vergleiche mit anderen Haupt- und Grundpfeilern des ganzen Gebäudes fürs Erste füglich etwas kürzer abgefertigt werden konnte. J. Grimm erklärt in der Vorrede zum ersten Theile selbst, daß er mehrere solche Partien in seinem Werke recht deutlich bezeichnen könne, vielleicht deutlicher als irgend ein Kritiker. So z. B. die Periode des Uebergangs aus der Schriftsprache des 12. und 13. Jahrhunderts in die Schriftsprache des 16., auf der bekanntlich unsere jetzige Literatur noch in allen wesentlichen Zügen beruht. Auf diese Punkte hätte sich die Forschung am ersten wenden sollen, aber leider ist hier außer einigen gelegentlichen Bemerkungen in Textesausgaben von mittelhochdeutschen Werken auch so gut wie nichts geschehen. Es erfordert allerdings gerade diese Arbeit besonders mühselig zu erwerbende Vorbedingungen. Einmal eine sehr genaue, relativ vollständige Kenntniß des früheren und späteren Sprachstandes, ferner eine Bekanntschaft mit einer über alle Begriffe ausgedehnten und ihrem Inhalt und Form nach eher abschreckenden als fesselnden Literatur, wie sie jene „bürgerlichen“ Jahrhunderte nach dem Ende des Ritterthums bis zur Reformation producirt haben.[5])

Eine andere Hauptrichtung, nach welcher auf diesem Gebiete noch Ergänzungen möglich sind, ist die Erforschung der Dialekte, der Sprache des Volkes, die von jeher, wenn auch zu keiner Zeit so schroff geschieden wie jetzt, neben der der Literatur einherging. Einiges ist durch vortreffliche lexikalische Arbeiten der letzten Zeit, z. B. durch Schmellers baierisches, Schmidts schwäbisches, Stalders schweizerisches und Toblers appenzellerisches Idiotikon geschehen. Aber diese Lexika sind keine Grammatiken; sie geben nur ein Bild des gegenwärtigen Sprachstandes und höchstens, wo sie zur Erläuterung der Form und Bedeutung eines heutzutage im Dialekt unverständlich dastehenden Ausdrucks in die Vergangenheit zurückgreifen, berühren sie sich etwas mit der historischen Grammatik.

In innigstem Zusammenhange mit dem Aufschwunge der Grammatik ist auch der Stand der Lexikographie in dem letzten

Menschenalter ein ganz anderer geworden. Was Adelung für die damalige Schriftsprache, Wachter, Haltaus, Frisch, Oberlin für die Zeit des Mittelalters leisteten, ist bei dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft ebenso unbrauchbar als die Grammatik Adelungs. Es kommt bei der Lexikographie nicht bloß darauf an, daß man nothdürftig und im Allgemeinen die Bedeutung eines Wortes erörtert, auch wohl mehr oder weniger massenhafte Citate beibringt: auch hier soll organisch oder historisch, was das Nämliche sagen will, zu Werke gegangen werden. Zunächst muß die Etymologie durch sorgsame Benutzung der Grammatik, dann die äußerlich verschiedenartigen Gestalten, in denen ein Wort auftritt, endlich die Modification seiner Bedeutungen in den verschiedenen Perioden der Sprache allseitig dargestellt sein, wenn es auf wahrhaft lexikalische, erschöpfende Darstellung abgesehen ist. Die letzten Jahre haben natürlich noch keine Arbeit gebracht, die sich über das Gesammtgebiet der deutschen Sprache erstreckt. Die Aufgabe ist auch so unendlich, daß sie vor der Hand noch gar nicht einmal annähernd gelöst werden kann. Dagegen sind einige gute Specialarbeiten zu Tage gefördert worden. Die Vollendung des althochdeutschen Sprachschatzes von Graff fällt noch vor die Grenzen der uns zunächst beschäftigenden Epoche, daher nur ein einziges Wort darüber. Bei allen bedeutenden Mängeln, die z. B. von J. Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache scharf gerügt worden sind, ist doch hier das lexikalische Material einer wichtigen Entwickelungsperiode in einer Vollständigkeit zusammengebracht, wie es, soweit unsere Kenntnisse reichen, in keinem ähnlichen Werke unserer oder einer fremden Literatur der Fall ist. — Nächst dieser althochdeutschen Periode ist die gotische am reichsten lexikalisch bearbeitet. Außer dem Glossar von Löbe zu der von ihm und v. d. Gabelentz besorgten Ausgabe des Ulfila sind vor Kurzem ein vollständiges gotisches Wörterbuch von Schulze und endlich die ersten Hefte eines „vergleichenden Wörterbuchs der gotischen Sprache“ von dem bekannten celtischen Sprachforscher Diefenbach erschienen. Leider ist diese letzte Arbeit durch die unselige Einmischung des noch ganz und gar für die Wissenschaft unbrauchbaren Celtischen sehr weitschichtig und recht eigentlich ein principloses Conglomerat von richtigen und höchst problematischen sprachlichen Notizen geworden.

Das Mittelhochdeutsche, die Sprache der Blütezeit der mittelalterlichen Cultur und Literatur, entbehrte, auffallend genug, noch außer Ziemanns gänzlich ungenügender Arbeit, eines wissenschaftlichen Lexikons. In der allerneusten Zeit hat W. Müller in Göttingen aus den sehr umfangreichen Vorarbeiten eines der heimgegangenen Altmeister der deutschen Philologie, des trefflichen Benecke, die zwei ersten Abtheilungen eines umfassenden mittelhochdeutschen Lexikons veröffentlicht, das allem Anschein nach wirklich das Bedürfniß befriedigen wird. Die anderen Sprachepochen haben, mit Ausnahme des eigentlich nur in einem größeren Literaturwerke vertretenen Altsächsischen, noch keine auch nur annähernde lexikalische Bearbeitung erfahren. Das Altsächsische dagegen besitzt, wie eben erwähnt, in dem Glossar zu der Ausgabe des Heljand von Schmeller die gediegenste lexikalische Arbeit, die überhaupt im Gebiete der deutschen Philologie existirt. Die neuere deutsche Sprache, seit Bildung des Neuhochdeutschen zu Luthers Zeit und theilweise durch Luther, wird demnächst durch das in seinen beiden Abtheilungen druckfertige Lexikon der Brüder Grimm (unter Beihülfe mehrerer jüngerer Forscher) ganz neue und weitreichende Aufschlüsse erhalten. — In den nordischen und älteren und neueren niederdeutschen Sprachen (mit Ausnahme des Altsächsischen) existirt noch kein der Rede werthes Lexikon, obgleich, z. B. für das Angelsächsische und das Altnordische, schon lange große Arbeiten in Aussicht gestellt sind.[6])

Lebhaftere Thätigkeit hat während der letzten Jahre im Gebiete der Hermeneutik und Kritik der Literaturdenkmale unsers Alterthums geherrscht. Hauptsächlich ist es die mittelhochdeutsche Periode mit ihren relativclassischen Werken, von denen manche zum ersten Male bekannt gemacht oder in sehr gereinigter Gestalt gewissermaßen auch als neue Entdeckungen der Wissenschaft überliefert worden sind. — Auch dieser Zweig der Wissenschaft ist von sehr neuem Datum. Während des vorigen Jahrhunderts sind allerdings äußerst umfangreiche Sammlungen älterer deutscher Werke gemacht worden, z. B. von Schilter in seinem Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, später von Müller (oder, wie er sich einer unter den damaligen Alterthumsfreunden herrschenden Marotte zu Liebe schrieb, Myller), von Bodmer und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts von Primisser, Büsching und v. d. Hagen;

aber sie Alle sind nicht über bloße mechanische Copien irgend einer zufällig entdeckten Handschrift eines alten Werkes hinausgekommen. Noch dazu arbeiteten die eben Genannten meist so massenhaft und in Bausch und Bogen, daß sie sich gewöhnlich nicht die Zeit nahmen, die armseligen Materialien, die eine Handschrift naturgemäß bieten kann, wenigstens gewissenhaft und correct zu benutzen. Ein Beispiel davon ist, um unzählige zu übergehen, das bekannte, der uralten longobardischen Sage angehörige Gedicht von König Rothers Brautfahrt, wie es in der seiner Zeit hochgepriesenen Sammlung altdeutscher Gedichte von Büsching und v. d. Hagen steht, verglichen mit den wahren Lesarten der dabei benutzten Handschrift in Wilkens Geschichte und Beschreibung der Heidelberger Bibliothek und mit dem neuen vollständigen Abdruck in Maßmanns deutschen Gedichten des 12. Jahrhunderts. Die 1819 erschienene Ausgabe des Wigalois von Benecke bezeichnet hier den Anfang einer neuen Epoche. Verglichen mit den bald darauf folgenden Textesherstellungen Lachmanns in den Nibelungen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Hartmanns Iwein und Gregor, mit Haupts Ausgaben des Engelhart von Konrad von Würzburg, Erek von Hartmann von Aue ꝛc. und vielen Arbeiten aus Beider Schule ist sie freilich nur ein schwacher, jetzt lange in aller und jeder Beziehung überholter Erstlingsversuch.

Es war ein nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn für unsre Hermeneutik und Kritik, daß sich ihr eine Kraft wie die Lachmanns mit Vorliebe zugewandt hat. Ein Philolog von gründlichstem Wissen in der antiken Literatur, vollständig vertraut mit den hermeneutischen Leistungen dieser Disciplin, dazu recht eigentlich zu der freisinnigen Kritik befähigt, fand er hier noch eine vollständige terra incognita, wo noch Alles zu thun, aber auch wegen des Mangels an schon vorhandenen hermeneutischen Schulen mit ganz anderem Erfolge als in der antiken Philologie neue Bahnen eröffnet und die ganze Wissenschaft nach neuen Principien organisirt werden konnte. Das Resultat aller dieser zusammenwirkenden Verhältnisse war, daß Arbeiten, wie die zweite Ausgabe des Iwein nicht bloß als Muster für alle Textesausgaben älterer deutscher Werke da stehen, sondern daß auch eine strebsame junge Generation unter den classischen Philologen sich

an ihnen bildet, weil die bisherige antike Philologie keine Arbeit aufweisen kann, die sich in wissenschaftlicher unerbittlicher Schärfe, Detailstudium und Eindringen in das Allerindividuellste des Autors mit dieser vollendeten Herstellung des gemüthlichen mittelalterlichen Epikers messen kann. Es wäre nur, beiläufig bemerkt, zu wünschen, daß sich diese junge philologische Generation möglichst bald der Hauptwerke der antiken Literatur, z. B. des Homer, erbarmte, der trotz mehrerer hundert Abdrücke seit Erfindung der Buchdruckerkunst doch noch in einer so entstellten Form in allen unseren Ausgaben mit und ohne Commentar vorliegt, daß es auf Jeden, der einigermaßen mit dem möglichen Maße der Leistungsfähigkeit der heutigen Texteskritik vertraut ist, fast einen komischen Eindruck macht.

Begreiflicher Weise hat sich diese Thätigkeit in der deutschen Philologie zunächst der durch Form und Gehalt bedeutendsten Werke der Vergangenheit bemächtigt, und je nachdem man die Begriffe Form und Gehalt definirt, lassen sich zwei Hauptrichtungen nachweisen, die mit besonderer Vorliebe eingeschlagen worden sind. Einmal so, daß dabei das ausschließlich sprachliche Interesse berücksichtigt wurde; hier wandte man sich begreiflicher Weise zu den möglichst ältesten Denkmälern der Sprache. So sind alle bis jetzt bekannten Erzeugnisse der gotischen Literatur in vortrefflichen Ausgaben vorhanden; ebenso die meisten der althochdeutschen Periode und das einzige Hauptwerk der altsächsischen, der Heljand, dessen musterhafter Bearbeitung wir schon oben gedachten. Alle diese Denkmale mit einziger Ausnahme der Evangelienharmonie von Otfried und des Heljand bieten durchaus kein anderes Interesse als ein sprachliches im engsten Sinne des Wortes und höchstens einige von ihnen auch ein größeres allgemein culturhistorisches, was außerdem an und für sich für jede Aeußerung des menschlichen Geisteslebens in der Geschichte beansprucht werden kann.

Anders ist es mit den Denkmalen der folgenden Periode der mittelhochdeutschen Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert. Hier ist in unserer Poesie und auf beschränktem Gebiete in der Prosa durch die geistliche Beredsamkeit allerdings eine relativ classische Aera der Literatur geschaffen, die nicht bloß als culturhistorisches Moment, sondern auch aus kunsthistorischem und ästhetischem Gesichtspunkt die Betrachtung fesselt. Daneben ist diese Literatur so

außerordentlich weitschichtig, daß an eine Hervorziehung aller ihrer Denkmale auf einmal so wenig gedacht werden konnte, daß nicht einmal die in geometrischer Progression fortschreitende Betheiligung mehrerer Generationen von Alterthumskundigen dazu ausreichen dürfte. Hier mußte also Auswahl getroffen werden und diese ist fast immer von dem ästhetischen und literarhistorischen Gesichtspunkte ausgegangen. So besitzen wir die wichtigsten, eigentlich classischen Werke der besten Blütezeit jener Epoche in den oben theilweise erwähnten Restitutionen, dagegen sind nur wenige der minder bedeutenden aus dieser Zeit, die wie jede andere natürlich mehr des minder Bedeutenden als des Classischen producirte und noch wenigere aus der Periode des Herabsinkens, des Verfalls der Kunst edirt. Etwas besser schon ist die Zeit vor der classischen Periode vertreten, wo besonders in den letzten Jahren manche Hauptwerke, z. B. das Rolandslied oder der Zug Kaiser Karls nach Spanien, die Kaiserchronik, viele religiöse und didaktische Gedichte, in genügenden Ausgaben erschienen sind. Aber noch fehlen sogar Gedichte vom ersten Range, um nur eins zu erwähnen, gerade das einstimmig von den Zeitgenossen und den Späteren als der Abschluß der Vorperiode und der Anfang der classischen Aera der deutschen Poesie des Mittelalters begrüßte große Epos Heinrichs von Veldecke, jene unendlich oft genannte und doch so wenig gekannte Eneit, die in der einzigen bis jetzt gelieferten Ausgabe, in der oben erwähnten Müllerschen Sammlung fast so gut wie nicht herausgegeben ist.[7])

Der Fortschritt unserer Literaturgeschichte des Alterthums hängt wie natürlich wesentlich von den Arbeiten der Textkritik und Hermeneutik ab. Die Arbeit wäre zu groß, wollte man dem Literarhistoriker auch noch außer seiner speciellen Aufgabe die Hervorziehung und vollständige Säuberung des Materials zumuthen.

Einstweilen kann nach dem, was wir oben ausführten, also auch noch gar nicht die Rede sein von einer einigermaßen genügenden Darstellung des Entwickelungsganges unserer älteren Literatur, so lange noch unzählige Werke derselben ruhig den Schlaf der Vergessenheit in den Handschriftenschränken unserer Bibliotheken schlummern und andere, wie z. B. fast alle Gedichte aus unserem nationalen Sagenkreise, mit Ausnahme der Nibelungen und der

Gudrun zwar gedruckt, aber in schreckhafter Rohheit und gänzlicher Verwahrlosung vorhanden sind.[8]) Wenn man sich die Aufgabe des Literarhistorikers klar macht, so ist, wie gesagt, durch solche Verhältnisse, die zu ändern über die Geisteskraft und Arbeitsfähigkeit des Einzelnen hinausgeht, die Unmöglichkeit wahrhafter Literaturgeschichten erwiesen. Man fordert doch wohl mit Recht von einer solchen, daß sie nicht nur im Allgemeinen die Hauptmomente der literarischen Thätigkeit in ihrem innern culturhistorischen Zusammenhange, sondern auch die Bedeutung der einzelnen Erscheinungen als Erzeugnisse des künstlerischen Geistes der Zeit und Nation im Einzelnsten, mit feinster Zergliederung des Details, sorgfältigstem Eingehen auf das Individuelle des ethischen und poetischen Elementes in ihnen sich zu eigen gemacht habe, ehe sie uns das Gesammtbild einer literarischen Epoche oder der Literatur eines ganzen Volkes in breiteren oder feineren Strichen zeichne, denn die Arbeit bleibt nothwendig dieselbe, mag man sich die Grenzen der Darstellung weiter oder enger gesteckt haben. Daher muß man, weil eine vollständige Lösung der Aufgabe noch ein Ding der Unmöglichkeit ist, auch die gar nicht seltenen Literaturgeschichten der älteren Zeit von vornherein nur als theilweise Versuche zur Lösung derselben ansehen, die um so gelungener genannt werden können, je schärfer sie sich selbst die Grenzen ihrer durch individuelle Verhältnisse aller Art bedingten Leistungsfähigkeit klar gemacht haben.

Obenan in dieser Beziehung steht die Geschichte der deutschen poetischen Nationalliteratur von Gervinus, deren beide ersten Bände die Zeit, welche der Literaturkunde unseres Alterthums anheimfällt, behandeln. Ueberhaupt wird diese Selbstkenntniß immer da sich finden, wo wahre geistige Schärfe, ernster und gediegener Wille zur Arbeit zu Hause ist, Vorzüge, die wir nicht nöthig haben, an Gervinus und besonders in dem genannten seinen Ruf verdienenden Werke zu rühmen. Will man die Beschränkung oder das, was man gewöhnlich den Standpunkt des fraglichen Werkes nennt, kurz charakterisiren, so liegt sie darin, daß das eigentlich literarhistorische Moment im engern Sinne des Worts ganz ausgeschlossen ist. Der Verfasser thut sich in der Vorrede und sonst an betreffenden Stellen etwas zu Gute darauf, daß er kein Philosoph, d. h. Aesthetiker, und kein Poet ist, daß er die zur Betrachtung

vorliegenden Werke nicht deßwegen gelesen habe und darstellen wolle, weil ihn das Ringen des Menschengeistes nach der formalen Vollendung des Ausdruckes seines innern Lebens, d. h. eben das Aesthetische oder Poetische als solches, fesselt und ein wohl der Beachtung des denkenden und fühlenden Sinnes der späteren Zeit würdiges Schauspiel dünkt, sondern ihm ist es nur um den Gehalt, d. h. um die ethische Seite dieser von dem gegebenen Standpunkte eigentlich als eine unbegreifliche Curiosität, als eine närrische Laune des närrischen Dinges, welches man Menschenherz zu nennen pflegt, in der Luft schwebenden Producte zu thun. — Aber selbst diese Beschränkung muß noch weiter beschränkt werden, wenn sich auch der Verfasser vielleicht der in der That vorhandenen noch engeren Grenzen seiner Auffassung und Darstellung nicht bewußt zu sein scheint. Es ist nicht der unendlich reiche Gehalt des ethischen Elements in seiner ganzen Ausdehnung, der ihm gleichmäßig zugänglich ist und dessen wechselndem Ausdrucke in der Jahrhunderte umfassenden Reihe der Denkmale unserer Literatur er nachspürt, sondern jene Seite desselben, die über die so beschränkten und doch wieder so unendlich weiten Interessen des Individuums hinaus das Wechselverhältniß der Individuen, so weit sie sich schroff als solche und zugleich doch auch wieder als Unterthanen großer objectiver Ideen fühlen, d. h. das politische Moment im vollen, wahrhaften Sinne des Wortes betrifft. Somit ist die Vertiefung des Geistes in sich und seine unendlichste Verallgemeinerung, sein vollständigstes Aufgehen in das Objective, was in der Sphäre des Religiösen geschieht, außerhalb der Grenzen der Betrachtung des Werkes, das nach seiner von uns eben versuchten thatsächlichen Umschreibung richtiger eine Geschichte der in der deutschen poetischen Literatur dargestellten politischen Ideen heißen würde und innerhalb dieser Sphäre allerdings als unübertroffenes Meisterwerk dasteht.

Den ganzen Umfang der Forderungen, welche man an die Literaturgeschichte, wenn sie wirklich ihren Namen verdienen will, mit Recht macht, mittelst einer auf das Gesammtgebiet unseres Alterthums oder auch nur auf eine Hauptepoche oder Hauptmoment derselben sich ausdehnenden Darstellung zu erfüllen, ist bis jetzt, wie gesagt, noch nicht versucht, wenn man nicht Bücher wie die erst neuerlich in zweiter Auflage erschienenen Vorlesungen Vilmars

über die Geschichte der deutschen Poesie hierher rechnen will, die übrigens, wie der Verfasser ausdrücklich hervorhebt, gar nicht diesen Anspruch erheben sollen. Es sind sinnige und liebenswürdige Ergüsse eines durch individuelle Anlage manchen Erscheinungen der alten Literatur wahlverwandten Geistes, doch mehr nach Innen gewandt und wieder nur durch das wohlwollend erregte Gefühl faßlich, als daß diese Stimmung wahrhaft festgehalten und in objective an und für sich und auf sich selbst feststehende Gebilde gegossen wäre. Das Verständniß der Kunstform liegt einer solchen Geistesrichtung ganz fern und nirgends nimmt der Verfasser auch nur einen Anlauf dazu, sich diese unbekannte Region zu erobern, wenn man nicht etwa die als herkömmlichen Ballast auch hier mit fortgeführten eingestreuten Notizen über Alliteration, über den Strophenbau der Minnesänger 2c. dafür gelten lassen will.

Es existirt bis jetzt nur eine einzige, dem Stoffe nach sehr beschränkte Monographie aus dem Bereiche unserer älteren Literaturgeschichte, die in der That alle Ansprüche an ein derartiges Werk erfüllt. Dieß ist das wahrhaft erquickliche und zugleich außerordentlich lehrreiche Buch Uhlands über Walther von der Vogelweide, wo ein echter und frischer Dichter mit warmem Sinn für die wahlverwandte Erscheinung und vollem technischen Verständniß des Stoffes nach allen seinen mannigfaltigen Richtungen ein in seiner Art vollendetes wissenschaftliches Kunstwerk geliefert hat, wie die deutsche Literatur etwas Aehnliches nur allein an der Analyse des Hamlet in Wilhelm Meister aufzuweisen hat. Schade nur, daß dieses wahre Kleinod unserer Literatur so gar wenig gekannt ist. Daß es nicht mehr Nacheiferung erzeugt hat, ist allerdings auch bedauerlich, aber doch erklärlich, weil eine ganz außerordentliche Vereinigung von Vorbedingungen dazu nöthig ist, während das Factum, daß dieses Buch eigentlich nur eine Bücherberühmtheit besitzt, schwer zu begreifen ist.

Mit gänzlicher Uebergehung aller dilettantischen Experimente in dem Gebiete bleibt noch eine andere Behandlungsart zur Erwähnung übrig, die vorerst noch in gewisser Weise die wirkliche literarhistorische Darstellung ersetzen hilft. Wir meinen die sehr zahlreichen Uebersetzungs- und Vermittelungsversuche, die seit etwa zwanzig Jahren mit Denkmalen unserer älteren Poesie vorgenommen wurden. Gewöhnlich von wohlmeinenden, oft begeisterten und

poetisch begabten Dilettanten ausgehend, konnten sie die Wissenschaft als solche wenig fördern und dieser es gleichgültig sein, ob so und so viel Leute aus dem größeren Publicum sich an den jammervoll mißverstandenen und übel nachgebildeten markigen Nibelungenstrophen erfreuten oder Anstoß nahmen. Doch fallen auch viele solcher Versuche, z. B. Simrocks sämmtliche, bekanntlich eine kleine Bibliothek bildenden Uebertragungen aus dem Altdeutschen in die Grenzen der Wissenschaft, weil ihre Urheber die mühsame Arbeit des Lernens und Begreifens des Materials der Alterthumskunde nicht gescheut haben. Mag man über den Werth solcher Arbeiten im Allgemeinen sehr verschiedener Meinung sein, so muß doch jeder Unbefangene bei dem genannten Uebersetzer den regsten Eifer, gründliche Kenntnisse und stets fortschreitende Technik anerkennen. Man vergleiche nur etwa seine Uebersetzung des Parzival, die wohl die gelungenste aller seiner Arbeiten ist, mit seiner ersten Uebersetzung der Nibelungen. Simrock hat sich früher mit Vorliebe dem nationalen Sagenkreise zugewandt. In seinem sogenannten Heldenbuche sind viele erhaltene Gedichte desselben besonders aus der gotischen Stammsage von ihm übersetzt. Nur die Bearbeitung des Walther von der Vogelweide und die eben erwähnte des Parzival gehört einem andern Genre der Literatur, dem eigentlichen classischen des Mittelalters, der ritterlichen Kunstpoesie an. Beide zeugen von seiner entschiedenen Befähigung dafür, und es ist zu hoffen, daß er mit seiner großen Arbeitskraft und fortschreitenden Technik noch manches Hauptwerk jener Gattung uns in erneuter Gestalt zugänglich macht.[9])

Bis jetzt ist nur ein einziges, Tristan und Isolt, durch Hermann Kurz, aber allerdings auch mit seltener Vollendung der äußeren und inneren Kunstform so erneut worden, daß es nicht eine bloß gutgemeinte, aber höchst unerquickliche Verstümmelung des Originals genannt werden darf. Lyrische Stücke aus den ersten Meistern des Minnegesangs sind seit Tieck viel häufiger und trotz der ungleich größeren sprachlichen und metrischen Schwierigkeiten viel genügender übersetzt worden. — Eine andere Art von Ergänzung oder Ersatz der Literaturgeschichte wird durch Anthologien gegeben. Unsere mittelalterliche deutsche Literatur ist sehr reich mit solchen bedacht und jede Messe bringt einige neue noch hinzu, fast alle für das Bedürfniß des neuerlich erst in die Reihe

der Unterrichtsgegenstände eingetretenen deutschen grammatikalischen und literarhistorischen Unterrichts an höheren und niederen Realschulen. Fast alle sind äußerlich nach dem Muster der besten und verbreitetsten Sammlung dieser Art, dem „Lesebuch" W. Wackernagels zugeschnitten, gewöhnlich aber ohne eine Ahnung von der wahren Bedeutung dieses vortrefflichen Werkes nur nach subjectiven Gesichtspunkten gemacht. Das Wackernagelsche Lesebuch nämlich, dessen erster, die mittelalterliche Literatur, besonders Poesie bis zum 16. Jahrhundert umfassender Theil uns hier allein angeht, verfolgt die formelle Entwickelung der Literatur, vorzüglich der auf Kunstformen von Hause aus angewiesenen poetischen als Hauptzweck und mit solchem Geschick, daß dadurch wenigstens für die gewöhnlichen Bedürfnisse eine ganze Bibliothek ersetzt wird. Die Texte sind mit großer Sachkenntniß, viele aus Anderen noch unzugänglichen Quellen gewählt und mit allen Hülfsmitteln der durch Lachmann geschaffenen Kritik gereinigt und hergestellt. Ein sorgfältig gearbeitetes Wörterbuch erleichtert den Gebrauch des Buches außerordentlich. Die pilzartig emporschießenden vorhin erwähnten Anthologien wissen von dem formellen Gesichtspunkte nichts oder vielmehr ihre Verfasser sind zu sehr Dilettanten, um bei dem besten Willen die charakteristischem Erscheinungen aufzufinden und auszuwählen. Sie sind als getreue Copien des Urbilds gewöhnlich auch mit Glossaren versehen, diese aber, so wie die Texte, pflegen von den lächerlichsten Fehlern zu wimmeln. Als das classischste Beispiel dieser in erfreulichem Schwunge befindlichen Anthologienfabrication bezeichnen wir hier die im vorigen Jahre erschienene Kehreinsche, wo neben den Texten zur Erleichterung der Herren L e h r e r der deutschen Literatur, die mit einem im Style einer Eselsbrücke verfertigten Glossar doch noch nicht sich forthelfen können, eine fortlaufende wörtliche Uebersetzung geht, in der ein burlesker Fehler den andern ablöst, z. B. in dem bekannten Hymnus Gottfrieds von Straßburg [10]) an die heilige Jungfrau, „sie betete täglich sieben Stunden lang," weil der Verfasser nicht weiß, daß 'stunt' im Mittelhochdeutschen so viel wie unser „Mal" bei Zahlwörtern besagt, wonach also das ganz Gewöhnliche herauskommt „sie hielt ihre sieben Tageszeiten (horae canonicae)", und tausend dergleichen ergötzliche Dinge nach dem classischen Vorbilde von 'tanta erat ejus superbia' „seine Tante war eine Superbia."

Neben der Anthologie von Wackernagel steht in selbständiger Tüchtigkeit nur noch die von G. K. Frommann, dem Herausgeber des Herbort und Schüler von Grimm und Gervinus, da. Ihre Tendenz ist eine ganz andere. Sie will für die culturhistorischen Momente, auf die es der Gervinusschen Richtung allein ankommt, die charakteristischen literarischen Belegstellen ausheben. Die Vorbereitung und Befähigung des Autors zur Behandlung seiner Texte steht der Wackernagels nicht nach, und da jener literaturgeschichtliche Gesichtspunkt allerdings seine volle Berechtigung hat, so ist das Buch mit vollem Recht eine gelungene und sehr instructive Arbeit zu nennen.

Neben den erwähnten Arten literarhistorischer Darstellung und der Vermittelung einzelner Dichterindividualitäten durch Uebertragungen in die heutige Sprache ist noch die mehr statistische, das gelehrte Material vorzüglich berücksichtigende, in diesem Fache mit Erfolg gehandhabt worden. Die classische Literaturgeschichte hat bekanntlich nach dem ganzen Geiste der Philologie der vorigen Jahrhunderte schon lange hierin ausgezeichnete Musterwerke aufzuweisen, z. B. die Bibliotheca Graeca des Fabricius in der Umarbeitung von Harleß und aus der neueren Zeit Bährs Geschichte der römischen Literatur. Solche Arbeiten sind in der That die nothwendige Vorbereitung für eigentliche historische Darstellungen, ohne daß sie natürlich diese irgendwie ersetzen oder gar überflüssig machen könnten. Auch ist es dabei nicht etwa mit einem bloßen trockenen und kritiklos zusammengewürfelten Notizenkram gethan, es bedarf vielmehr, wie jede Zeile der angeführten Werke zeigt, eines großen Aufwandes des mühseligsten Fleißes und einer nicht geringeren kritischen Begabung, wenn wirklich Genügendes geleistet werden soll. Je mehr solche Arbeiten die aus inneren Gründen sich ergebende äußere Grenzlinie scharf und gewissenhaft einhalten, desto größer ist der Gewinn für sie. Allerdings war dieß in einer früheren Zeit, die sich noch mit dem wissenschaftlichen Stoffe als solchem begnügte, leichter als in der Gegenwart, wo ganz unwillkürlich der Drang nach innerer pragmatischer Belebung des Rohmaterials sich des Autors und des Publicums bemächtigt hat. Aus diesem Drange der Zeit, aus einer übel verstandenen philosophirenden Richtung, wie man sie mit Recht früher zu bezeichnen pflegte, denn es ist ein Ausfluß desselben Geistes, der

den Aufschwung unserer deutschen Philosophie nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts bedingt hat, sind ursprünglich statistisch-literarhistorische Werke, wie die Kochs und Bouterweks, so höchst unerquicklich zwitterhaft geworden, daß deren Lectüre gegenwärtig zu den unangenehmsten Aufgaben gehört, weil wir in den pseudo-philosophischen Partien überall nur Ungenügendes, einen beschränkten, längst vergessenen Standpunkt finden und doch der alte, ehrbare, trockene und nüchterne Fleiß, die bis in das alleräußerlichste Detail respectvoll eindringende Sachkenntniß überall durch jene Richtung benachtheiligt ist. Gleiches gilt im Ganzen auch von allen späteren ähnlichen Versuchen, von den literarhistorischen Arbeiten der Schlegel, Horns, Rosenkranz', Rinnes &c., so verschieden auch die philosophischen oder ästhetischen Principien und die individuelle geistige Begabung der Einzelnen sein mag. — Unsere deutsche Literaturgeschichte entbehrt noch eines in seiner Art ebenso classischen Werkes, wie es etwa die Bibliotheca Graeca ist, das als sicherer, nie trügender Leitfaden bei selbständigem geschichtlichen Studium der Denkmäler der alten Literatur sich geradezu unentbehrlich erweist. In compresser Gestalt leistet der Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Koberstein allerdings sehr viel. Ein äußeres Zeugniß dafür liegt darin, daß das so anspruchslose Buch bereits drei vollständige Auflagen erlebt hat (die vierte 1845 begonnene ist noch nicht ganz vollendet) und hoffentlich noch viele in Aussicht hat.[11]) Hier findet man wenigstens alle nothwendigen Fingerzeige zu den unendlich zerstreuten und theilweise sehr schwierig aufzutreibenden Quellen, aus welchen das Studium unserer älteren Literatur schöpfen muß, Alles mit der größten Gewissenhaftigkeit und vollkommenem Sachverständniß gegeben. Durch übersichtliche Einleitungen zu den Hauptperioden der Entwickelungsgeschichte unserer Literatur hat der Verfasser zugleich die Vermittelung mit den beseelteren Forschungen von Gervinus und Anderen herzustellen versucht. Auch hier finden sich seine eben gerühmten Eigenschaften wieder, aber es fragt sich doch, ob es nicht zweckmäßiger wäre, den Raum für eine breitere und massenhaftere Ausführung der eigentlichen Aufgabe des Werkes, die doch nur jene statistische ist, anzuwenden. Indessen ist gegenwärtig in Deutschland, wo sonst ganze Bibliotheken von Büchern, die nur aus abgerissenen Notizen bestanden, geschrieben worden

sind, eine so große Scheu eingerissen, auch da, wo es am Platze ist, ein derartiges Buch zu schreiben, daß dieser unser frommer Wunsch, dessen Erfüllung sehr vielen Lehrern und Lernenden zu Gute käme, wohl unbeachtet bleiben wird.

Ganz neuerlich hat Wackernagel seinem Lesebuche in einem Handbuche der Literaturgeschichte eine in ähnlichem Geiste verabfaßte Zugabe beigefügt, von der aber bis jetzt nur der Anfang erschienen ist. Der Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit der Behandlung, nur ist sie eben auch wieder gar zu compreß, gar zu skizzenhaft angelegt. Der Raum, den bei Koberstein die allgemein culturhistorischen Einleitungen wegnehmen, wird hier durch in ihrer Art vortreffliche Abrisse über die Entwickelungsgeschichte der Sprache innerhalb der betreffenden Periode ausgefüllt. Die schaarenweise auftauchenden ähnlich betitelten Arbeiten, die von Jahr zu Jahr auf eine bedenkliche Weise sich mehren, übergehen wir ganz. Sie sind, mit mehr oder minder sorgfältiger Benutzung der angeführten streng wissenschaftlichen Arbeiten, von Dilettanten und für Dilettanten, d. h. gewöhnlich für den Gebrauch der Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an Realschulen und anderen Unterrichtsanstalten, wo dieses Fach zwar noch immer höchst stiefmütterlich betrieben, aber eben doch laut Lectionskatalog betrieben wird, verabfaßt und können nicht dazu beitragen, das traurige Verhältniß halb oder gar nichts wissender Lehrer und gelangweilter und unlustiger Schüler zu verbessern.

Als ein weiterer Haupttheil der gesammten deutschen Alterthumskunde hat sich oben das weitläufige und schnell unter einen terminus technicus zu fassende Gebiet ergeben, welches die Ueberreste der unmittelbaren Volksüberlieferung, wie sie noch in die Gegenwart hereinragt, aus der grauesten Vergangenheit her oder ihre Formen und Schicksale in einer früheren Periode unserer Geschichte umfaßt. Dieß Gebiet ist frühzeitig, d. h. gleich im Beginn der wirklichen Begründung der Alterthumswissenschaft, vortrefflich angebaut worden; wir erinnern nur an die Sammlung der deutschen Volksmärchen durch die Brüder Grimm, das Werk aus dem Gesammtgebiete der ganzen Wissenschaft, das durch und durch so volksthümlich geworden ist, wie, so weit wir sehen, keine andere streng wissenschaftliche Arbeit in irgend einem Fache.

Wir nennen es mit Recht streng wissenschaftlich wegen der außerordentlich scharf zurecht gehauenen kritischen Fundamente, auf denen diese Sammlung ruht. Sie ist dadurch auch in der Wissenschaft populärer geworden, als andere Arbeiten der Herausgeber. Alle neueren Märchensammlungen nicht bloß in Deutschland — es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß nach den Brüdern Grimm noch eine reiche Nachlese geblieben ist und sogar noch jetzt aller Orten gemacht werden kann — sondern auch fremder Länder, J. W. Wolfs niederländische Sagen, Thieles dänische, Chambers' schottische, vor Allem Moes und Asbjörnsens norwegische Märchen und Sagen (weniger die schwedischen Sagohäfder von Afzelius) sind in Bezug auf Princip und Methode nichts als wortgetreue Copien dieses classischen Urbildes. Sollte damit noch nicht das wissenschaftliche Verdienst des Werkes einleuchtend sein, das sich allerdings theilweise zu einer unvergleichlichen Unterhaltungslectüre für Jung und Alt eignet, so bitten wir, einen Blick in die Anmerkungen zu werfen, wo die massenhafte Gelehrsamkeit der Herausgeber wohl von Jedem leicht erkannt werden wird.

Neben den Märchen existirt auch eine Sammlung der deutschen Sagen von denselben Verfassern. Die Gebiete sind so abgegrenzt, daß dem Märchen das ganz phantastische weder an die Realität des Ortes noch der Zeit geknüpfte Gebiet anheimfällt, während die Sage wenigstens die Voraussetzung einer Anknüpfung an die Geschichte in sich enthält. Ein weiterer Unterschied läßt sich in der That nicht machen, denn es wäre höchlich verfehlt, wenn man etwa so definiren wollte, daß man den Märchen eine mythologische und der Sage eine historische Grundlage zuspräche. Gewöhnlich ist Beides zusammen sowohl im Märchen als in der Sage, wenn auch in dem ersteren die historische Grundlage so ohne Ausnahme für die oberflächliche Betrachtung ganz verschwunden ist und in der letzteren der mythologische Stamm ganz und gar durch scheinbar aus historischem Keime gewachsenes Blätterwerk verdeckt wird. In den beiden ersten Sammlungen der Art ist, wie gesagt, der einzige wirklich bestehende Unterschied festgehalten, aber von späteren auf demselben Felde Arbeitenden oft nicht ohne Nachtheil übersehen worden.

Die letzten Jahre haben verschiedene sehr dankenswerthe Sammlungen von Märchen und Sagen zusammen aus den ver-

schiedensten deutschen Ländern gebracht, so, um vom Norden nach dem Süden zu gehen, Müllenhoffs schleswig-holsteinische, Kuhns und Schwartz' norddeutsche, Sommers thüringische, Panzers baierische Sagen, die letzteren gleich auf dem Titel sich als Beiträge zur deutschen Mythologie verkündend, ungerechnet der in vielen Vereinszeitschriften zersplitterten einzelnen Beiträge. Bis jetzt sind diese Arbeiten hauptsächlich zum Nutzen und Frommen der deutschen Mythologie unternommen worden, die, wie wir unten sehen werden, durch ihren Begründer J. Grimm auf sie, als auf eine sehr wichtige Quelle verwiesen worden ist. Aber sie ließen sich auch noch in ganz anderer Weise verwerthen, z. B. als echteste und untrüglichste Quelle für eine Statistik des nationalen Seelenlebens, da sich in ihnen jenes so schwankend zur Erscheinung kommende und doch so in den tiefsten Tiefen der Erde wurzelnde Ding, was man Nationalcharakter oder Volksseele zu nennen pflegt, viel unmittelbarer und leichter, als irgend anderswo, so zu sagen ohne Hülle zu offenbaren beliebt hat. — Ganz abgesehen von dieser noch nicht einmal versuchsweise begonnenen Arbeit, bleibt noch sehr viel für die bloße äußere Beischaffung des Materials zu thun, das mehr und mehr unter den Händen entschwindet. Fast täglich gehen uralte Ueberlieferungen spurlos zu Grunde, denn es scheint, als wenn der seit dreihundert Jahren in der Volksseele begonnene Bruch mit der eigenen, auf supranaturalistischen Voraussetzungen beruhenden Vergangenheit oder, wie man zu sagen pflegt, mit dem Mittelalter, in unseren Tagen zum Abschluß kommen solle. Sobald dieß aber der Fall ist, müssen jene Traditionen von selbst ihr Grab finden. Und doch sind sie uns im wissenschaftlichen Interesse so kostbar, daher keine Stunde für derartige Sammlungen versäumt werden darf.

Für den Sagenschatz der Vergangenheit, soweit er durch literarische Denkmäler derselben auf uns gekommen ist, besitzt die deutsche Alterthumskunde in W. Grimms deutscher Heldensage wenigstens eine vorläufig befriedigende Arbeit. Bekanntlich sind unter den Stoffen unseres älteren Epos, von welchem von diesem Standpunkte aus fast allein die Rede sein kann, die meisten entlehnt. Ja die eigentlichen Meisterwerke der besten Zeit, die classischen Schöpfungen Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Straßburg ruhen mit einer einzigen

verhältnißmäßig geringfügigen Ausnahme — Hartmanns Armer Heinrich — durchaus auf Sagen, die einer fremden Nationalität, der celtisch-romanischen, angehören. Doch war der aus der Urzeit fortgeführte Vorrath von einheimischen Sagen noch so mächtig in der Volksseele gewurzelt, daß er für sich ein selbständiges Epos neben jenem classischen erzeugte, dessen Spitzen in den Nibelungen und in einigen Theilen der Gudrun vorliegen und dessen Masse noch gar nicht vollständig und genau bekannt ist. Den Stoff dieser Epen in seinem gegenseitigen Zusammenhang und seiner Verknüpfung mit der Vergangenheit des Volkes darzustellen, ist die Aufgabe des erwähnten Buches, die auf einem verhältnißmäßig zu sehr beschränkten Raume, auf einigen hundert Seiten, gelöst wird. Wenigstens ertrüge das außerordentlich ausgedehnte Material und besonders die Theile desselben, die mit dem Sagenkreise des Nordens ganz unmittelbar — mittelbar ist es bei allen der Fall — zusammenhängen, selbst bei Beibehaltung der bis jetzt festgehaltenen leitenden Gesichtspunkte recht wohl eine ausführlichere Behandlung. Vielleicht bringt sie uns eine zweite Auflage des Buches, zu der schon lange Hoffnung gemacht ist.[12]) —

Als eine eigenthümliche Branche dieses Gebietes ist das Volkslied anzusehen, das, bei uns Deutschen schon seit Jahrhunderten überwiegend subjectiv-lyrisch geworden, die in den Märchen und Sagen in objective Gestalten verkörperten Bewegungen der Volksseele am allerunmittelbarsten wiedergiebt. Aber freilich auf zu beschränktem Gebiete und meist in zu dürftiger oder entstellter Ueberlieferung. Aus dem Subjectiv-lyrischen sind wieder nur ein Paar Momente fast ausschließlich begünstigt, vor Allem die Liebe. — Bekanntlich hat sich schon seit Herder die Vorliebe der Kenner und Dilettanten dieses Gebietes bemächtigt. Die umfangreichen Sammlungen „Des Knaben Wunderhorn" und die fünf Bände Erlachs, Kretzschmers, Erks und zuletzt die „alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder" von Uhland, nebst zahlreichen monographischen Arbeiten, wie die schlesischen Volkslieder von Hoffmann und Richter, die hundert deutschen historischen Volkslieder von Soltau, Körners historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert und unzählige kleinere Sammlungen in allen der deutschen Alterthumskunde auch nur entfernt verwandten Zeitschriften, wie im deutschen Museum, in Gräters Bragur, in Hor-

mayrs historischem Taschenbuch ꝛc. bezeugen den regen gerade hier vorhandenen Eifer.

Aber erst die neuere Zeit hat auch hier mittelst sorgfältiger kritischer Studien festen Boden geschaffen, was hier doppelt nöthig war, weil keiner der früheren Sammler den Begriff Volkslied deutlich gemacht hatte und noch weniger auf die Treue der Ueberlieferung zu halten pflegte. Das eclatanteste Beispiel davon sind viele der zartesten und rührendsten Lieder des Wunderhorns, von denen nur die Motive echt volksmäßig, alles Andere aber so gut ein selbständiges Werk Arnims oder Clemens Brentanos als etwa die nach einer altschottischen Ballade gedichtete Lenore ein Eigenthum Bürgers genannt werden darf. Erst die neueren Sammler, die von uns nach Erk genannten, z. B. Uhland, Hoffmann, Soltau, geben wirkliche echte Ueberlieferung.

Als letztes Glied in dem Organismus der Alterthumskunde bleibt uns noch die deutsche Mythologie übrig. Ihren Zusammenhang mit dem oben durchmessenen Gebiete haben wir schon oben in den Hauptmomenten nachgewiesen; hier ist es uns nur darum zu thun, den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft in einigen Strichen zu umreißen.

Bekanntlich hat sich schon Klopstock mit großer Vorliebe der nordischen und deutschen Mythologie als poetischer Motive bedient und auch an prosaischen Darstellungen ihres Inhalts fehlt es seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu unseren Tagen nicht. Diese zeigten durchgängig die auffallende Erscheinung, daß sie entweder einen übermäßig reichen Stoff herbeibrachten oder einige wenige, außerordentlich dürftige Notizen aus Cäsar, Tacitus und einigen Capitularien und Synodalschlüsse gegen die Abgötterei der Deutschen als angeblichen Gesammtvorrath der deutschen mythologischen Kenntnisse darstellten.

Die 1834 in erster Ausgabe und in einem Bande erschienene deutsche Mythologie von J. Grimm, nächst der Sprachgeschichte zwar nicht die bedeutendste, aber fertigste seiner lichtbringenden Arbeiten, reducirte diese sonderbare Erscheinung auf ihren wahren Werth. Sie zeigte, daß der deutschen Mythologie außer jenen auf drei bis vier Seiten Platz findenden Notizen allerdings noch andere und zwar sehr reichliche Quellen zu Gebote stehen, die Sage und das Märchen, der Volksaberglaube, die gesammte

poetische Literatur der Vergangenheit, unzählige Gebräuche des täglichen oder festlichen Volkslebens. Keine Wissenschaft hat so zersplitterte, nicht bloß in ganzen Bibliotheken, sondern auch in unzähligen Individuen des Orts, der Zeit und der Person zersplitterte Quellen, daher kann die Art und Weise, wie sie, nachdem der Verfasser schon durch ihre Bezeichnung die Wissenschaft außerordentlich gefördert hatte, von Grimm benutzt wurden, nicht hoch genug angeschlagen werden. Endlich löste er auch die allerwichtigste Frage in diesem Gebiete, die über das Verhältniß der nordischen zur specifisch deutschen Mythologie, durch deren gänzliche Verkennung alle früheren Untersuchungen über diese Wissenschaft nunmehr als vollständig antiquirt angesehen werden müssen. Die Einen hatten früher schlechthin nordische und deutsche Mythologie identificirt und die Lücken dieser auf die allerbequemste Weise durch die leicht zugänglichen, sehr reichlich fließenden Vorräthe jener ausgefüllt, die Anderen Alles, was jenseits der Ostsee von mythologischen Ueberlieferungen vorhanden war, entweder für eine pure Fiction späterer Zeiten, für einen großen literarischen Betrug, oder für specifisch von dem deutschen Heidenthum verschieden erklärt oder auch kritiklos das Eine von dort herübergenommen, das Andere unbeachtet gelassen. —

Die neue Ausgabe der Mythologie in zwei starken Bänden statt des einen ergänzt fast auf jeder Seite die erste Arbeit, aber die Richtigkeit der kritischen Basis, die gleich auf den ersten Wurf gefunden wurde, hat sich so bewährt, daß sie nicht einmal in irgend einer Kleinigkeit mit Erfolg angetastet worden ist. — Zunächst hat auch die neue Ausgabe die ursprüngliche Aufgabe nicht erweitert, die darin bestand, das vorhandene Material zu sammeln und zu ordnen nach seiner organischen Verwandtschaft. An eine Verarbeitung, etwa um ein auch bei einer Tasse Kaffee mit Behagen genießbares System des deutschen Heidenthums in usum der dilettirenden Historiker aller Gattungen zu liefern, oder gar eine Geschichte der Entstehung, Ausbreitung und Untergang desselben, konnte ein so scharfer und klarer Geist, wie der des Verfassers nicht denken.

Es kommt auch fürs Erste nur noch darauf an, die einzelnen Abtheilungen oder Rubriken des Stoffes minutiöser durchzuarbeiten und namentlich die aus den Sagensammlungen sich ergebenden

neuen Anhaltepunkte zu benutzen, die alle, namentlich aber die, wie erwähnt, gleich unter dem Titel von Beiträgen zur deutschen Mythologie auftretende Panzersche, reiches Material bieten.

Mit Arbeiten wie W. Müllers Geschichte und System der altdeutschen Religion, das in Hinsicht auf das Material bloß ein Auszug Grimms ist, ist der Wissenschaft selbst wenig gedient. Von Außen her, das wollen wir nicht bestreiten, wird dadurch allerdings anderen Wissenschaften der Zugang zu den noch so sehr mühseligen Gefilden der deutschen Mythologie etwas erleichtert, ob aber zu deren wahrem Nutzen, ist eine andere Frage. —

Wir haben nun den weitläufigen Kreis der so jungen und doch schon so ausgedehnten Wissenschaft so rasch als möglich durchlaufen. Möge die doppelte Absicht des Verfassers einigermaßen erreicht sein, einmal dem außerhalb stehenden Publicum einen Begriff von der Art und Weise der Forschung auf diesem Gebiete zu geben und dann so scharf als sich in der durch den Ort gebotenen Kürze nur thun läßt, die Grenzen der bisher gewonnenen Ergebnisse zu bezeichnen und damit den Blick in die Zukunft der Wissenschaft zu eröffnen!

---

## Die ältere deutsche Literatur und das heutige Publicum.

[Deutsches Museum von Prutz, Jahrg. 1865. S. 777—797, 817—828.]

### I.

Es läßt sich leicht durch Zahlen beweisen, daß die Productivität unserer neuern und neuesten Literatur in einer Art von geometrischer Progression zugenommen hat, während ihre beiden bedingenden Factoren, die Masse der Leser und die Volksbildung, nicht im gleichen Verhältnisse gewachsen sind. Ohne auf die Ursachen und die Wirkungen dieser Erscheinung einzugehen, sei hier nur eine natürliche Folge davon hervorgehoben. Von der täglich wachsenden Fluth des Neuen wird das Alte immer rascher beiseite gespült, um für immer dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit zu

entschwinden. Daß es zum Theil in den abgelegenen Buchten der antiquarischen Liebhaberei oder der eigentlichen wissenschaftlichen Beschäftigung dennoch geborgen wird und dort in seiner Art ein neues Dasein beginnt, ändert nichts an der Thatsache seines Untergangs für die Gesammtheit der Nation.

Aehnliches hat sich überall zugetragen, wo eine wirkliche Literatur existirte, nicht bloß eine, die durch fremdartige Motive künstlich hervorgerufen und zeitweise in Scheinleben erhalten worden ist. Es ist auch hier das Recht und die Nothwendigkeit des Lebens, sich durch das Abstoßen der älteren Triebe und Blätter immer wieder zu verjüngen, und es kann keine andere Rücksicht dabei walten als in der Natur selbst. Die innere Kraft entscheidet allein über Untergang oder Fortbestehen. Freilich ist diese innere Kraft keineswegs gleichbedeutend mit dem innern Werth. Je mehr sie es ist, desto gedeihlicher wird sich die Stellung einer Literatur im Leben ihres Volks gestalten; je weiter beide Begriffe auseinanderfallen, desto verhängnißvoller müssen die Folgen sowohl für die Literatur selbst wie für den Volksgeist sein. Wo durch übermäßig gesteigerte Productivität das bloße physische Massengewicht des Neuen so enorm sich steigert wie eben in unserer eigenen Literatur, kann dieß allein schon das gesunde und naturgemäße Verhältniß des Absterbens verändern, und das, was ein ruhiges, stetiges Fallen welker, ausgelebter Blätter sein sollte, wird zu einem gewaltsamen Abstoßen noch lebenskräftiger und grüner Zweige und Knospen, die nur zu zart sind, um der plumpen Gewalt des Druckes zu widerstehen.

Eins der handgreiflichsten Symptome einer solchen Störung in dem Lebensprocesse unserer Literatur ist das Wuchern der Literaturgeschichte und der Chrestomathie. Weder die Vergangenheit noch die Gegenwart zeigt anderswo eine auch nur annähernd so fieberhafte Thätigkeit auf diesen beiden Gebieten, wie wir sie bei uns in Deutschland finden. Der Markt scheint schon längst damit mehr als überfüllt und doch bringt jeder Tag noch immer neue Waare dieser Art. Es muß also doch noch immer eine gewisse Nachfrage infolge eines noch immer nicht befriedigten oder vielleicht überhaupt nicht zu befriedigenden Bedürfnisses stattfinden.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, um das relative Recht beider innerhalb der Gesammtvolksbildung zu begründen. Jede

Literatur wird, wenn sie ein gewisses Alter und einen gewissen Umfang erreicht hat, sich genöthigt sehen, dieses Hülfs- und Ersatzmittel zu entwickeln. Hier handelt es sich allein um das Uebermaß, unter dem wir mehr leiden, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Wir wollen ganz absehen von der fabrikmäßigen Production, die sich doch von selbst da einstellen muß, wo so viele Hände dieselbe Waare hervorzubringen thätig sind und wo die Concurrenz so unendlich groß ist, daß nur die Raschheit und Wohlfeilheit des Producirens allein einige Aussicht auf äußern Erfolg hat. Wir wollen uns nur an die trotzdem noch immer zahlreichen, wirklich gediegenen Arbeiten halten. Gerade solche sind es, die neben ihrem eigenen bleibenden Werth doch zugleich auch für die Gesammtbildung schädlicher wirken können als jene Fluth leichtfertiger Maculatur, vorausgesetzt, daß sie, wie es bei uns thatsächlich der Fall ist, nicht dazu bestimmt sind oder nicht dazu gebraucht werden, als bescheidene Hülfsmittel zu dienen, sondern als selbständige Ersatzmittel des wirklichen Lesens dieses mehr oder minder zu verdrängen oder wenigstens zu beschränken pflegen.

Der Literarhistoriker verhält sich zu seinem Stoffe nicht anders wie jeder Andere, der ein culturgeschichtliches Thema im weitesten Sinne dieses Begriffs behandelt. Er fragt nicht danach, auf welchem Wege und wie weit sich die Leser, für die er arbeitet, schon eine Kenntniß des von ihm behandelten Stoffes verschafft haben oder verschaffen können. Er setzt nichts weiter voraus als die allgemeinen Resultate der Zeitbildung, wie sie zum Verständniß jeder derartigen Arbeit nöthig sind. Gelingt es ihm, durch seine Darstellung ein in sich vollendetes, abgerundetes Bild zu geben, so kann sein Leserkreis sehr leicht zu dem Glauben kommen, daß es damit genug gethan sei, daß man den geschilderten Gegenstand hinlänglich kenne, also auch nicht weiter nöthig habe, den oder die Schriftsteller selbst zu lesen, von deren Art und Tendenz, Inhalt und Form sammt Allem, was sonst zu ihrem Verständniß nöthig scheint, man auf so bequeme und kurze Weise unterrichtet wurde. Es wird kaum ein literarhistorisches Werk geben, dessen Verfasser nicht im Vorworte sich ausdrücklich dagegen zu verwahren pflegte, als sollte durch seine Arbeit die Beschäftigung mit den Originalen überflüssig gemacht werden. Im Gegentheil, es solle dadurch nur der Weg zu ihnen gebahnt, ihr Verständniß

gefördert und zur Bekanntschaft mit ihnen in den weitesten Kreisen Anregung gegeben werden, und wie solche landesübliche Redewendungen, oder sagen wir geradezu Phrasen, sonst lauten mögen, bei denen sich der Schreiber nichts denkt und die das Publicum gähnend überfliegt. In der Wirklichkeit findet das Entgegengesetzte statt: man hat genug über diesen oder jenen Schriftsteller, dieses oder jenes Buch gelesen, man hat sich ein fertiges Urtheil darüber allerdings nicht gebildet, wie man zu sagen pflegt, sondern einbilden lassen, und es wäre sicher recht unbequem, aus der Vogelperspective, aus der man die Gegenstände bisher gesehen hat, herabzusteigen und sie von unten her zu betrachten. Man müßte dazu auch noch, was man eben gelernt hat, den ganzen Apparat von Urtheilen und Reflexionen, zu vergessen suchen, den wohlgefügten Zusammenhang mit andern Vorstellungskreisen und Ansichten des Tags, in welchen die Producte der Vergangenheit durch die geschickte Hand des Historikers gebracht worden sind, zerreißen und von Neuem selbständig zu sehen und zu urtheilen beginnen, und dazu reicht bei den meisten weder die Zeit, noch das Interesse, noch auch die Kraft des Geistes zu. Auf diese Art ist es geschehen, daß sich unsere ganze Literatur fast bis zu dem Moment der unmittelbaren Gegenwart in Literaturgeschichte verwandelt hat und vor unsern Augen fortwährend verwandelt.

Selbst unsere vorzugsweise sogenannten Classiker, selbst ein Goethe und Schiller sind dieser Umsetzung aus einer wahrhaft lebendigen Existenz in ein bloßes literarhistorisches Schattendasein nicht entgangen und werden mehr und mehr davon umsponnen, sodaß auch sie, wenn es auf diesem Wege weiter geht, bald dem Schicksal ihrer Vorgänger verfallen sein werden.

Was aber doch noch zu massig und wuchtig ist, als daß es die Literarhistorie bewältigen könnte, das versteht die Chrestomathie meisterlich zu zerpflücken. Die eine arbeitet der andern trefflich in die Hand, und das Resultat ihrer combinirten Thätigkeit ist, daß die Totalität und Unmittelbarkeit der Erzeugnisse unserer Literatur dem allgemeinen Bewußtsein mehr und mehr verloren geht. Unter dem Begriff Chrestomathie fassen wir Alles zusammen, was, gleichviel von welchem Standpunkt und zu welchem Ziele, darauf ausgeht, disiecti membra poetae einem Publicum vorzulegen, dem man entweder nicht die Reife oder auch nicht die innere Samm-

lung zutraut, etwas Ganzes zu verdauen. Das leidige Bedürfniß mag ein solches Unternehmen vielfach rechtfertigen. Bei der Beschaffenheit unseres Unterrichtswesens wird man gegenwärtig noch nicht ohne eine Brücke auskommen, und die Zeit, wo dieß möglich sein wird, ist jetzt noch außer aller Berechnung. Und wenn nun einmal der Abblätterungsproceß in unserer Literatur so unendlich rasch sich vollzieht, so bleibt kein anderes Mittel, um nur etwas von den Blüten früherer Sommer zu retten, als sie in den Herbarien zu bergen, die sich entweder bescheiden als eine Auswahl von Musterstücken deutscher Poesie und Prosa, oder etwas floskelreicher als des deutschen Mägdleins Dichterwald, Edelsteine deutscher Dichtung, oder gar anmaßlich genug als Geist, Geistesfunken, Geistesblüten aus Jean Paul, Herder, Lessing &c. ankündigen. Eins der Grundübel, an welchen unser lesendes Publicum der Gegenwart leidet, wird durch alle diese Bücher, sie mögen noch so gut gemacht sein, in jedem Falle nur vermehrt. Es ist die so oft beklagte Unstetigkeit, die Unfähigkeit, mit aufmerksamer Hingebung bei irgend einer literarischen Production zu verweilen. Das Bedürfniß, Zeitungen mit ihrem unendlich zersplitterten Inhalt täglich und stündlich weniger zu lesen als zu durchfliegen, läßt sich aus der Gegenwart nun einmal nicht entfernen. Auch hierin wie in allen andern Dingen ist die Forderung einer Umkehr zu der guten alten Zeit der Beschränkung nichts weiter als eine Faselei, von deren ernstlicher Durchführung gerade diejenigen am weitesten entfernt sind, die am lautesten danach schreien. Es ist nicht zu leugnen, daß, wer sich einmal gewöhnt hat, so zu lesen, wie man Zeitungen allein lesen kann, eine gewisse innere Schwierigkeit zu überwinden hat, wenn er es mit einer andern Art von Lesen versuchen soll. Kein Wunder, daß jene bunten Musterkarten der Literatur, jene Chrestomathien mit all ihren verschiedenen Titeln, ihm besser munden als ein langathmiges Buch oder auch nur ein langathmiges Gedicht. In jenen kann er gerade wie in der Zeitung herumblättern und sich durch das Interesse, was ein Bruchstück in ihm erregt und momentan fesselt, ebenso zweckentsprechend unterhalten glauben, wie er durch den krausen Inhalt eines Zeitungsblattes unterhalten wird. Je geschickter eine solche Sammlung angelegt ist, d. h. je mehr sie es versteht, dem flüchtigen Geschmack eines möglichst gemischten Publi-

cums dadurch zu schmeicheln, daß sie Jedem Etwas bietet, desto bedenklicher ist es, und die etwas langweilig und pedantisch zu einem bestimmten didaktischen Zwecke durchgeführten Arbeiten dieser Art sind im Interesse der allgemeinen Bildung noch am ersten zu statuiren, obgleich es besser wäre, wenn wir auch sie zu entbehren lernten.

Wie aber jetzt die Sachen liegen, scheint es, als wollte sich das gesammte literarische Interesse der Gegenwart auf der einen Seite an der Literaturgeschichte, auf der andern an der Chrestomathie Genüge thun lassen. Wie Goethe und Schiller schon wesentlich literargeschichtliche Größen zu werden im Begriffe sind, so droht ihnen auch noch die Gefahr, in bloßen Geist aus ihren Werken zu verduften. Dieser Geist kann mit großer Liebe, mit sichtbarer Hingebung und fleißiger Umsicht destillirt sein, es ist aber doch nur immer ein künstliches Extract, wodurch der Magen für den Genuß des kräftigen natürlichen Quelltranks in seiner unverfälschten Frische und Fülle verdorben wird. So ist neuerlich ein Versuch gemacht worden, Goethe dem deutschen Volke auf solche Art zugänglicher zu machen. Alles, was sich von einer solchen Arbeit rühmen läßt, gilt von dieser, und gerade darum wählen wir sie als Beispiel, um daran zu zeigen, wie sich trotzdem die Subjectivität durch irgend eine Caprice fortreißen läßt zu einer wunderlichen Verschiebung des Gesichtspunktes, unter dem das Bild des Originals in dem unbefangenen Auge erscheint. Als Musterstück für Goethe den Novellisten ist hier der „Mann von funfzig Jahren“ gewählt. Wir enthalten uns aller weitern Bemerkungen, die doch nichts Anderes als eine Umschreibung des Erstaunens sein könnten. Welchen Begriff von den Goetheschen Novellen, diesem unendlichen Schatz aller möglichen Reize der Phantasie, dieser Quelle der tiefsten Befriedigung für Herz und Verstand, soll Jemand aus einem solchen Musterstück gewinnen, wenn er sich damit begnügt und die andern ungelesen läßt? Wahrscheinlich werden viele Andere mit uns der Meinung sein, daß, wenn es überhaupt möglich wäre, Jemand den Geschmack an den Goetheschen Novellen zu verleiden, es nur allein durch diesen „Mann von funfzig Jahren“ geschehen könne, der das Gepräge des Greisenhaften, der zur Manier erstarrten Technik und der kühlen und nüchternen und doch dabei graciösen Lebensauffassung

der letzten Periode des Dichters so deutlich zur Schau trägt wie kein anderes seiner Producte gleicher Gattung, auch wenn sie der Zeit nach später entstanden sind. Wenn so etwas am grünen Holze möglich ist, so verzichten wir gern darauf, zu beschreiben, was am dürren Holze der Fabrik-Chrestomathien täglich vor unsern Augen geschieht und doch auf dem großen Markte des lesenden Publicums seinen Absatz findet.

Es ist Zeit, daß dem Schaden, der daraus unserer Bildung erwächst, einigermaßen abgeholfen werde. Nimmermehr darf das beste Besitzthum unseres Volksgeistes auf diese Art zersplittert oder vergraben werden. Unsere großen Classiker sollen und müssen ganz und gar, unverfälscht und unverstümmelt unter uns leben, und diejenigen, die sich getrieben fühlen, sie zu literarhistorischen Stoffen oder zu Mosaiksteinchen der Chrestomathien zu verwenden, mögen es immerhin thun, aber durch die Haltung des Publicums innerhalb ihrer gebührenden Schranken zu bleiben genöthigt werden. Ein sehr wirksames Mittel dazu wäre freilich im Augenblick auch nur noch ein frommer Wunsch, aber ein solcher, dessen Erfüllung nur von gutem Willen und praktischem Geschick abhängt — wenn wir möglichst bald in den Besitz wohlfeiler und correcter Ausgaben unserer Classiker gelangten. Alles, was bisher unter der Firma von Volksausgaben erschienen ist, entbehrt doch immer noch zu sehr jene beiden nothwendigen Voraussetzungen. Wir müssen unsern Schiller gerade so gut für 2, 3 Fl. kaufen können wie die Franzosen ihren Racine und Molière für 2, 3 Frs. Was die Correctheit der Ausgaben betrifft, so muß hier freilich ganz von vorn angefangen werden. Wenn unser Buchhandel seinen Vortheil verstehen lernt, wird er sich gewöhnen müssen, die Begriffe wohlfeil und gut als selbstverständlich zusammengehörend zu betrachten. Auch hierin können wir bei dem größern praktischen Geschicke des Auslandes in die Schule gehen, das den buchhändlerischen Theil seiner Literatur schon längst nach diesem Grundsatz behandelt.

Außerdem rechnen wir auch noch darauf, daß unsere Schule mehr und mehr des schönsten Theils ihres Berufs sich bewußt werde. Denn was könnte erquicklicher für die Thätigkeit des Lehrers sein, als wenn er kraft seines Amtes das heranwachsende Geschlecht in das Heiligthum der nationalen Literatur einzuführen

veranlaßt ist! Natürlich wird dabei vorausgesetzt, daß er selbst darin seine Heimat gefunden hat, aber diese Voraussetzung sollte sich bei ihm so von selbst verstehen, daß sie gar keiner weitern Betonung bedürfte. Die Schule muß hier dem erweiterten Gesichts- und Wirkungskreise des buchhändlerischen Geschäfts in die Hand arbeiten, wie dieses wieder ihr das Material zu ihrer eigenen fruchtbaren Thätigkeit auf dem Gebiete des literarischen Unterrichts zu liefern hat. Erst wenn dieß beide Theile in viel weiterm Maße als bisher begriffen haben werden, wird sich die Möglichkeit ergeben, daß diese Schätze unserer Literatur nicht mehr wie bisher nur für ein exclusives Publicum, exclusiv durch seine äußere Lebensstellung und seine Bildung, vorhanden sind.

Wenn die Schule die künftige Generation zu einer solchen Gewöhnung an die beste Speise herangebildet haben wird, wenn der Schule die Wohlfeilheit und Sauberkeit wahrhafter Volksausgaben unserer Heroen der Literatur zu Hülfe kommt, wird unser Volk mit besserm Recht als bisher ein vorzugsweise lesendes genannt werden dürfen. Es ist wahr, nirgends in der Welt, selbst Nordamerika nicht ausgenommen, wird so viel gelesen wie in Deutschland, und das allgemeine Durchdringen einer gewissen Summe von Elementarkenntnissen, das durch den Aufschwung des Volksschulwesens seit etwa 50 Jahren bei uns so weit wie nirgends in der übrigen cultivirten Welt gediehen ist, läßt sich schon an diesem äußerlichen Symptom der so unendlich gestiegenen Gewohnheit, zu lesen, deutlich ermessen. Es ist nämlich zunächst doch nur eine von der Schule mit in das Leben herübergenommene Gewohnheit, der sich wohl hier und da ein mit besonderer Rohheit ausgestattetes Individuum entziehen kann, aber die Masse bleibt ihr treu. Hätte die Schule ganz gethan, was ihr oblag, und nicht bloß die Fähigkeit des Lesens erworben, sondern auch den Sinn für die Schätze zu wecken verstanden, die damit erschlossen werden können, so würde unsere Volksbildung schon jetzt auf einer viel höhern Stufe stehen, als wir ihr mit gutem Gewissen zuerkennen dürfen. Denn die einmal geweckte Leselust wirft sich, da sie aller festen Ziele entbehrt und eben nur als ein rein empirisches Bedürfniß auftritt, naturgemäß auf die allerungeeignetsten Objecte. Sie wird dabei allein durch die äußere Rücksicht geleitet, daß ihr die Herbeischaffung des Materials der Lectüre so wenig wie mög-

lich Mühe machen solle, und dieß geschieht am einfachsten so, daß man in eine der unzähligen Leihbibliotheken geht und dort für wenige Pfennige ein Buch entnimmt. Ohne Zweifel würden sich die Kunden dieser Institute anfänglich ebenso leicht an wahrhaft gediegene Lectüre gewöhnen, wie sie sich jetzt mit dem schlechtesten Ausschuß befriedigen lassen, um dadurch sehr bald die Fähigkeit zu verlieren, etwas Besseres in sich aufzunehmen. Der verderbliche Einfluß dieser Art Leserei ist oft genug von allen denen, die mit dem Volke in Berührung stehen und sich um sein wahres Interesse kümmern, beklagt worden. Man hat auch allerlei Mittel der Abhülfe vorgeschlagen und ins Werk gesetzt. Die sogenannten Volksbibliotheken, das gewöhnlichste darunter, haben aber auch da, wo sie rein um ihres eigentlichen Zweckes willen ins Leben gerufen wurden und wo sie nicht zu bloßen Werkzeugen irgend welcher Parteitendenzen des Moments herabgesunken sind, noch wenig Nutzen gestiftet. Die Schule hat ihnen noch zu wenig vorgearbeitet, und das Publicum, für das sie berechnet sind, steht ihnen ganz rathlos gegenüber. Sie könnten nur in Verbindung mit einer Art von Fortbildungsunterricht für die Jugend, die schon aus der Schule in das Leben getreten ist, zu einiger Wirksamkeit gelangen, und der Einrichtung eines solchen von durchgreifendem Erfolge stehen größere Hindernisse im Wege als einer Reform des Leseunterrichts in der Schule oder der Art, wie dort die Jugend in die Literatur eingeführt wird.

Eine solche Reform, zu der unsere Zeit doch immer mehr hindrängt, in Verbindung mit der Möglichkeit, die auch dem weniger Bemittelten geboten würde, gute Bücher selbst zu erwerben, kann allein das wahre Correctiv für den Schaden sein, den die ungewöhnliche Leselust gegenwärtig anrichtet. Der eigene Besitz von Büchern ist augenblicklich noch für Unzählige gar nicht zu erreichen, die doch jahraus jahrein ganz erkleckliche Summen den Leihbibliotheken zutragen. Aber freilich geschieht es in so kleinen Raten, daß sie nicht dadurch belästigt werden, während der Ankauf auch nur eines einzigen Buchs ein ganzes Capital für solche Verhältnisse beansprucht. Es ist nicht einzusehen, warum nicht auch unsere arbeitenden Classen, wenn erst die Bücher so wohlfeil geworden sind, wie es für alle Betheiligten nützlich ist, in ihrer Stube den Platz finden sollten, um neben allerlei andern beschei-

denen Werthstücken und Putz auch einige wohlgebundene und anständig ausgestattete Bücher hinzustellen, von denen wir natürlich voraussetzen, daß sie keine Nippsachen sein, sondern zu fortwährendem Gebrauche dienen sollen. Wir zweifeln nicht, daß sich eine gewisse Gewohnheit des Bücherkaufens — natürlich innerhalb beschränkter Grenzen — gerade in diesen Kreisen eher einbürgern wird als in andern äußerlich günstiger gestellten. Unser bürgerlicher Mittelstand hätte gegenwärtig, wo er sich ökonomisch so wohlhäbig wie seit Langem nicht mehr befindet, hinlänglich die Mittel, um auch eine gewisse Summe für die Hausbibliothek auf sein Budget zu setzen. Er thut es aber nicht und zieht es vor, alle seine Extraausgaben den schalsten Vergnügungen zuzuwenden, die den ohnehin schon geringen sittlichen Kern, den er noch besitzt, nothwendig ganz aushöhlen müssen. Roher Luxus in Kleidern und eine ebenso rohe Schwelgerei in physischen Genüssen gehen damit Hand in Hand, und diese Art von Leuten ist freilich nicht geeignet, die ihr meist reichlich genug zugemessene Muße der Lectüre, am wenigsten der eines guten Buchs zu widmen. Zum Glück ruht die Zukunft unserer Nation viel weniger, als man gewöhnlich annimmt, auf dieser Volksclasse: sie stützt sich vielmehr auf das eigentliche Volk, trotz der künstlichen Barbarei, in die es durch seine Jahrhunderte alte Vernachlässigung noch jetzt größtentheils gebannt ist, und die es trotz seines Dürstens und Ringens nach Gleichstellung mit den begünstigtern Theilen der Nation nicht so bald abschütteln wird, als es seine wahren Freunde wünschen.

## II.

Es bliebe somit noch genug zu thun, um nur dem in jedem Sinne lebensfähigen Theile unserer Literatur zu wirklichem Leben in der Nation zu verhelfen. Die Ungunst der Zeit, deren Hauptströmungen nun einmal nach einer andern Richtung hingehen und weder durch List noch Gewalt sich umlenken lassen, die Uebersättigung als eine Folge der erdrückenden Massenhaftigkeit der Tagesproduction, die Vornehmthuerei eines in sich hohlen Aberglaubens an die alleinseligmachende Kraft des Reflectirens und Kritisirens bei den Gebildeten, die Unterdrückung aller idealern Neigungen und Ziele bei den minder Gebildeten, die Verwahrlosung des Geistes und der Phantasie in den untersten Schichten — dieß

nebst der unpassenden Methode des Schulunterrichts wären einige der Hauptschwierigkeiten, die erst überwunden sein müßten, ehe wir von einem gedeihlichen Leben unserer Literatur reden dürften. Alle Kräfte derjenigen, die den Schaden erkennen und heilen wollen, weil er ihnen ein Hauptschaden in dem ganzen Organismus unseres nationalen Daseins dünkt, sollten sich auf das Eine feste Ziel richten und den Kreis, dessen Peripherie so deutlich markirt ist, nicht überschreiten.

Dennoch können wir uns damit nicht begnügen. Unsere moderne Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts soll ein wirkliches Eigenthum des ganzen Volkes werden, und unsere Volksbildungsanstalten im weitesten Sinne des Worts, unter denen die Schule nur eine hervorragende Stellung einnimmt, aber keineswegs Alles in Allem ist, sollen in diesem Streben eine ihrer Hauptaufgaben nicht bloß mit dem Munde anerkennen. Aber daneben muß auch gesorgt werden, daß nichts von dem ererbten Eigenthum älterer Tage verloren gehe, was nur irgend noch den spätern Generationen brauchbar sein kann. Es versteht sich von selbst, daß eine solche schützende Neubelebuug eigentlich schon dem unmittelbaren Zeitbewußtsein abgestorbener Producte nicht so einfach und unvermittelt von Statten gehen kann, wie der Verkehr mit den Erzeugnissen des Zeitgeistes. Der Kreis, in welchem jene ihre Heimat von Neuem finden können, muß ein viel engerer sein, weil er nur solche umschließen wird, die durch eine besondere Vorbildung befähigt sind, sich dem Verständniß eines fremdartigen Geisteslebens zu nähern. Denn wenn es auch einstmals aus der Mitte unseres Volksgeistes erzeugt war, so sind doch die Kennzeichen der unmittelbarsten Blutverwandtschaft mit der heutigen Welt allzu sehr durch die Besonderheiten der momentanen Denk- und Ausdrucksweise verhüllt, als daß sie anders als mit einem gerade dafür geschärften Auge wahrgenommen werden könnten. Dieß wird nur erworben durch eine exclusive Bildung, die niemals, auch bei der größten Ausdehnung des Bildungsnivellements, von allen denen erlangt werden kann, die überhaupt berechtigt sind, von den Schätzen der Nationalliteratur ihren gebührenden Antheil in Empfang zu nehmen.

Unter der Neubelebung der ältern Literatur verstehen wir ihre unmittelbare Wiedereinführung in die Lectüre, und zwar in

unveränderter Gestalt. Damit ist ein großes Gebiet in Anspruch genommen, aber ein anderes schon von selbst für unsere Auffassungsweise ausgeschlossen. Alles, was ebenso sehr durch die Eigenart seines Inhalts und seiner Tendenz wie durch die Fremdartigkeit seiner Form, namentlich der Sprache, nur mit Hülfe einer fachmäßig gelehrten Beschäftigung vollständig erfaßt und genossen werden kann, gehört nicht in die Rubrik der Literaturdenkmäler, die wir aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen und dem Gebrauche des gebildeten Publicums wieder zugänglich gemacht wünschen. Im Allgemeinen wäre also unsere gesammte mittelalterliche Nationalliteratur nicht dazu angethan, einer Neubelebung im obigen Sinne theilhaft zu werden. Sie mag wie bisher das Object gelehrter Beschäftigung bleiben, so wird zuletzt auch schon diese der Gegenwart und ihren Interessen zugute kommen, wenn auch die Kanäle, mittels deren es geschieht, ihre vielfach verschlungenen Windungen nur dem aufmerksamen und geübten Beobachter erkennbar sind. Viel und Großes ist auf diesem Gebiete seit etwa vierzig Jahren gethan: unsere ältere Poesie zuerst, und in ihrem Gefolge auch alle andern Zweige des Volkslebens im Mittelalter, soweit sie sich in schriftlichen Denkmälern darzustellen verstanden, sind in sorgfältig gereinigter Gestalt, gesäubert von den Flecken einer jahrhundertelangen Vernachlässigung dem Boden wieder entstiegen. Was die wissenschaftliche Potenz betrifft, die sich in ihrer Pflege bethätigt hat, so ist diese ohne Frage ebenso groß wie in irgend einem anderen Fache. Die junge Disciplin der deutschen Alterthumswissenschaft, speciell der deutschen Philologie, darf sich unbedenklich neben ihre soviel ältere Schwester, die classische Alterthumswissenschaft und die classische Philologie, stellen. Ein unbefangenes Urtheil wird sogar zugeben müssen, daß die letztere ihre Erhebung aus einem ziemlich geistlos und auch resultatlos gewordenen Schlendrian der Routine zum großen Theil den Einflüssen verdankt, die von dort aus oft gegen ihren Willen und gewöhnlich unbemerkt von ihr auf sie gewirkt haben. Es bedarf wohl keiner besondern Bemerkung, um uns vor dem Verdachte einer Ueberschätzung dieses Gebiets zu verwahren. Sein innerer Werth an sich und speciell für die Bildung der Gegenwart ist mit dem eben Gesagten nicht einmal berührt. Wären die Begriffe unserer Zeitgenossen vollständig sowohl von ihrer Verwirrung er=

löst, die in einer nun ganz abgeschlossenen Periode des bloßen dilettantischen Enthusiasmus für das vaterländische Alterthum natürlich genug einreißen mußte, wie von der noch unmotivirtern Verachtung gegen alle diejenigen Erscheinungen der Vergangenheit, die durch ihre frische und kräftige Individualität der Suffisance des sogenannten gesunden Menschenverstandes Anstoß geben, so bedürfte es keiner solchen Ermahnung. Hätte unsere deutsche Philologie keine weiteren Früchte getragen, als daß sie wenigstens die Möglichkeit geboten hat, die Begriffe nach der einen wie nach der anderen Seite zu klären, so wäre dieß schon ein sehr dankenswerther Dienst für die Nationalbildung. Bevor Benecke und Lachmann zeigten, was dazu gehöre, einen älteren deutschen Schriftsteller so zu verstehen, wie jeder Leser seine Lectüre zu verstehen wünscht, glaubte man mit gutem Willen, günstigem Vorurtheil für die hier verborgenen Schönheiten des Gedankens und der Sprache und einiger praktischen Uebung vollständig auszureichen. Nur aus diesem kindlichen Uebersehen der Schwierigkeiten, welche die männlich gereifte Wissenschaft aufdeckte und zugleich bewältigen lehrte, erklärt es sich, daß man das wahre Verhältniß dieses ganzen Literaturkreises zu unserer Gegenwart so weit mißverstehen konnte, um sich der Täuschung hinzugeben, sie unmittelbar wieder ins Leben einzuführen. Die Nibelungen und die Minnesänger sollten von Jedermann ebenso leicht als „Hermann und Dorothea" und die Balladen Schillers gelesen werden können. Eine besondere Vorbildung sollte dazu nicht nöthig sein, und der Schule wies man nur die Aufgabe zu, den Sinn der Jugend für diese Schätze der Vergangenheit zu wecken, indem sie an das Gefühl und die Phantasie appellirte. Von einer besondern Unterweisung in der älteren Sprache, von einer culturgeschichtlichen Einführung in diese fremdartige Welt von Gedanken und Formen war nicht die Rede. Der Enthusiasmus mochte über alles das hinweghelfen, wie er den Vorkämpfern eines solchen verschrobenen Pseudopatriotismus über alles, was ein ernstes Lernen nöthig gemacht hätte, hinweghalf. Diese an sich sehr unschuldigen Phantasien sind zerstoben, um niemals wieder mit dem Scheine einer ernsthaft gemeinten Forderung an das Leben und an die Schule aufgenommen zu werden. Jedermann ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß man, um altdeutsch zu verstehen, auch altdeutsch lernen müsse, und

nur über die Art und das äußere und innere Maß dieses Lernens hat sich noch keine durchgreifende Klarheit des allgemeinen Urtheils gebildet, wie ja auch die Nächstbetheiligten und eigentlich Sachverständigen sich auf diesem Gebiete weder über die Principien noch über die Methode vereinigen konnten. Und doch scheint es uns so leicht, über beide sich zu verständigen, wenn man nur den obersten Grundsatz, daß es auch hier ein wirkliches Lernen und kein spielendes Dilettiren gilt, in seiner vollen Bedeutung verstehen und im gegebenen Falle bei sich und anderen zur praktischen Verwerthung kommen lassen wollte.

Unsere Verächter der ältern Literatur wissen freilich zum großen Theil nichts von der Existenz einer mit ihrer Pflege ausschließlich beschäftigten Wissenschaft, und insofern ist es vergeblich, zu hoffen, daß sie durch sie in ihrem Vorurtheile erschüttert werden sollen. Aber es wird doch von Tag zu Tag schwerer für sie, sich den Einflüssen zu verschließen, die durch die verschiedenste Art der Vermittelung von dort aus auf sie wirken. Der Gewinn der eigentlich gelehrten Forschung auf dem Gebiete unseres gesammten Alterthums wird von immer zahlreichern Händen für die Tagesliteratur verwerthet. Noch vor zehn Jahren wurden Themata aus diesem Gebiete in unserer Journalistik nicht oder höchst selten berührt. Wenn es geschah, so war der Eindruck auf das Publicum ein unbedeutender oder fremdartiger. Gegenwärtig hat sich dieß vollständig geändert. Man hat die richtige Form, den Stil für diesen Stoff glücklich gefunden und handhabt ihn unter immer wachsender Theilnahme desselben Publicums, dem noch die Phrasen einer gleichfalls jetzt überwundenen Periode der selbstgefälligen Ueberschätzung des modernen Wesens anhaften. Das verpönte und verachtete Mittelalter hat sich so ganz im Stillen, bloß durch die Macht der in ihm selbst liegenden Anziehungskraft, mitten unter uns eingebürgert und seine Eroberungen dehnen sich immer weiter aus. Aber es ist dieß nur dadurch möglich geworden, daß die eigentliche Wissenschaft so allseitig, so gründlich und so eifrig vorgearbeitet hat. Ohne einen Jacob Grimm gäbe es auch keine Feuilletonartikel über die Festgebräuche zu Johannis oder zu Weihnachten, über die Schwanensage, über die Frauennamen unseres Alterthums. Natürlich geht auch die ältere, eigentlich freie und künstlerisch geformte Literatur dabei nicht leer aus, obgleich momen=

tan noch das bloß stoffliche oder culturgeschichtliche Interesse überwiegt. Der Weg von dem einen Gebiete zu dem andern ist ohnehin so nahe oder vielmehr beide laufen ohne alle fest zu bestimmenden Grenzen so in einander, daß, was dem einen gilt, auch zugleich dem andern mit gehört. Es ist dieß eine in jedem Sinne erfreuliche Erscheinung, deren Lebenskraft nicht von den Schwingungen der Mode abhängt, sondern für alle Dauer gesichert ist, wenn auch die äußere Form, die ihr das zufällige Bedürfniß dieses Tages gegeben hat, sich verändern muß. Es wird bald eine Zeit kommen, wo solche philologisirende Feuilletonartikel nicht mehr so häufig erscheinen und vielleicht auch ganz verschwinden, aber bis dahin wird auf andere Art dafür gesorgt sein, daß die Liebe und das Verständniß unseres Alterthums in das ihnen gebührende Recht im Herzen unseres Volkes eingesetzt sind.

Der unmittelbare Zugang zu den Denkmälern dieser mittelalterlichen Literatur wird so lange das Vorrecht der eigentlichen Fachgelehrten bleiben, als unsere höhern Bildungsanstalten die ihnen zukommende Pflege der ältern deutschen Sprachstudien noch entweder ganz von sich abweisen, oder ungenügend erfüllen. Bei anderer Veranlassung haben wir darauf hingewiesen, daß gerade in diesem so wichtigen Unterrichtsfach eine gründliche Reform noththut.[13]) Sie ist hier so recht an der Zeit, wie man aus den stets sich wiederholenden Ansätzen und Versuchen der Praxis und der fortwährenden Beachtung, welche die Theorie diesen Bestrebungen zuwendet, ersehen kann. Daß in Wirklichkeit die Ergebnisse noch nicht günstiger sich gestaltet haben, daß mit Einem Worte der deutsche Unterricht anf unsern höhern Schulanstalten fast ausnahmslos ein Chaos von edeln Intentionen und armseligen Erfolgen darstellt, bestätigt nur die Nothwendigkeit der Reform. Wo so große Schwierigkeiten aller Art zu überwinden sind wie hier, wo gewissermaßen nicht bloß die Methode, sondern auch der Lehrstoff erst noch geformt werden muß, kann man nicht die leichten und reichlichen Erträgnisse eines seit unvordenklicher Zeit wohlgepflegten Feldes erwarten. Unsere angebliche Erbtugend, die Geduld, muß sich auch hier bewähren und kann mit Hülfe eines Rückblicks auf die Zustände vor vierzig Jahren wohl Kraft genug zu weiterer Ausdauer geben, wenn die Confusion des Moments diesen und jenen wohlmeinenden, aber leicht zu verblüffenden Kämpfer für

die gute Sache außer Fassung bringt. Wir betonen auch hier wieder, was wir anderwärts forderten, und zwar mit Gründen, denen sich nicht leicht ein ernstlicher Einwand entgegensetzen läßt: unsere höhern Schulanstalten müssen den Unterricht in der deutschen Sprache auf dieselbe Höhe der innern Berechtigung erheben, die sie den andern eigentlichen Lehrfächern zuerkennen. Es darf auch hier nicht mehr gestümpert und dilettantisirt werden, nachdem die Wissenschaft der deutschen Philologie ins Leben getreten ist und die Dilettanterei aus diesem Felde geschlagen hat. Die ältere deutsche Sprache, die Sprache der classischen Literatur des Mittelalters soll dem in seiner Bildung bevorzugten Theile unserer Jugend ebenso gründlich und methodisch zu eigen gemacht werden wie Lateinisch und Griechisch oder Französisch und Englisch. Nur unter dieser Voraussetzung ist die Lectüre der Originaldenkmäler jener Periode als ein wirkliches Förderungsmittel der Gesammtbildung zu betrachten, wenn auch nur immer ein der Zahl nach kleiner Bruchtheil des ganzen Volks in der glücklichen Lage sein kann, sich mit ihnen vertraut zu machen. Brächte dieser Theil der Jugend unserer Nation die aus der Sache selbst als nothwendig sich ergebenden Kenntnisse sprachlicher und realer Art mit herüber in das Leben, so würde es sich von selbst verstehen, daß so Vorbereitete auch später die Originale, deren formale Schwierigkeit sie nicht mehr zurückschrecken könnte, zu einem Bestandtheile ihrer Lectüre machten, ohne deshalb in die Zunft der deutschen Philologen und Alterthumsforscher einzutreten, so wenig wie die Lectüre eines antiken Classikers den Arzt oder Juristen zu einem magister liberalium artium stempelt, oder ein französisches und englisches Buch nothwendig nur einem Sprachmeister gehören muß.

Einstweilen aber gilt es, sich zu bescheiden. Unsere höhern Schulen leisten noch nicht entfernt das, was sie selbst zum Theil als ihr Ziel bekennen, und von den vielen hunderten halbwüchsigen Jünglingen, die jährlich in Deutschland Gymnasium und Realschule absolviren, bringt im höchsten Fall nur ein halbes Dutzend die Summe von Kenntniß in dem beregten Fache mit, ohne die jede Beschäftigung mit einem Erzeugnisse unserer mittelalterlichen Literatur nur dilettantische Zeitverschwendung ist. Die wenigen, die mit dieser bessern Ausrüstung ausgestattet sind, wie sie doch eigentlich alle mit sich nehmen sollten, die für reif zum Abgang

gelten, verwenden sie fast ausnahmslos zur Grundlage eigentlicher Fachstudien auf dem Gebiete der deutschen Alterthumskunde oder einem verwandten. Sie treten dadurch aus dem Kreise, den wir hier im Auge haben. Sie sind nicht mehr die Repräsentanten der höchsten Stufe der allgemeinen Durchschnittsbildung, sondern eben nur Repräsentanten ihres Faches.

Für den Bildungskreis, der zum Verständniß unserer ältern Literatur überhaupt disponirt ist, wird darum fürs Erste noch die Vermittelung durch die geeigneten Uebersetzer der natürlichste und lohnendste Weg sein. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß ein gebildeter Mann oder ein gebildetes Mädchen durch eigene Studien sich den Vorrath von sprachlichen, literarischen und archäologischen Kenntnissen erwirbt, welcher nach unserer Erfahrung nöthig ist, um auch nur die Nibelungen oder Walther von der Vogelweide wirklich zu lesen. Hülfsmittel dazu gibt es in Menge und viele der tüchtigsten Vertreter der strengen Fachwissenschaft haben, durch die äußern Umstände genöthigt, sich auf diesem Wege alles erworben, was sie besitzen. Doch macht es einen großen Unterschied, ob solche Studien gleich mit dem Hinblick auf das letzte Ziel, die vollständige Aneignung aller bisherigen Ergebnisse der Wissenschaft und dann wo möglich noch das selbständige Hinausgehen über die von ihr einstweilen erreichte Grenze, begonnen werden, oder ob bloß das allgemeine Interesse eines für Bildung überhaupt empfänglichen Sinnes, vielleicht auch nur eine zufällige Anregung der Phantasie das treibende Element ist. In dem einen wie in dem andern Falle, worin sich doch alle Liebhaber dieser Studien befinden — um sie nicht mit dem bedenklichen Namen Dilettanten zu bezeichnen — hält es ungemein schwer, den Geist zu der trockenen Strenge des methodischen Lernens zu nöthigen, ohne die es doch zu weiter nichts als eben zu Dilettanterei kommt. Auf der Schule und in der Jugend, wo das eigentliche Lernen durch eine unanfechtbare Autorität aufgezwungen wird, fügt man sich selbstverständlich darein, aber nur mit Hülfe einer fast beispiellosen Selbstüberwindung in den spätern Jahren der Freiheit von dem Schulzwang.

Wenn sich solche strebsame Freunde unserer ältern Literatur rathen lassen wollten, so würden sie durch die Verzichtleistung auf den unmittelbaren Verkehr mit den Gegenständen ihrer Neigung ihren Vortheil am besten gewahrt finden. Unsere Uebersetzungs-

literatur aus dem Bereiche der ältern Sprache ist bereits schon so ausgebreitet, und ihre Mittel sind so vervollkommnet, daß sie alle die Anforderungen erfüllt, die man an dieses Genre überhaupt nur stellen kann. Vergleicht man das tastende, ungewisse Verfahren, welches in den sparsamen Uebersetzungen aus dem Altdeutschen im Anfange dieses Jahrhunderts erscheint, mit der beinahe zur Routine schon abgeschliffenen Technik eines Simrock, so sieht man auch hier, wie viel auf diesem Felde gearbeitet worden und welcher Gewinn der allgemeinen Bildung daraus erwachsen ist.

Der Erfolg zeigt auch, daß diese Uebersetzungsliteratur ihr gutes Recht hat. Es liegt nahe, darüber zu spotten, daß wir uns selbst übersetzen müssen, aber welche moderne Nation von einigermaßen ausgedehnter Lebensdauer und innerer Entwickelung ist nicht in dieser Lage? Freilich wäre es besser bestellt um uns, wenn wie bei den Griechen die verschiedenen Perioden unseres geistigen Wachsthums so sanft in einander geflossen wären, daß das jüngste Erzeugniß des nationalen Geistes von selbst die Züge des urältesten Typus nur eben in metamorphosirter Gestalt zeigte, je nach der Altersstufe der Nation. Sie bedurften keiner Uebersetzungen des Homer und des Pindar; wir besitzen in unserm Mittelalter freilich weder den einen noch den andern und kaum etwas Analoges in den Nibelungen und in Walther von der Vogelweide, und weil diese eben nur etwas Analoges für jene Grundsäulen einer ganz organischen Nationalbildung sind, können wir es uns gefallen lassen, sie einstweilen nicht im Original zu lesen, sondern in die Sprache des gegenwärtigen Tages übertragen zu lassen.

Wer es nicht selbst versucht hat, weiß die ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten nicht zu beurtheilen, mit denen ein Uebersetzer aus dem Altdeutschen zu ringen hat. Für den ersten Anschein ist die Sache leicht genug. Ein großer Theil des Sprachvorraths hat sich in wenig veränderter Gestalt bis auf unsere Zeit erhalten, Flexionen und andere Sprachformen sind wenigstens vom 12. Jahrhundert ab im Wesentlichen dieselben geblieben. Man wird durch diese auffallende Congruenz aber nur in Verwirrung gesetzt, sobald man sie praktisch verwerthen will. Nichts scheint natürlicher, als das mittelalterliche tugent durch unser heutiges Wort, das bis auf den Buchstaben ebenso lautet, wiederzugeben, zumal im Reime, wenn es sich etwa mit jugent findet. Leider

aber würde damit die Sache, der geistige Gehalt des Worts aufs Gröblichste alterirt, denn unser heutiges „Tugend" in dem uns allgemein geläufigen Sinn kann sich geradezu bis zu einem vollen Gegensatz des Begriffs von dem alten tugent entfernen, was nichts anderes als die durch Uebung erworbene Fertigkeit, die Tüchtigkeit, allenfalls die vollkommene äußere Haltung in Zucht und Sitte bedeutet. Von dem rein sittlichen Inhalt unseres heutigen Tugend ist in dem ältern Worte noch keine Ahnung. Soll also dem Sinne sein volles Recht geschehen, sollen in der Uebersetzung nicht bloß leidlich klingende Worte, sondern auch das eigenthümliche Seelenleben der Vorzeit wieder erscheinen, so muß hier wie in unzähligen andern Fällen das Nächstliegende gänzlich verlassen und mit großer Mühe etwas herbeigeholt werden, was wieder aus andern etwa formalen Gründen neue Verlegenheiten bereitet. Bleiben wir bei unserm Beispiel: gesetzt, das Reimwort Tugend wird aufgegeben, wie es ein in den Sinn der ältern Sprache eingedrungener Uebersetzer nicht anders kann, so fällt auch das andere Jugend, gegen welches außerdem kein Bedenken zu erheben wäre, außer etwa das eine, allerdings gar nicht unwesentliche, daß beide Reimwörter in der Metrik des Mittelalters nur einen männlichen Reim — einen einsilbigen — bilden, während sie für die gegenwärtige Sprache weiblich — zweisilbig — gebraucht werden. So ist der Weg eines gewissenhaften und sachverständigen Uebersetzers mit tausend verstellten Dornen umgeben, zwischen denen er sich mit der größten Gewandtheit durchwinden muß. Der Leser liest natürlich über alle diese Bedrängnisse in ungetrübter Gemüthsruhe hinweg und wundert sich höchstens einmal über eine Härte und Geschraubtheit des Ausdrucks, die er auf Rechnung der Nachlässigkeit des Uebersetzers stellt, während sie doch auch für die geübteste Technik inmitten solcher immer wiederkehrenden Schwierigkeiten nicht zu vermeiden sind.

Unsere ältern Uebersetzer konnten sich freilich die Sache leichter machen, so lange noch kein Benecke die Feinheiten der Sprache und kein Lachmann die Subtilitäten der Verskunst des Mittelalters aufgedeckt hatten. Seitdem ist das Geschäft erst so mühselig geworden, aber das Publicum hat auch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil gewonnen, in den bessern Leistungen dieser Art die Originale so weit ersetzt zu erhalten, wie dieß überhaupt

möglich ist. Jene anfänglichen dilettantischen Versuche der Romantiker waren Alles eher als eine getreue Wiedergabe der eigenthümlichen Physiognomie mittelalterlicher Poesie. Denn um deren Wiederbelebung handelte es sich damals ausschließlich und handelt es sich auch jetzt noch vorzugsweise in dieser Uebersetzungsliteratur. Ebenso wenig konnte der Weg zum Ziele führen, den selbst ein Uhland betrat. In seinem Buche über Walther von der Vogelweide, der ersten Arbeit dieser Art von wirklich gründlicher Sachkenntniß und eindringendem Verständniß in den Geist der ältern Poesie, versucht er durch eine immerhin sinnige, aber jedenfalls sehr subjective Verschmelzung des ältern und modernen Sprachausdrucks die Aufgabe zu lösen, einen altdeutschen Dichter auch dem heutigen Leser, der nichts von der alten Sprache weiß, verständlich zu machen. Es gewährt noch jetzt großes Interesse, Uhlands von echt poetischem Gefühl für jene ihm so nahe verwandte Erscheinung erfülltem Versuch im Einzelnen nachzugehen. Außerdem, daß es eben ein Uhland war, begünstigte ihn auch seine eigene heimatliche Mundart, die ihm so häufig noch die Eigenthümlichkeiten der alten Sprache lebendig entgegenführte. Aber was dem Schwaben gleichsam angeboren war, mußte allen Nichtschwaben fremdartig und unverständlich erscheinen, beinahe ebenso, als wenn der altdeutsche Ausdruck in seiner vollen Eigenart ihnen gegenüber träte. So ruht auf diesem halb alterthümlichen, halb modern volksmäßigen Gebilde der Uhlandschen Umdichtungen von Walthers Liedern und Sprüchen zwar ein ganz eigener, gemüthvoller und heimlicher Reiz, aber eine Uebersetzung kann man sie doch nicht nennen, am wenigsten eine solche, die durch sich selbst das volle Verständniß des Inhalts und der Form des Originals ermöglicht. Wenn nun gar andere, minder Berufene das, was bei dem einen in jeder Hinsicht Berufenen ein freier und berechtigter Erguß einer gleichartig gestimmten Dichternatur gewesen war, zu einer bloßen Manier verwandelten und damit altdeutsche Dichterwerke nicht übersetzten, sondern eigentlich doppelt ungenießbar machten, weil weder der Kenner der ältern Sprache noch der Liebhaber sich darin zurechtzufinden vermochten, so befand sich das Publicum, das anfänglich mit enthusiastischem Vorurtheil diesen Versuchen zur Wiederbelebung unserer alten Poesie entgegenkam, in einer wunderlich peinlichen Situation. Daraus

wurde es erst erlöst, als man diesen Irrweg ganz verließ, freilich nicht, ohne, wie es immer zu geschehen pflegt, nach der andern Seite hin häufig der Verlockung zu einem neuen, kaum minder bedenklichen nachzugeben. Es war auch hier nicht so leicht, die rechte Mitte zu finden, die doch nur allein Heil bringen konnte.

Die Versuchung lag nahe genug, das Publicum, dessen günstiges Vorurtheil für die altdeutsche Poesie unter dem Einflusse aller möglichen bösen Conjuncturen in kalte und verdrießliche Geringschätzung umzuschlagen begann, durch einen gewissen modernen Aufputz derselben anzulocken. Im Grunde stand er ebenso schlecht wie jene erkünstelte Alterthümlichkeit mit ihren starren und trockenen Farben, aber er mundete doch jedenfalls dem gewöhnlichen Leser besser, einmal weil er ihm nur wirklich Lesbares und im gewöhnlichen Sinne Verständliches zu lesen zumuthete, und dann, weil der Stil dieser Art von Uebersetzungen an andere beliebte Muster der Zeit erinnerte. Als Typus dieser ganzen Richtung kann die Uebertragung des Wolfram von Eschenbach durch den außerdem so verdienstvollen pseudonymen San-Marte (A. Schulz) gelten. Sie hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, den Namen des großen mittelalterlichen Dichters bekannter zu machen, aber es ist noch eine Frage, ob sie das an sich so schwierige Verständniß seines Gehalts und seiner Form, überhaupt seines ganzen so singulären und absonderlichen Wesens gefördert hat. Denn die schroffen Ecken und Kanten, die zu seiner Physiognomie so nothwendig gehören wie zu der des Schreckhorns oder der Jungfrau, sind sorgfältigst abgeglättet und mit der Politur einer in Schillers und der romantischen Schule gebildeten Diction überzogen. Für den Kenner des Originals, d. h. für den, welcher sich wirklich in den Ton desselben eingelebt hat, kann der Eindruck einer solchen Annäherung an den modernen Geschmack nicht anders als barock genannt werden, auch ganz abgesehen davon, daß nicht bloß die Seele, der innere eigenthümliche Hauch dieser Poesie, sondern auch das Material an sich vielfach im Interesse dieser vereinten Vermittelung mit dem modernsten Geschmack des heutigen Publicums gelitten hat. Die Uebersetzung verwandelt alle die pikanten scharfen Züge, die funkelnden Pointen, in denen die einzelnen Gestalten dieses Dichters blitzartig hervorbrechen und sich ebenso blitzartig bewegen, in wohlklingenden Phrasenfluß einer etwas breitspurigen

dichterischen Rhetorik, etwa in der Art Tiedges. Denn ein gewisses Dämmerlicht der Unklarheit ruht freilich auch noch in einer solchen ernst gemeinten Travestie über diesem wunderbarsten Sohn des deutschen Mittelalters, anziehend genug für solche Leser, die bei wohlklingenden und glatt gereimten Versen nicht gerade viel zu denken pflegen, sondern mit dem Ohrenschmause befriedigt sind. Für eine bloße Nachdichtung möchte eine solche Veränderung der ursprünglichen Tonart des Originals eher noch gestattet sein, weil sie eben keine Uebersetzung, sondern eine innerhalb gewisser Grenzen freie Schöpfung sein will. Unzählige Beispiele aus allen Zweigen der Literatur geben dafür Belege, und nur der Pedanterie könnte es einfallen, das gute Recht des spätern Umdichtens zu bestreiten. Aber in unserm Falle handelt es sich nicht darum, sondern um eine wirkliche Uebersetzung, die den Anspruch erhebt, das Original in vollem Sinne des Worts zu ersetzen, was einer Nachdichtung niemals zugemuthet werden wird. Denn neben ihr, in ihrer eigenen relativen Selbständigkeit, bleibt das ursprüngliche Vorbild in seiner vollsten Selbständigkeit unverrückt stehen.

Wir können uns hier nicht länger bei andern ähnlichen Fehlgriffen aufhalten, wie z. B. bei dem glücklicherweise nur zu einem unbedeutenden Fragment gediehenen Versuche, die Gudrun in Hexametern zu übersetzen, wenn es dabei auf eine wirkliche Uebersetzung und nicht auf eine bloße freie Reproduction abgesehen war, was sich eben wegen der fragmentarischen Gestalt der Arbeit nicht deutlich erkennen läßt. Freie Reproduction wird man sich, wie schon gesagt wurde, überall gern gefallen lassen, warum nicht auch auf dem Felde unserer altdeutschen Poesie oder der altdeutschen Literatur überhaupt, denn es ließe sich auch gar manches Profaneres derselben dazu recht wohl verwenden. Aber für das Ziel, das wir hier im Auge haben, können wir diese Art von Thätigkeit nicht direct förderlich nennen. Höchstens nur insofern, als das Interesse des Publicums ganz im Allgemeinen nach jener Seite hin in Bewegung gesetzt wird. Für uns bleibt die Forderung nach wirklichen Uebersetzungen zu vollem Rechte bestehen, auch wenn z. B. die Stoffe unserer ganzen mittelalterlichen Epik in den Versen unserer heutigen Dichter von Neuem wieder der Nation nahe gebracht würden. Nur etwa eine so eigenthümliche Erscheinung wie Hermann Kurz' Umdichtung und Vollendung von Tristan

und Isolde mag die Stelle einer wirklichen Uebersetzung vertreten. Hier hat sich die Individualität des modernen Dichters mit der seines Vorbildes so harmonisch verbunden, daß man diesem Producte das Prädicat einer in seiner Art vollendeten Wiedererweckung des Geistes und der Kunst Gottfrieds von Straßburg zuerkennen darf. Aber es wäre selbst einem so unleugbaren Talent wie Kurz nicht gelungen, wenn nicht das Original an sich schon unter allen Erzeugnissen des Mittelalters der Empfindung und Stimmung, der Denk- und Ausdrucksweise der modernen Zeit am nächsten stände. Gerade das, was dem mittelalterlichen Dichter unter den Menschen von damals isolirte, verbindet ihn mit uns und läßt ihn beinahe als einen der Unserigen erscheinen, der sich aus Laune in alterthümliche Gewänder versteckt hat.

In jedem Falle giebt es also einstweilen kein anderes Mittel, um die volle Eigenart der mittelalterlichen Literatur, namentlich der poetischen, auf die es aus begreiflichen Ursachen doch am meisten abgesehen sein muß, der modernen Bildung nahe zu bringen als Uebersetzungen. Eine äußere Bestätigung für ihr gutes Recht und die Bedeutung, die sie bereits erlangten, gewährt die Zahl der Auflagen, die viele von ihnen erreicht haben. Simrocks Uebersetzung der Nibelungen, Walthers von der Vogelweide, selbst Wolframs von Eschenbach, gehören zu den verbreitetsten Büchern in unsern höher gebildeten Kreisen. Und doch hat der alte Wolfram unter der Hand dieses Uebersetzers nichts von seiner abstrusen Herbe verloren: ein Zeichen, daß ein Theil des Publicums wirklich schon so weit fortgeschritten ist, um auch die eigenthümlichsten Gestalten der Vorzeit zu verstehen oder sich ihrem Verständniß wenigstens anzunähern. Die allseitig rege Thätigkeit wahrhaft berufener Kräfte wird ja doch nur ermöglicht durch ein belebendes Entgegenkommen des Publicums, das, wie aus diesen Thatsachen hervorgeht, definitiv erkannt hat, wie ihm nur auf solche Art der Blick in ein Gebiet eröffnet wird, welches außerdem ihm unzugänglich geblieben wäre.

So wenig wie freie Nachdichtungen kann eine bloße Wiedergabe des materiellen Inhalts unserer ältern Literaturproducte das leisten, was eine gediegene Uebersetzung leistet. Inhalt und Form sind bei der Poesie des Mittelalters, um bei dieser stehen zu bleiben, wo möglich noch enger miteinander verwachsen als anderwärts.

Es läßt sich z. B. wohl denken, und die Erfahrung hat bestätigt, daß eine prosaische Paraphrase des Homer große Wirkung thut; wer aber wollte sich an einer solchen Bearbeitung des Parcival befriedigen? Als bloßes Hülfsmittel des Gedächtnisses und des literargeschichtlichen Wissens mag ein solches Unternehmen seine Berechtigung haben, aber wir streben nach einer viel umfassendern Einführung unserer alten Schätze in das heutige Leben der Bildung, als daß wir uns mit ihrer Verwerthung als bloßes Material des Wissens genügen lassen sollten. Noch weniger freilich werden wir für unsere Zwecke mit ihrer bloß literargeschichtlichen Verwerthung zufrieden sein. Es ist nicht zu leugnen, daß hierfür so tüchtig und erfolgreich gearbeitet ist, wie sich nur immer nach der Länge der Zeit und der Schwierigkeit des erst allmählich wieder ausgegrabenen Stoffes erwarten ließ. Aber wie anderwärts wollen wir auch hier der Literarhistorie nur eine secundäre, helfende Stellung zuerkennen. Hier, wo die Veranlassung zu jener Selbstüberhebung dieser Thätigkeit, die wir schon früher charakterisirten, noch näher liegt als auf dem Gebiete der neueren und neuesten Literatur, muß um so energischer auf die Grenzen ihrer Berechtigung hingewiesen werden. Auch hier haben an sich höchlich anerkennenswerthe Leistungen, namentlich Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung, unser gebildetes Publicum vielleicht mehr vom rechten Wege abgelenkt als auf ihm gefördert. Die apodiktische Souveränetät des Urtheils, das sich allerdings auf eine gewissenhafte Erforschung des Materials stützt, hat gerade hier, wo der Zugang zu den Quellen desselben so viel schwerer ist als in andern Literaturperioden, am meisten imponirt und die relative Selbstthätigkeit unsers Publicums bis zu einem gewissen Grade in Fesseln gelegt. Die Schuld liegt dabei freilich nicht auf Seite des Literarhistorikers, sondern auf Seite seiner Leser, aber der Schade ist doch ein allgemeiner. Glücklicherweise zeigt sich an verschiedenen Symptomen, daß die unbedingte Machtbewirkung dieser literargeschichtlichen Tyrannei von Tag zu Tag sich mehr zerbröckelt, in Wechselwirkung mit den immer mehr sich abklärenden Bestrebungen, selbst zu sehen und die Gaben, die uns unsere Vorzeit bieten kann, so zu genießen, wie sie geboten sind. Wozu die immerhin recht wohl gerathenen Confituren der literarhistorischen Küchenkunst, wenn die einfache Frucht selbst, wie sie vom Baume gepflückt

wird, ebenso nahrhaft als wohlschmeckend ist? Jede neue gelungene Uebersetzung eines altdeutschen Werks ist ein neuer Baustein, um die Grenzmauer zu befestigen und zu sichern, die zwischen der bloßen literargeschichtlichen Auffassung unseres Alterthums und seinem lebendigen Dasein inmitten unserer modernen Bildung errichtet werden muß.

## III.

Wer uns bis jetzt gefolgt ist, wird es gerechtfertigt finden, wenn wir unsere Ansicht über das Verhältniß unseres gebildeten Publicums zu der deutschen Nationalliteratur dahin zusammenfassen, daß wir es im Ganzen und Großen als zufriedenstellend bezeichnen. Es bleibt nur zu wünschen, daß der mit richtigem Instinct eingeschlagene Weg allseitig mit Energie und wo möglich auch mit klarem Bewußtsein des zu erreichenden Ziels verfolgt werde. Das ganze Verhältniß ruht auf einer gesunden Basis, und man hat alle die schädlichen Uebertreibungen und phantastischen Grillen vergessen, die einstmals hier so viel Schaden brachten. Unser Geschäft war hier leicht und angenehm. Es handelte sich nur darum, das Gewirre der Einzelheiten durch Verfolgung des sie innerlich zusammenhaltenden Fadens zu einer übersichtlichen und faßlichen Erscheinung umzugestalten und mit bescheidenen Winken die Gesammtheit und jeden Einzelnen auf das hinzuweisen, was noch zu thun übrig ist.

Unwillkürlich scheint uns dabei begegnet zu sein, daß wir, wenn wir von den Beziehungen unserer ältern Literatur zu dem Leserkreise der Gegenwart sprachen, unter älterer Literatur eben nur die des Mittelalters verstanden, weil nur von dieser bisher die Rede war. Doch liegt uns eine solche Beschränkung fern, obwohl sie praktisch beinahe allgemein gültig ist. Die Wissenschaft und das Interesse der Gebildeten wenden sich ihr immer nachhaltiger zu, wovon, um anderer Symptome zu geschweigen, allein schon das Gedeihen der seit vorigem Jahre von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig unter Franz Pfeiffers Auspicien herausgegebenen und von ihm würdig mit Walther von der Vogelweide eröffneten Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters“ einen so erfreulichen Beleg gibt. Aber dem weiten Gefilde der Literatur zwischen den Grenzen des Mittelalters und der eigentlichen Neuzeit möchten wir eine ganz andere Werth-

schätzung zuerkannt sehen, als es bis jetzt geschieht. Wir glauben, um unsere Meinung gleich von vornherein fest zu formuliren, daß dieselbe in noch viel prägnanterm Sinne als jene mittelalterlichen Producte geeignet ist, ein Gemeingut der Gegenwart zu werden, und daß sie berufen ist, auf die weitere Entwickelung zunächst unserer modernen Literatur selbst und mittelbar auf den ganzen Volksgeist viel durchgreifender einzuwirken, als es jener ältern echt mittelalterlichen Literatur jemals möglich sein wird. Diese kann immer nur, wie wir deutlich zu machen versucht haben, innerhalb eines exclusiven Bildungskreises vollkommen heimisch werden. Das Niveau desselben muß sich immer in nicht unbeträchtlicher Höhe über dem der Durchschnittsbildung der Nation halten, und es wird daher immer nur einer relativ geringen Zahl besonders Begünstigter gelingen, es zu erreichen. Die Durchschnittsbildung, zu der im Laufe der Zeit unzweifelhaft immer zahlreichere Massen geführt werden, ohne daß freilich je der Traum einer Massenbildung, wie ihn unsere demokratischen Doctrinäre träumen, in Erfüllung gehen kann, ist für das Gesammtleben einer Nation unzweifelhaft von größerer Wichtigkeit als jene Geistesblüten eines in der Masse fast verschwindenden Häufleins von besonders und exclusiv Gebildeten. Wenn wir nun behaupten und auch zu beweisen gedenken, daß jene einstweilen noch fast verschollene Literatur des 16. Jahrhunderts ganz dazu geeignet sei, in diesen weiten Kreisen lebendig zu werden, so legen wir ihr einen Werth bei, der in sonderbarem Gegensatze zu ihrer Verkommenheit steht.

Diese Thatsache selbst ist leicht zu constatiren. Unsere deutsche Philologie hat bisher mit kaum der Rede werthen Ausnahmen ihre Bemühungen nur dem Mittelalter, seiner Sprache und Literatur zugewandt. Selten daß sie einmal einen Blick in jenes wüste Gefilde zu werfen sich veranlaßt sah. Unsere Literaturgeschichte hat mit derselben gewissenhaften Rüstigkeit, die sie überall zeigt, auch diese Massen zu bewältigen versucht, aber es ist ihr doch nur möglich geworden, sich allenfalls hindurchzuarbeiten, aber keineswegs den ganzen unendlichen und ungefügen Stoff zu verarbeiten. Unser gebildetes Publicum weiß von dieser Periode nichts weiter als ihre Namen, die als Reminiscenzen eines literargeschichtlichen Cursus haften geblieben sind. Wer unter uns, die eigentlichen Fachleute und einige in stillen Winkeln versteckte Sonderlinge ab-

gerechnet, hat Burkhard Waldis, Wickram, Rollenhagen oder auch selbst Fischart oder Hans Sachs gelesen? Allenfalls einige Fetzen in Chrestomathien, die gerade hier die wahren Lückenbüßer der Bildung vorstellen müssen. Der Eindruck, den man daraus mit fortnimmt, ist der ungenügendste, der gedacht werden kann. Wenn irgend eine Masse in der Literatur, so ist diese nur dazu geeignet, ganz oder gar nicht genossen zu werden. Alle ihre Mängel treten in grellster Weise heraus, sobald man den Versuch macht, sie zu zerstückeln, ihre Vorzüge wirken aber nur, wenn man sie in ihrer vollen unverstümmelten Gestalt gelten läßt. Daher denn auch die allgemein herrschende Ansicht, welche durch die unzureichende Darstellung dieser Periode in allen unsern Literaturgeschichten genährt und befestigt wird, daß es sich eigentlich nicht der Mühe verlohne, sich darum zu bekümmern.

Wie gewöhnlich, ist auch hier das Urtheil um so schneller fertig, je weniger sein Object gekannt ist. Es wäre eine eigenthümliche Aufgabe, wenn wir hier an dieser Stelle das ganze Material zu seiner Berichtigung und Läuterung zusammenbringen wollten. Wir fassen uns kurz und sagen nur: Bis auf diesen Augenblick hat diese Literatur, allerdings ohne daß man sich dessen bewußt wäre, nicht aufgehört, eine lebendige Macht erster Größe in dem Gemüthe unseres Volks zu sein. Das protestantische Deutschland haftet noch immer an Luthers Bibeltext und Kirchenliedern. Man weiß freilich, wie viel sie beide von ihrer ursprünglichen Art durch willkürliche und unwillkürliche Entstellungen eingebüßt haben, aber der Kern ihres Wesens ist doch dadurch nicht angetastet worden, und dieser ist es, der noch heute mit unwiderstehlicher Kraft wirkt, der es allen Widersachern unmöglich macht, sie aus dem Herzen des Volks zu verdrängen. Rechnet man, wie billig, auch die Macht der Gewohnheit und Autorität auf der einen Seite, auf der andern die eminente Individualität Luthers selbst ab, so bleibt doch ein Rest übrig, der weder hierhin noch dorthin gehört, sondern dem ganzen Zeitalter, aus dem auch ein Luther den besten Theil dessen, was ihn zu Luther gemacht hat, schöpfen mußte. Was die heutige Welt und zwar nicht etwa eine bevorzugte und isolirte Classe, sondern das ganze Volk in allen seinen Höhen und Tiefen als einen so lebendigen Besitz festhält, ist also im wesentlichen dasselbe wie das, was wir für den eigentlichen Kern jener

ganzen Literaturperiode zu halten berechtigt sind. Von diesem Standpunkte aus kann man es Zufall nennen, daß nur ein Luther allein dem deutschen Volke so nahe geblieben ist, während ein Hans Sachs und ein Fischart, die in jeder Hinsicht aus demselben Boden wie er aufwuchsen, vergessen werden mußten. Die Geschichte unserer äußern und innern Begegnisse seit der Reformation erklärt freilich zur Genüge, daß es gerade so kommen mußte, wie es kam, und daß es also kein Zufall war, der über diesen literarischen Dingen waltete, sondern ein weit angelegter Causalnexus. Aber mit einer solchen Erklärung ist der Schade, der dadurch geschehen ist, nicht ersetzt und es wäre an der Zeit, nachzusehen, ob jetzt auch noch Hans Sachs und Fischart nothwendigerweise vergessen bleiben müssen.

Zwischen dem Geist der mittelalterlichen Literatur und dem der Gegenwart besteht nur eine sehr weitläufige Verwandtschaft: der Geist der Literatur des 16. Jahrhunderts und das innerste Wesen unserer eigenen Zeit sind sich viel näher als Alles, was der Zeit nach zwischen ihnen liegt. Das 17. und 18. Jahrhundert bis zum Beginn der heutigen Literaturperiode haben die Bahn der Vorzeit gänzlich verlassen und es versucht, durch unmittelbares Anlehnen an fremde Muster die Bildung der deutschen Nation äußerlich auf dieselbe Höhe zu bringen, die sie vormals erreicht zu haben schien. Diese ganze Periode ist nicht bloß in der Literatur die unerquicklichste, welche Deutschland je durchgemacht hat, und ihre Producte verdienen nichts weiter als eine bloß geschichtliche Beachtung, womit nicht gesagt ist, daß sie nur von den Literarhistorikern gekannt sein sollen. Auch für sie nehmen wir das Recht in Anspruch, welches aller vorhandene Besitz der Nation beanspruchen kann. Auch sie sollen aus der traurigen Verwahrlosung, in die sie versunken sind, erlöst und mit Hülfe der Wissenschaft allen denen zugänglich gemacht werden, die sich um eine gründliche Einsicht in die mannichfach verschlungenen Wege der Geistesentwickelung ihres Volks bemühen. Aber zu einem neuen Leben in der Bildung der Gegenwart kann weder ein Opiz, noch ein Lohenstein, noch ein Rist wieder erweckt werden.

Im vollen Gegensatz zu der fremdartigen und hohlen Gespreiztheit dieser spätern Literatur ist die des 16. Jahrhunderts auch da, wo sie von fremden Einflüssen angeregt ist, durch und durch national und von einer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit

der Stimmung und des Ausdrucks, die eigentlich alle Form vernichtet hat. Gewiß erklärt sich daraus die sonst unbegreifliche Erscheinung, daß eine Zeit, die so viele Talente ersten Ranges hervorbrachte, doch kein einziges auch nur einigermaßen vollendetes Product der Literatur weder in Prosa noch in Versen erzeugte. Aber was ihr an sich und in den Augen der ästhetischen Kritik zum Tadel gereicht, ist für das Bedürfniß der Gegenwart einer ihrer Vorzüge. Unsere eigene Literatur seit der classischen Periode besitzt alle möglichen guten Eigenschaften, nur nicht gerade die jenes urwüchsigen Realismus und Naturalismus der Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts. Entsprechend der innern Bildungsgeschichte unserer Nation im Laufe des vorigen Jahrhunderts hat sich unsere Literatur zwar in gewissem Sinne allein aus dem Volke wie keine andere moderne entwickelt, aber in einem andern Sinne ist sie ebenfalls wie keine andere auch von Anfang an aus dem Volke herausgetreten und zur Sache einer Coterie von absonderlich Gebildeten geworden, wenn man es so schroff als möglich bezeichnen will. Eine abgezogene Haltung des Geistes und Gemüths, entfremdet oder erhaben über die Stimmungen und Empfindungen des Haufens, war ihre nothwendige Voraussetzung. Dieser verdankt sie ihren so unendlich reichen Inhalt an Gedankenmaterial, ihre unvergleichliche Tiefe sowie auch die relative Vornehmheit und Formvollendung in ihrem Aeußern. Aber ihre Tiefe steht doch immer in Gefahr, in obscure idealistische Verworrenheit umzuschlagen, und ihre äußere Eleganz gleicht oft nur zu sehr einer leblosen Glätte der Manier, durch welche die echte Kunst, ja überhaupt die Möglichkeit einer frischen Production vernichtet werden muß, wenn sie noch weiter um sich greift. Beides sind Hauptfehler unserer modernen Literatur, und von Vielen erkannt, wenn auch verschieden erklärt und benannt. Aber für den einen wie für den andern muß das Wiederaufleben jener ältern Literatur, ihre wirkliche Einführung in das Bewußtsein, in den Gebrauch und die Denkweise unserer Zeit heilkräftig wirken. Es ist nicht zu fürchten, daß der auch sonst so mächtig vordrängende Realismus unserer Gegenwart die Form unserer Literatur, wie sie einmal als Ergebniß unserer classischen Periode feststeht, ganz zersprenge und ihren idealistischen Kern ganz ausmerze, aber es kann nicht schaden, wenn die erste auch auf Kosten des ängstlichen Schema-

tismus der ästhetischen Forderungen etwas handlicher wird und zugleich kräftiger in individueller Selbständigkeit sich ausprägt. Gegenüber der unleugbaren Abkehr der Zeitbestrebungen von dem bloß idealen Gebiete ist doch schon in der stets wachsenden Macht der Wissenschaft ein Correctiv gegeben, daß auch den innersten Kern unserer Literatur nicht in rohen Materialismus verwandeln lassen wird. Aber er kann ideal bleiben, und immerhin noch eine gute Dosis realistischer Substanz in sich aufnehmen. Hat ja doch wenigstens einer der eigentlichen Väter unserer Literatur, der jugendliche Goethe, mit aller Kraft des Gemüths sich in jene frische Quelle der gesündesten Natürlichkeit eingetaucht. Wie viel Hans Sachs und Seinesgleichen auf die wahlverwandten Seiten seines überreichen Geistes gewirkt haben, setzt unsere Literaturgeschichte genügend auseinander, wenn es noch dessen bedürfte, da der Dichter selbst das beredte Zeugniß dafür fast mit überschwenglichem Dankgefühl ablegt. Der gereifte Goethe ist zwar durch seinen Läuterungsproceß im Schmelzofen der hellenischen Classicität den Liebhabereien der Jugend entfremdet worden, denn als solche mußte ihm zeitweise jene so wohlberechtigte Sehnsucht frischerer Tage nach derberer Kost erscheinen, aber selbst bei dem alten Goethe hat die alte Liebe doch niemals gerostet: sogar in dem zweiten Theile des „Faust“ finden sich noch genug Hans Sachsische Klänge, an denen der Schöpfer des „Jahrmarkts zu Plundersweilern“ oder auch des „Götz von Berlichingen“ recht wohl wieder zu erkennen ist. Es ist kein Vortheil für Schiller gewesen, daß er durch eine Combination von zufälligen Einflüssen und dem originalen Zuge seines Geistes diesen Einflüssen sich stets so verschlossen hat, daß nur das einzige „Wallensteins Lager“ davon befruchtet ist. Indessen läßt sich aus diesem Einen Erzeugnisse abnehmen, daß auch in Schillers Geist ein sympathisches Element für den eigentlichen Kern und Gehalt jener Sprache und Empfindungsweise lebte, die ihm vom Standpunkt der geschulten ästhetischen Reflexion freilich nur als grenzenlose Roheit und kindische Unbeholfenheit erscheinen mußte.

Unsere Romantiker haben es bekanntlich nicht an enthusiastischen Lobpreisungen jener Literaturperiode und einzelner ihrer hervorragenden Vertreter fehlen lassen. Es wäre auch ungerecht, wenn man behaupten wollte, ihr Enthusiasmus sei um so grenzenloser gewesen, je weniger sie von der Sache selbst verstanden, oder

es auch nur der Mühe werth hielten, sie kennen zu lernen. Sie wurden auch nicht bloß durch die Formlosigkeit jener Erzeugnisse im Gegensatz zu der von ihnen bekämpften systematischen Classicität der antiken Kunst und der von ihr abhängigen modernen angezogen, obgleich dieses Moment für ihre Stellung zu unserer Vorzeit so schwer ins Gewicht fällt. Aber ein wirklich befruchtender Einfluß ist ihrer eigenen Poesie daraus nicht erwachsen und noch weniger der deutschen Literatur im Allgemeinen. In ihrem subjectiven Eklekticismus fühlten sie nur das heraus, was ihrem eigenen Wesen einigermaßen homogen war, das Uebrige war für sie hier wie anderwärts, wo sie ebenso verfuhren, nicht vorhanden. Man darf wohl sagen, die eigentlich moderne Substanz des Geistes jener ältern Literatur, die für uns das Wichtigste ist und die ihr hauptsächlich das Recht gibt, auch jetzt noch und für alle Zukunft lebendig zu bleiben, ist ihnen immer verschlossen geblieben. Denn eine gewisse Emancipation der Subjectivität, worauf es den Romantikern allein ankam, liegt freilich auch in jenen kecken und selbstbewußten Producten, aber daneben auch noch eine gesunde Klarheit und Naturfrische der Empfindung und des Denkens, sowie vieles Andere, was unsere Romantiker nicht brauchen konnten. Wer den Titurel als das Sublimat nicht bloß unserer deutschen Poesie, sondern der Poesie aller Zeiten anstaunte, hatte für den wahren Hans Sachs oder Wickram kein Verständniß, wenn er ihre Namen auch noch so laut pries oder auch in ihrer Manier zu sprechen versuchte.

Unsere Zeit ist nun einmal durch und durch demokratisch, und für ihre Literatur wird ebenso sehr ein Tropfen demokratischen Oels, und wahrscheinlich mehr als ein Tropfen, nöthig sein, wie ihn Uhland einst für den Kaiser des neuen deutschen Reichs forderte. Wir sind nicht zu vornehm, um ein solches Schlagwort zu gebrauchen, weil Jeder damit am schnellsten und gründlichsten über unsern eigenen Standpunkt aufgeklärt wird. Jene ältere Literatur hat überreichen Vorrath von diesem heilsamen Chrisma, ja man kann wohl sagen, daß sie ganz und gar, wie keine andere gleiche Erscheinung irgend einer Zeit und irgend eines Volks, davon durchzogen ist. Der Schuster Hans Sachs, Schuhmacher und Poet dazu, ist allein schon ein so origineller Prototyp volksmäßiger oder wahrhaft demokratischer Schriftstellerei, wie sich kein besserer wünschen läßt, und seine literarischen Zunftgenossen sind ihm zwar

nicht an Talent, aber an dieser Art der unmittelbaren Identität mit dem Geiste der ganzen Zeit und des ganzen Volks vollkommen ebenbürtig. Wie weit ist doch noch unsere sogenannte Schriftstellerei für das Volk von dieser ächten Volksthümlichkeit entfernt! Er und Seinesgleichen haben nicht nöthig, von irgend einer isolirten Höhe der Bildung herabzusteigen, um unter dem Volke zu verkehren. Wie seine Handwerksstätte mitten in der Straße, im Blicke und in der Armlänge jedes Vorübergehenden stand, so auch seine poetische Werkstätte. Sein Parnaß ist das nürnberger Straßenpflaster und dieses ist aus denselben Steinen verfertigt und liegt auf gleicher Höhe mit dem aller andern Städte und Städtchen der Zeit. Die buntscheckigste Gesellschaft aus allen Theilen der Welt und allen Zeitaltern der Geschichte verkehrt auf ihm wie auf ihrem heimatlichen Boden; griechische Götter und Göttinnen, Heroen und Heroinen, römische Consuln und Senatoren, Patriarchen und Propheten des Alten Testaments, die heiligen Gestalten unseres eigenen Glaubens, Ritter, Frauen und Mönche des Mittelalters, Despoten und Helden des Orients und dazu noch alle Stände und alle Individualitäten der Gegenwart. Aber alle diese Leute sind nicht bloß in die Gewandstücke der Tagesmode gehüllt, sondern auch durch und durch mit Mark und Bein zu Angehörigen der Zeit geworden, ohne daß der Dichter selbst weiß, wie es geschehen ist. Und so wie er macht es jeder Andere: man lese nur eine Aesopische Fabel, wie sie Burkhard Waldis im guten Glauben erzählt, die uralte Weisheit seiner Zeit getreu wieder vorzutragen, oder Fischarts Gargantua, wo auch die nahe Verwandtschaft des Geistes zwischen Rabelais und unserm deutschen Landsmann die unbeschränkte Freiheit der Umsetzung des fremden Stoffes in die nationale Eigenart nicht im Geringsten ausgeschlossen hat. Unsere neuere deutsche Literatur hat zu unendlichem Vortheil für den Reichthum und die Vielseitigkeit unseres Geisteslebens von allen Seiten her fremde Bildungselemente in sich aufgenommen und unter uns eingebürgert. Sie war ohne Zweifel berechtigt, deren ausländische Originalität zu wahren, so lange daraus der Vortheil entspringen konnte, daß der deutsche Volksgeist sich der engen Schranken bewußt wurde, in welche ihn die Ungunst einer langen und traurigen Periode gepfercht hatte. Jetzt aber, wo die Schranken überall durchbrochen sind, ist es ebenso berechtigt zu fordern,

daß jene fremden Gestalten sich in vollem Sinne des Wortes bei uns nationalisiren, und wie dieß zu machen ist, lehrt eben unsere Literatur des 16. Jahrhunderts. Sie lehrt es nicht bloß, sondern sie wird auch, wenn sie nur erst wieder in ihr natürliches Recht unter uns eingesetzt ist, uns von selbst dazu bringen.

Es kommt nun darauf an, die Mittel zu finden, um sie nach so langer Verwahrlosung und Vergessenheit in passender Gestalt unserm heutigen Publicum zugänglich zu machen, und wir wiederholen, was wir schon früher beklagten, es bleibt hierfür fast noch Alles zu thun übrig. Wir begnügen uns hier nicht mit einer secundären Vermittelung wie bei der mittelalterlichen Literatur. Wer nur einen Blick in die deutschen Bücher der Zeit, von der wir hier sprechen, geworfen hat, wird begreifen, daß Uebersetzungen von ihnen nicht denkbar sind. Sie stehen uns dazu viel zu nahe und ihr eigenthümlicher Werth beruht eben großentheils darauf, daß sie auch ohne Uebersetzungen in ihrer vollen Eigenart und bis in alle Fasern hinein uns verständlich sein können, falls nur die rechten Hülfsmittel dazu geboten werden. Aus demselben Grunde wollen wir auch nichts von modernisirten Bearbeitungen wissen, wie sie die Romantiker mit einzelnen Werken aus diesem Kreise, gewöhnlich solchen, die für unsere Ziele am wenigsten förderlich sind, versucht haben. Wir vertragen hier auf diesem Gebiete noch weniger als auf irgend einem andern jene Verschönerungs- und Verkleisterungskunst, die uns die wahren Züge des Originals zu Modejournalphysiognomien herabwürdigt. Wir brauchen das 16. Jahrhundert ganz, wie es leibt und lebt, mit Haut und Haaren, wenn man will in puris naturalibus. Sollte Jemand daran Anstoß nehmen, so mag er selbst für das nöthige Feigenblatt sorgen, aber wir glauben, daß unsere Augen nunmehr wieder gesund geworden sind, um sich nicht daran zu ärgern. Oder wollte man, was man einem Shakespeare unbedenklich gestattet, einem Fischart verweigern, bloß weil er ein Landsmann ist und weil wir einstmals die Gewohnheit angenommen hatten, dem Fremden alle Ungezogenheiten lächelnd hingehen zu lassen und über jeden verschobenen Gewandzipfel des Landsmannes die Nase zu rümpfen? Auch diese leidige Gewohnheit ist, Gott sei Dank! mit vielen andern gleichen Kalibers im Begriffe, in die Rumpelkammer einer überwundenen Zopfzeit verwiesen zu werden, und das Herz unserer

Jugend weiß eigentlich schon nichts mehr davon, wenn auch die Alten noch nicht davon lassen können. Wir sind noch um Vieles gröber geworden, als wir vor etwa dreißig oder gar sechzig Jahren waren, aber zum Glück ebenso grob gegen die Fremden wie gegen unsere Landsleute. Es ist zwar an sich keine lobenswerthe Eigenschaft, aber unter besondern Umständen kann sie doch wenigstens zeitweise förderlich sein, wenn es sich darum handelt, daß eine Nation die ihr durch lange Erniedrigung eingetränkte Verzagtheit und Bedientenhaftigkeit abstreifen und sich zu Selbstvertrauen und Männlichkeit erheben soll. Wo wäre aber ein größerer Fonds von diesen Grundeigenschaften einer gesunden Volksseele zu finden, als in jener Periode, und wie in ihrem öffentlichen Privatleben, so auch in ihrer Literatur! Frei von aller gedunsenen, echauffirten uud innerlich hohlen patriotischen Renommisterei, ist sie in jedem Worte, in jedem Satze, in jedem Gedanken von dem kernigsten nationalen Selbstgefühl durchdrungen, dessen Wiedererwerb noch zu unsern frommen Wünschen gehört.

Wenn wir fordern, daß unser Publicum von heute jene Literatur in ihrer Originalgestalt sich zu eigen machen soll, so ist damit nicht gesagt, daß es auch in ihren Originaldrucken geschehen soll. Dieß wäre nicht bloß deshalb unstatthaft, weil sich verhältnißmäßig wenig davon erhalten hat und die wenigen Exemplare meist dem größern Leserkreise unzugänglich sind, indem sie oft zu den Hauptraritäten der Bibliotheken, öffentlicher oder privater, gehören. Sie kommen selten in andere Hände als in die der eigentlichen Leute vom Fache und der antiquarischen Curiositätenkrämer, und die erstern, die allein Nutzen daraus ziehen könnten, sind oft genöthigt, die größten Opfer zu bringen, um einen solchen hermetisch verschlossenen Schatz zu erlangen, ja häufig glückt es ihnen trotzdem nicht. Muß ja doch jeder Fachgelehrte gegenwärtig nach Berlin wallfahrten, wo in den Schreinen der großen königlichen Bibliothek die bekannte Meusebachsche Sammlung geborgen liegt, wenn er die wichtigsten und allgemein genannten Werke jener Zeit, z. B. Fischart, in wirklich brauchbarer und originaler Gestalt kennen lernen will. Aber auch wenn die Bücher des 16. Jahrhunderts besser, als sie es gethan haben, dem Moder, dem Mottenfraße, dem Feuer und vor Allem dem dreißigjährigen Kriege und der darauf folgenden Zeit der Perrückenliteratur mit ihrem syste-

matischen Vertilgungskrieg gegen die rohen Ueberbleibsel der Vorfahren hätten widerstehen können, wenn sie demnach überall etwa so häufig und Jedermann erreichbar wären wie etwa die Werke unserer ältern Classiker, eines Klopstock, eines Ramler, Hagedorn und anderer, so würden wir doch es nicht für gerathen finden, sie so wie sie sind unsern Lesern in die Hand zu geben. Sie bedürfen keiner Uebersetzung und keiner Travestie, aber einer reinigenden Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Gestalt, die oft nur in ihrem ersten Drucke erhalten und gewöhnlich schon in der zweiten Auflage durch maßlose Freiheiten und Leichtfertigkeiten der Drucker und Verleger, und ebenso maßlosen Leichtsinn des Verfassers gründlich verderbt ist. Sie bedürften aber noch weiter sachgemäßer Commentare, mögen diese nun als Specialglossare für die Sprache und Repertorien für den Inhalt angelegt sein, oder irgend eine andere praktische Form haben. Denn so innerlich nahe uns diese Literatur verwandt ist, so ist ihr äußeres Gewand doch oft fremdartig genug, oder doch wenigstens in Einzelheiten nur für denjenigen ganz verständlich, der durch besondere sprachliche und geschichtliche Studien sich in alle Details der Periode so eingelebt hat, wie es nur ein wirklich damals Lebender thun konnte oder wie es einem solchen von selbst mitgegeben war. Unsere allgemeinen Hülfsmittel der Lexikographie und Grammatik auf der einen Seite, der Geschichte und Literargeschichte auf der andern Seite genügen aber, weil sie zu allgemein sind, nicht, um auch nur ein Fastnachtsspiel von Hans Sachs so zu verstehen, wie es verstanden werden muß, wenn es uns wieder ganz lebendig werden soll. Selbst das große Wörterbuch, welches die Grimm der Nation als ihr köstliches Erbe hinterlassen haben, erfüllt die Aufgabe, um die es sich hier handelt, nicht, obgleich es unter allen ähnlichen Werken ihrer Erfüllung am nächsten kommt.

Ohnedies ist bei der Art der Lectüre, wie sie hier statthaben soll, ein solcher weitschweifiger Apparat von Büchern ausgeschlossen. Um mit Genuß und Nutzen zu lesen, gehört für das gebildete Publicum im weitesten Wortsinne dazu, daß es bequem liest und nicht erst mühselig da nach Belehrung suchen muß, wo es sich nicht heimisch fühlt, was ihm immer bei Werken der strengen Wissenschaft begegnen wird. Es müssen Einzelausgaben hergestellt werden, in denen Alles, Text und sprachliche und sachliche Erklärung

vereinigt ist. Zum Glück können wir wenigstens auf Ein vorhandenes Muster hinweisen, das allen aus der Sache selbst sich ergebenden Anforderungen vollkommen entspricht. Wir meinen die bisherigen Bände der „Deutschen Bibliothek", welche von dem auch sonst um unsere Literatur so verdienten Heinrich Kurz in Aarau begründet ist und bei J. J. Weber in Leipzig erscheint. Sie ist bis zum siebenten Bande innerhalb weniger Jahre fortgeschritten. Hoffentlich ist dieß ein sicheres Zeichen, daß der äußere Erfolg wenigstens so weit günstig ist, um weder den Autor noch den Verleger muthlos zu machen. Der Plan ist weit genug angelegt, um wenigstens einen großen Theil der wirklich hervorragendsten Werke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, soweit in diesem letztern noch die alte Kraft und Fülle des volksthümlichen Geistes gegen den dürren Pedantismus der Zeit Stand hält, in sich aufnehmen zu können. Der Zahl nach ist es freilich ein sehr kleiner Theil des vorhandenen Vorraths, aber wir dürften dankbar sein, wenn nur dieser erst wieder in Curs gesetzt wäre. Jeder, der diese schmucken, trefflich ausgestatteten und correct gedruckten Bände der „Deutschen Bibliothek" in die Hand nimmt — die nebenbei auch sich von dem gewöhnlichen Fehler unseres Büchermarkts, einem zu hochgegriffenen Preise, freigehalten haben — wird erkennen, daß hier wirklich das geleistet ist, was geleistet werden muß, damit jene Literatur wieder ein Eigenthum der Gegenwart werde. Jeder Gebildete kann mit Hülfe der literargeschichtlichen Einleitung, der unter dem Texte befindlichen sprachlichen Erklärungen, der sachlichen und sprachlichen Anmerkungen am Schlusse jedes Bandes Burkhard Waldis' Fabeln, die simplicianischen Schriften Grimmelshausens, das Rollwagenbüchlein Wickrams — dieß ist alles bisher erschienen — so lesen und genießen wie etwa seinen Lessing oder Goethe. Ja vielleicht möchte auch diesen recht bald eine ähnliche gewissenhafte Pflege und eine ähnliche Sorgfalt der Erklärung zu wünschen sein, die dann aber auch ebenso wie der Herausgeber der „Deutschen Bibliothek" es verstehen müßte, alle gelehrte Weitschweifigkeit und Pedanterie fern zu halten und wirklich nur das zum Verständniß Nöthige, aber dieses auch ganz und klar zu geben. Möchte ihm nicht bloß durch den Erfolg seines eigenen Unternehmens, sondern auch durch das Hervortreten anderer gleichstrebender gelohnt werden.[14]) Das Feld ist so

überreich, daß von vielen Händen jede hier genug zu ernten findet, wenn sie sich nur die Mühe gibt, es vorher gewissenhaft zu bestellen.

Wenn wir auf diese Art unserm heutigen lesenden Publicum noch ein neues Feld eröffnet haben wollen, das ihm bisher ganz unzugänglich geblieben ist, so fürchten wir uns nicht vor dem Bedenken, seine dafür disponibeln Kräfte allzu sehr in Anspruch zu nehmen. Wo die innere Berechtigung so unabweisbar ist wie bei der Literatur des 16. Jahrhunderts, muß sich auch ein Weg finden, um die etwa vorhandenen praktischen Schwierigkeiten ihrer Wiedereinbürgerung in unsere Mitte zu beseitigen. Ihr eigener Werth, die von ihr ausströmende Kräftigung des Geschmacks und Urtheils, das Zusammenarbeiten aller derer, die vorzugsweise berufen sind, als Lehrer und Bildner des Volks zu wirken, werden es dahin bringen, daß man so viel Muße für sie findet, als sie verdient. Unsere Leihbibliotheken mit ihrem jämmerlichen Futter müssen freilich darunter leiden, und wir würden es als ein glückliches Symptom unseres aufstrebenden Volkslebens begrüßen, wenn wir wahrnähmen, daß sie zu veröden beginnen, oder ihre bisherigen Bücherbestände mit bessern vertauschen, weil ihre Kunden der alten schalen Kost überdrüßig geworden sind.

Wer aber überhaupt fürchtet, daß der schon jetzt beinahe zum Ueberdruß ausgedehnten Vielleserei durch die Zuführung neuen Lesestoffs Vorschub geschähe auf Kosten der praktischen Interessen des Tags und der Thatkraft des Volks, dem geben wir zu bedenken, daß das Bedürfniß zu lesen nun einmal schon so weit verbreitet und so fest eingewurzelt ist, daß es doch unter jeder Bedingung befriedigt werden wird. Es kommt nur darauf an, ihm gediegene und gesunde Speise zuzuführen und die schlechte zu beseitigen. Auch zeigt das Beispiel der beiden eminent praktischen Länder der Gegenwart, England und Nordamerika, daß eine sehr weit verbreitete Gewöhnung zu lesen der Thatkraft des Volksgeistes keinen Abbruch thut, sondern sie im Gegentheil noch erhöht. Sie wächst im entsprechenden Verhältniß mit der Summe von Intelligenz und Geschmack, die durch Bücher dem Volksgeiste zugeführt wird. Aber es ist gewiß, daß, wenn auch die Zahl aller überhaupt im Umlauf befindlichen Bücher bei uns größer ist als dort, dort viel mehr wahrhaft gute Bücher in den Händen aller Volksclassen sind als bei uns.

# Deutschland und die Niederlande in ihren ältesten literarischen Beziehungen.

[Grenzboten, Jahrg. 1870. S. 465—476, 511—520.]

Da unsere Brüder an der Mündung des Rheins, der Maas und der Schelde sich bis jetzt hartnäckig gegen das sträuben, was ihnen Jacob Grimm schon vor länger als zwanzig Jahren in seiner Geschichte der deutschen Sprache wohlwollend und prophetisch gerathen hat, nämlich sich wie alle anderen Niederdeutschen der hochdeutschen Schriftsprache anzubequemen, unbeschadet des literarischen Fortbestehens ihrer heimischen Mundart, so müssen sie für das deutsche Publicum, das allenfalls das Plattdeutsche eines Fritz Reuter, aber nicht die vielen und sonderbaren Eigenthümlichkeiten des Holländischen und Vlaemischen zu bewältigen vermag, stets auf Dolmetscher bedacht sein. Und doch würde es den Meisten der eigentlich Gelehrten und vielen belletristischen Schriftstellern in den nördlichen Niederlanden kaum schwerer werden, sich geeigneten Falles hochdeutsch auszudrücken, als es etwa einem gebornen Niedersachsen oder Westfalen oder gar einem Ostfriesen im 17. und 18. Jahrhundert wurde, zu einer Zeit, wo die Localmundarten im Privatleben und im öffentlichen Verkehr noch eine so viel allgemeinere Herrschaft als heute behaupteten. Denn heute denkt und schreibt selbstverständlich auch z. B. ein Claus Groth oder ein Fritz Reuter bei aller Begeisterung für die geliebte niederdeutsche „Muttersprache" doch zuerst in der wahren Vatersprache seines Geistes und seiner Bildung, d. h. hochdeutsch, und rückübersetzt dieß nur in das volksthümliche Idiom. Die nördlichen Niederlande aber mit ihrer eigenartigen, seit einem halben Jahrtausend von Deutschland fast ganz abgelösten Geschichte, Politik, Staat und Gesellschaft müssen natürlich noch auf lange hinaus sprachlich eine ganz andere Selbständigkeit behaupten als der übrige niederdeutsche Norden unseres Vaterlandes. Schließlich jedoch bleibt ihnen nur die Wahl, entweder sich der großen deutschen oder der großen französischen Masse anzuschließen und man sollte meinen, die Entscheidung wäre durch die Natur der Dinge leicht gemacht.

Hören wir freilich das leidenschaftliche und bittere Geschrei des Augenblicks, so geräth man mitunter in Versuchung, an dem Zustandekommen dieses so natürlichen Ergebnisses zu verzweifeln. Wer Holland kennt, weiß, daß dort eine ganz lächerliche Furcht vor dem Anschluß an Deutschland in der Form eines wüsten Preußenhasses grassirt. Es ist genau dieselbe Geisteskrankheit, die wir in anderen Gauen Deutschlands so häufig zu beobachten Gelegenheit fanden,[15]) und ein solcher holländischer Preußenfresser unterscheidet sich in nichts von einem Herrn Martin May, Herrn Frese, Herrn Sigl oder auch Herrn Onno Klopp und Consorten, als daß er noch immer mit Vorliebe aus einer weißen Thonpfeife raucht, während diese Herren unseres Wissens dieß altmodische Werkzeug längst bei Seite geworfen haben. Genau so wie die genannten und ihre ungenannten Brüder in St. Georg und St. Beust ließen auch bis vor Kurzen die holländischen „Patrioten" das Feldgeschrei „lieber französisch als preußisch" laut genug ertönen, und wenn es ihnen auch keineswegs Ernst damit ist, weil sie eine annähernd richtige Vorstellung davon haben, wieviel das Französischwerden für ihren Geldbeutel und ihre welbehagelijkheid — was man in unserem Hochdeutsch Gemüthlichkeit nennt — bedeutet, so könnte doch gelegentlich auf eine ihnen sehr unliebsame Weise von gewisser Seite, wo man feine Ohren und die berühmte Alluvionstheorie des Onkels nicht vergessen hat, Ernst damit gemacht werden. Und da sich jeder Franzose selbstverständlich zu dieser Alluvionstheorie bekennt, so würde man an der Seine sogar ein sehr populäres Geschäft mit ihrer praktischen Ausbeutung machen.

Es steht damit im engsten Zusammenhange, daß bis zu dieser Stunde die Holländer, wenn sie für ein größeres Publicum als das ihrer eigenen kleinen Sprache schreiben wollen, sich viel lieber und viel öfter des Französischen als des Hochdeutschen bedienen. Ein deutsches Buch im Haag gedruckt und verlegt, wie Dr. Kerns „Glossen in der Lex salica" (1869) ist ein wahres Phänomen; dagegen laufen 'à la Haye' dutzendweise Bücher aus allen möglichen wissenschaftlichen Fächern, aber auch aus dem Bereiche der populären und belletristischen Literatur von Stapel, zunächst nach Paris, um dort mit vornehmer Gönnermiene als schuldiger Tribut für die an der Spitze der Cultur marschirende Turcosprache

registrirt und im Stillen als langweilig, steif und von Idiotismen wimmelnd ausgelacht zu werden.

Etwas anders verhält es sich mit der Sprache der südlichen Niederlande, dem sogenannten Vlaemischen. Bekanntlich unterscheidet es sich von dem Holländischen im Wesentlichen nur durch eine alterthümlichere und zugleich einfachere Orthographie. Einer Wiedervereinigung der beiden Idiome steht sprachlich nichts im Wege, sobald nur dieß äußere Hinderniß beseitigt ist. Denn daß das Holländische im Durchschnitt mehr lateinische und französische „Bastardwörter", wie man sie in den Niederlanden gern nennt, in sich aufgenommen hat, als das Vlaemische der gebildeten Schriftsteller unserer Tage, begründet doch keinen specifischen Unterschied. Es käme nur darauf an, daß für die Zukunft die Schriftsteller des Nordens dem guten Beispiele ihrer Collegen im Süden folgten, und auch so ist es nichts Auffallendes, wenn ein Autor oder eine Gruppe davon vor der andern durch einen feineren Sinn für die Reinheit der Sprache sich auszeichnet.

Aber selbst wenn die literarische Wiedervereinigung beider niederdeutscher Schriftsprachen glücken und die Einheit wieder hergestellt werden sollte, die bis zum 17. Jahrhundert bestanden hatte, so wäre damit nicht viel gewonnen. Denn das „Dietsche", d. h. im englischen Sinne des Wortes Dutch, das Gemeinniederländische würde auch vereinigt weder zu dem Hochdeutschen noch zu dem Französischen eine andere Stellung einnehmen als vereinzelt. Und vielleicht dürfte es dann noch schwerer halten, wenigstens die nordniederländische Literatur dermaleinst rückhaltlos in die deutsche einmünden zu lassen, wie es Natur und Geschichte zu fordern scheinen. Nicht als wenn im Süden, auf vlaemischem Boden, lebhaftere Sympathie für das Französische und Franzosenthum anzutreffen wäre als im Norden. Es giebt ja keinen Fleck Erde, wo das „wälsche Wesen" bitterer gehaßt würde als in Flandern, und man hat sich hier trotz aller unleugbarer Antipathien gegen Preußen und Sympathien für Oesterreich niemals bis zu jener selbstmörderischen Albernheit fortreißen lassen, mit den Franzosen zu liebäugeln, bloß um Bismarck zu ärgern und zu erschrecken. Was man hier heute noch wie zur Zeit der Artevelde „Fransquillons" nennt, löst sich von selbst aus dem Zusammenhang mit der übrigen Nation und macht nicht Anspruch, gut niederländisch zu sein, was doch

immer jene holländischen Patrioten, die nach einer französischen Allianz schreien, von sich behaupten. Entweder sind es geborne Franzosen, Abenteurer, die in Belgien ihr Glück machen wollten und es nicht gemacht haben, oder auch Eingeborene, denen das wirkliche oder vermeintliche Interesse ihres Geldbeutels Alles ist und die Nationalität und Freiheit Nichts. Rübenzuckerfabrikanten, Kohlenminenbesitzer rc. haben ausgerechnet, daß sie bei einer Vereinigung mit Frankreich glänzendere Geschäfte als jetzt machen würden, und darum betreiben sie dieselbe, nicht aus irgend welcher Sympathie für Frankreich oder das französische Wesen. Sie würden genau ebenso annexionslustig sein, läge an der Stelle des Empire das Königreich Dahomey oder Timbuktu.

Einstweilen sind sie der belgischen Selbständigkeit und insoweit auch die Selbständigkeit der nationalen Sprache damit zusammenhängt, dieser noch nicht gefährlich geworden, auch sprechen sie je nach ihrer Herkunft und Erziehung ebenso gut vlaemisch wie französisch oder wallonisch. Sie würden auch nichts dagegen haben, weder wenn sich das Vlaemische mit dem Holländischen vereinigte, noch auch wenn es gelänge, eine Brücke zu dem Hochdeutschen hinüberzuschlagen. Das eine wie das andere steht ja außer aller Beziehung zu dem Geschäft.

Bekanntlich hat man in Belgien schon öfter versucht, eine directe Verbindung mit dem Hochdeutschen herzustellen. Mehrere Zeitschriften, von denen eine unseres Wissens nach heute in Brüssel vegetirt, waren dieser einstweilen sehr undankbaren Aufgabe gewidmet und die deutsche Presse hat es an sympathischen Kundgebungen nicht fehlen lassen. Waren ja auch die „Grenzboten" selbst ursprünglich dieser Idee geweiht. Aber mit dem Allen ist die Sache nicht gefördert worden. Denn so lange man, wie bisher immer, von dem Gedanken der gegenseitigen Gleichberechtigung beider Sprachen, des Vlaemischen und des Hochdeutschen ausging, mochte man sich in Deutschland wohl theoretisch für die von den Vlaemingen ausgestreckte Bruderhand begeistern, aber wer nicht besondere literarische Interessen verfolgt, wer einfach nur die Sprache als Mittel des Ausdruckes betrachtet, dem kann es nicht einfallen, aus bloßer nationaler Sympathie vlaemische Bücher lesen zu lernen, so leicht das immer sein mag. Unser Instinct sagt uns, daß die Vlaeminge Alles von uns und wir Nichts von ihnen literarisch zu

gewinnen haben, und die gesunde Logik folgert daraus, daß es an ihnen ist, hochdeutsch zu lernen und zu schreiben, wenn sie keine Franzosen sein oder werden wollen. Doch steht dieser Einsicht auf der anderen Seite außer der nationalen Selbstgefälligkeit noch vieles Andere im Wege und eines dieser Hindernisse erscheint uns vorderhand unüberwindlich. Es ist dasselbe, welches zügleich jede echte, dauernde Union mit dem Nordniederländischen unmöglich macht, obgleich sie vom Standpunct des Lexikons und der Grammatik so leicht scheint: nämlich der specifisch katholische Geist, welcher das südniederländische Volksthum erfüllt. Wie er hinein gekommen — denn von Hause aus und vor Alba und dem Blutrathe war er nicht darin — geht uns hier nichts an, genug, jetzt beherrscht er es bis in seine innersten Tiefen. Das Nordniederländische ist aber ebenso specifisch protestantisch, obgleich es fanatische Katholiken in Menge in Holland giebt. Es steht darin dem Hochdeutschen gleich, das, so viel Katholiken es schreiben und sprechen und zur Bekämpfung des protestantischen Geistes mißbraucht haben und brauchen, doch seinen durch und durch protestantischen Stempel niemals, bis sein letzter Laut verklungen sein wird, verleugnen kann.

Bisher hat man diesen wichtigen Punkt entweder übersehen oder geflissentlich ignorirt, so bei den lebhaften Verhandlungen, die in den letzten Jahren auf Congressen und in der Literatur über die Unionsangelegenheit gepflogen worden sind. Aber er würde sich sofort in seiner verhängnißvollen Bedeutung zeigen, sobald man zu einem Abschluß gelangt zu sein glaubte. Einstweilen wird die Sache der niederdeutschen Sprache in Belgien sehr eifrig von dem Klerus verfochten, und an ihm hat sie ihre kräftigste Stütze gegen die eigene Landesregierung und die Mehrzahl der französisch Gebildeten, die man nur nicht mit Parteigängern für Frankreich verwechseln darf. Oft sind die glühendsten Eiferer für die belgische Selbständigkeit zugleich die fanatischsten Apostel der französischen Sprache und Literatur, entweder als geborene Wallonen oder weil sie, um eine möglichst compacte Einheit ihres Staates herzustellen, die sprachliche Trennung im Volke aufheben wollen und dafür nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge kein anderes Mittel wissen, als dem Französischen, das sie allein kennen, zur ausschließlichen Herrschaft zu verhelfen. Dazu

kommt noch, daß die bisherige Allianz des Klerus mit der vlaemischen Bewegung dieser in den Augen der Liberalen sehr schaden mußte. Sie sahen ganz richtig, daß die Antipathie gegen die französische Sprache nicht sowohl dieser als den Ideen gilt, welche Voltaire und die Encyklopaedisten in französischer Sprache zum Gemeingut der Welt gemacht haben. Ganz vor Kurzem hat sich nun zwar auch eine liberale Fraction der Vlaeminge herausgebildet, aber es fragt sich, ob sie Lebensfähigkeit hat, oder ob es bloß eine todtgeborene Speculation, einmal auf die Sympathien ihrer liberalen Landsleute und dann auf die protestantischen Sprachverwandten in Nordniederland ist. Sollte sie wirkliche Erfolge erzielen, so würden wir sehr bald das Schauspiel erleben, wie der vlaemisch gesinnte Klerus mit Sack und Pack in das Lager der eigentlichen Fransquillons übergeht. Denn er ist hier so wenig wie in Bayern oder Tirol oder Böhmen oder sonst wo auf deutschem Boden national, sondern römisch und nur dann national, wenn das nationale Element sich von dem römischen knechten läßt.

Noch rascher und entschiedener würde eine solche Wendung eintreten, wenn das Vlaemische sich unmittelbar an das Hochdeutsche anlehnen wollte. Dieß gilt in der ganzen römischen Welt als die Sprache der Ketzerei an sich, als die eigentliche Sprache Belials, und mit Recht, daher es überall auch da, wo es sich in einen katholischen Mantel hüllt, von der römischen Miliz mit Feuer und Schwert bekämpft wird. Selbst die Sprache Diderots und Voltaires erscheint ihr im Vergleich mit der Sprache Luthers und Kants unschuldig, ebenfalls mit Recht, denn sie fühlt die innerste Wahlverwandtschaft zwischen dem französischen und römisch-ultramontanen Geiste instinctiv heraus, die die heutigen Epigonen des 18. Jahrhunderts ableugnen möchten.

Alles dieß unbefangen betrachtet, wird es schwer halten, der vlaemischen Sprachbewegung ein günstiges Horoskop zu stellen. Sie kann in ihrer gegenwärtigen Isolirung auf keine großen Erfolge zählen, weil ihre Gegner zu mächtig und gebildet sind, sie kann aber auch nicht aus ihrer Isolirung heraus, weil sie sich damit den Boden in dem Volke der Heimat entziehen würde, über das der Klerus noch immer unbeschränkt gebietet. Sie kann endlich nicht daran denken, eine Propaganda in Scene zu setzen, etwa so wie die, wodurch die čechische Clique — ursprünglich auch nur

ein Dutzend Literaten und Abenteurer — so große Erfolge errungen hat, die wir am wenigsten ableugnen, weil wir sie am härtesten verurtheilen. Dem widerstrebt schon der niederdeutsche, der deutsche Volksgeist überhaupt. Dazu gehört nothwendigerweise eine Nationalität, der die Disciplin durch die Knute angeboren ist und die blindlings Ordre parirt, weil sie für das, was wir vernünftige Ueberzeugung nennen, kein Organ besitzt. Auch hätte eine vlaemische Propaganda es mit andern Gegnern zu thun als die čechische. Die indolenten und feigen Mitschuldigen und Opfer des Metternichschen und Kolowratschen Systems sind an den Ufern der Maas und Schelde nicht zu finden. —

Unter so bewandten Umständen wird man in Deutschland mehr und mehr zu der Einsicht gelangen müssen, daß das vlaemische Sprachelement in Belgien zwar im höchsten Grade aus Gründen der Politik und der Nationalität unsere Theilnahme verdient, daß wir aber kaum darauf rechnen dürfen, es in eine directe lebendige Gemeinschaft weder zu dem Holländischen noch zu dem Hochdeutschen treten zu sehen. Sobald die politische Selbständigkeit Belgiens durch Frankreich ernstlich und offen bedroht ist, wie sie es bisher nur durch geheime Ränke und finstere Complotte war, muß Deutschland selbstverständlich alle seine Kraft für sie einsetzen, aber nicht deshalb, weil dort niederdeutsche Sprachgenossen wohnen, sondern weil der Rhein ohne die Vormauer Belgiens nicht vertheidigt werden kann.

Anders dagegen ist unsere Stellung zum Holländischen. Mag ihm auch einstweilen jenes natürliche Ziel, das wir oben bezeichneten, die Anlehnung an das Hochdeutsche, noch unerreichbar sein, weil sich Gebirge von altererbten und neugepflegten Vorurtheilen, von Selbstüberschätzung und hochmüthiger Verachtung nicht so leicht und so bald übersteigen lassen, so begrüßen wir doch jeden Schritt vorwärts mit aufrichtiger Freude. Denn obgleich das welthistorische „Wir können warten" auch für unsere allgemeine Stellung zu den Niederlanden, insbesondere aber für die unserer Literatur zu der holländischen gilt, so weiß doch Jedermann, daß allzulanges Warten sehr unangenehm auf das Gemüth wirkt und auch sonst manches Bedenkliche hat. Ein solcher Schritt vorwärts scheint uns nun mit dem Buche Jonckbloets gethan. Er hat es zwar nicht deutsch geschrieben, aber doch für einen sachverständigen

Uebersetzer gesorgt und jedenfalls auch die deutsche gelehrte Welt ebenso dabei im Auge gehabt wie den kleinen, aber tüchtigen Kreis seiner Fachgenossen in der Heimat.[15]) Die Früchte der deutschen Philologie reifen jetzt auch auf holländischem Boden, aber es wird nicht überflüssig sein zu erwähnen, daß die von Grimm und Lachmann gegründete Wissenschaft dort erst seit etwa einem Menschenalter heimisch geworden ist. Die Deutschen Mone, Kausler, Hoffmann von Fallersleben gaben die erste Anregung. Ihnen sind die Willems und Serrure in Belgien, Visscher, de Vries, Harrebomée, Jonckbloet in Holland gefolgt, und jetzt rührt es sich dort unter der jüngeren Generation so kräftig und frisch wie in Deutschland selbst. Die große Erweiterung des Gesichtskreises, welche unsere deutsche Philologie durch ihre Verbindung mit den sogenannten vergleichenden Sprach- und Culturstudien gewonnen hat, ist auch dort gebührend gewürdigt worden, und es steht auch in dieser Beziehung die holländische Wissenschaft ganz ebenbürtig neben der deutschen, oder vielmehr als ein lebendiges Glied in der Gemeinsamkeit derselben. Abgesehen von dem ein wenig fremdartigen Gewand der niederdeutschen Sprache fühlen wir uns in den holländischen Büchern in ebenso heimischer Umgebung wie in den deutschen. Das Fremdartige besteht jedoch nicht bloß darin, daß die Holländer z für s, t für z oder ß, ij für ei 2c. schreiben und eine große Zahl von Worten und Wendungen gebrauchen, die wir Hochdeutschen entweder nicht mehr besitzen oder nie besessen haben, sondern auch in einer eigenthümlichen Art des Stiles und der Darstellung, welche ihren Büchern eine gewisse behagliche Breite und eine leichtere Zugänglichkeit verleiht, als sie im Allgemeinen hochdeutsche wissenschaftliche Werke zu besitzen pflegen. Jeder deutsche Leser wird auch von Jonckbloets neuestem Werke diesen Eindruck erhalten, und wenn er sich auch sagen kann, daß hie und da einige Längen ohne Schaden für den Inhalt sich hätten kürzen lassen, wird er sie doch mit dem Andern passiren lassen, weil sich das Ganze so bequem liest, ohne doch an Gründlichkeit irgendwo erheblichen Mangel zu leiden.

Schon vor längeren Jahren hat sich Jonckbloet durch seine Geschichte der mittelniederländischen Dichtkunst in 3 starken Bänden (1851—55) als der eigentliche Literarhistoriker der holländischen Germanisten bewährt. Sein Buch nimmt dort ziemlich dieselbe

beherrschende Stellung ein, wie es in Deutschland Gervinus bis vor Kurzem gethan hat. Beiläufig bemerkt, ist es auch sichtbar unter dem Einfluß des deutschen Literarhistorikers concipirt und ausgearbeitet, nur mit größerer Pietät gegen das Material. Der patriotische Holländer vermochte es nicht, sich zu einer so souverän ab- und verurtheilenden Objectivität emporzuschwingen, wie sie Gervinus zu besitzen glaubt und wie so viele Nachtreter sie von ihm sich anzueignen bemüßigt sahen. Jonckbloet hat ein warmes, fast zu warmes Herz für jeden Laut und Vers der Muttersprache und bringt es nicht über sich, selbst das eigentlich Gehaltlose oder Schwache geradezu zu verdammen. Insofern gleicht er wieder mehr dem deutschen Vilmar, wiewohl er von dessen religiösen und politischen Schrullen oder Vorurtheilen entfernt ist, denn seiner Bildung und Gesinnung nach darf er für ebenso frei gelten wie sein Meister Gervinus.

Die drei Bände der niederländischen Geschichte der Poesie im Mittelalter umspannen denselben Stoff und Zeitraum, den der erste vorliegende Band des neuesten Werkes behandelt. Da es aber nicht bloß die Verskunst, sondern auch die Prosa, ja auch bis zu einer gewissen Grenze die wissenschaftliche Bewegung darzustellen unternimmt, so ist sein Inhalt ein vielseitigerer als der jenes früheren dreibändigen Werkes. Wesentlich ist auch hier die Dichtkunst berücksichtigt, da sie für das Mittelalter so ziemlich die einzige übliche Form gebildeter Darstellung geliefert hat. Denn während sich in der hochdeutschen Literatur seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ein reicher Prosaschatz geistlichen und weltlichen Inhalts entwickelte, der an stilistischer Durchbildung genau auf der Höhe der vorausgegangenen großen poetischen Meister stand, während auf niedersächsischem und niederrheinischem Gebiete die Prosa weitaus alle gleichzeitigen und früheren poetischen Leistungen überholte — denn wie ließe sich irgend ein niederdeutsches gereimtes Denkmal mit der unübertroffenen Prosa des Sachsenspiegels, der Repgowischen Chronik oder mancher Theile der Magdeburger Schöppenchronik vergleichen? — weist die mittelniederländische Literatur verhältnißmäßig sehr spärliche prosaische Erzeugnisse auf, und darunter kein einziges von Bedeutung. Erst der bekannte Mystiker Ruysbroeck im vierzehnten Jahrhundert leistete in der geistlichen Prosa Aehnliches, aber durchaus nicht Gleiches wie seine

hoch- und mitteldeutschen Vorgänger und Zeitgenossen David von Augsburg, Hermann von Fritzlar, Nicolaus von Straßburg, Bruder Eckhart, Tauler, Heinrich der Seuse, Rulmann Merswin und viele andere namenlose, aber an Kunst der Prosa ihnen gleiche oder überlegene.

Eine Literatur, in welcher die poetische Form auf Kosten der Prosa sich übermäßig geltend macht, muß deshalb noch nicht oder kann vielleicht grade deshalb nicht in der Poesie etwas Ausgezeichnetes leisten. Die mittelniederländische hat unzählige Verse, darunter auch einige gute hervorgebracht, aber mit einer einzigen und noch dazu bedingten Ausnahme Nichts vom ersten Range. Sie ist einmal fast nur eine Uebersetzungsliteratur. Auch die mittelhochdeutsche ist das anfangs gewesen und bekanntlich in einem ihrer kräftigsten Zweige, in dem romantischen oder höfischen Epos, insoweit immer geblieben, als selbst ein Hartmann von Aue, Wolfram, Gottfried von Straßburg nicht bloß ihre Stoffe, sondern auch einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Auffassung der Fremde entlehnten. Aber die mittelniederländischen Uebersetzungen französischer Rittergedichte sind auch in unserem Sinne Uebersetzungen, höchstens freie Uebertragungen, was nur ein völlig Unwissender von unserm hochdeutschen Iwein, Parzival, Tristan behaupten könnte. Hier treten uns mächtige poetische Individualitäten entgegen, dort nur mehr oder minder geschickte Handlanger. Dann ist auch der Kreis der mittelniederländischen Verskunst ein sehr beschränkter, wenigstens in der Zeit, wo sie im übrigen Deutschland in hochdeutscher Zunge sich am reichsten und vielseitigsten entfaltete. Die ganze unendliche Fülle des Minnegesangs oder der Lyrik, die bekanntlich doch noch viel mehr als das, was wir uns unter Minnegesang denken, bietet, schmilzt auf niederländischem Boden zu einem Paar Liederchen zusammen; die noch immer etwas unterschätzte Didaktik, das philosophische Lehrgedicht der Zeit, ist fast gar nicht vorhanden, die Epik nur auf die höfischen Stoffe beschränkt: kaum daß eine wenig gelungene Uebertragung der Nibelungen darauf hinweist, wie in der Heimat der Siegfriedssage diese wenigstens nicht ganz vergessen war. Ohne Zweifel erklärt sich dieß zum Theil durch die nachweisbare Herrschaft zweier anderer unendlich überlegener Literaturen, einmal der hochdeutschen, dann der französischen. Neben ihnen blieb der heimischen

weder ein eigentliches Terrain, noch ein Publicum, und sehen wir von der unnatürlichen Herrschaft des Französischen ab, so hatte das Niederländische damals wirklich seine bescheidene untergeordnete Stellung als Sprache begriffen. Erst als die Blüte der französischen und deutschen Poesie von innen heraus welkte, als in ganz Europa das neue bürgerliche Zeitalter anbrach und in den Niederlanden voller und glänzender als irgendwo, erhob sich eine relativ selbständige niederländische Literatur. Angekündigt war sie schon früher durch den in Flandern entstandenen Reinaert. Die deutsche Thiersage ist in ihm so entschieden localisirt und von der Atmosphäre der Landschaft durchzogen, daß man ihn genau mit demselben Rechte wie man den Parzival und Tristan deutsch nennt, niederländisch nennen muß, denn auch er ruht zunächst auf einer französischen Unterlage, aber sie ist nicht sein Original und er nicht ihre Nachbildung. Weniger der Umstand, daß die Thierfabel im französischen Gewande zuletzt doch nur ein deutsches Eigenthum in fremder Einkleidung ist, als vielmehr die innere Verwandtschaft ihres Inhaltes mit dem realistischen Typus des niederländischen Volksgeistes erhebt den Reinaert zu der einzigen wirklich originellen und wenn man will classischen Schöpfung der gesammten niederländischen Literatur des Mittelalters. Denn jene bürgerliche Verskunst eines Maerlant, de Clerk, Dirk Potter und anderer steht zwar auf derselben Höhe wie die unseres Hug von Trimberg, Teichner, Hans Vintler, aber sie enthält nur bürgerlich-prosaische Lehrstoffe in dem herkömmlichen poetischen Gewande. Von der poetischen Beseelung eines Freidank, Thomasin, Winsbeke zeigt sie keine Spur. Nur das eigentliche Volkslied, das hier wie im übrigen Deutschland und aus demselben Grunde seit dem 14. Jahrhundert erwuchs, bezeugt, daß auch in einer eminent prosaischen Zeit immer noch in der Tiefe eine Ader von Poesie quillt. Aber es ist unmöglich, zu bestimmen, woher die sie nährenden einzelnen Tropfen stammen. —

Wie in Deutschland hat auch in den Niederlanden das ausklingende Mittelalter eine Fülle dramatischer Erzeugnisse hervorgebracht. Sie stehen mit dem einen Fuß in der alten Zeit, mit dem andern in der neuen. Der Geist der mittelalterlichen Kunst ist hier so wenig wie anderwärts für diese Art der Poesie eigentlich angelegt gewesen, doch hätte er nicht der eines farbenfrohen,

von Lebenskraft und Lebenslust geschwellten Volkes sein müssen, wie er es war, wenn er nicht gleichsam gegen seine eigene Natur fortwährend nach den anschaulichsten, am meisten auf die Phantasie wirkenden Darstellungsmitteln scenischer Aufführung hingedrängt hätte. So wimmelt es in allen Perioden des Mittelalters von naturalistischen Versuchen darin; bei allen Festlichkeiten, allen Gelagen, namentlich aber da, wo nicht bloß die höheren Stände, sondern auch das eigentliche Volk sich als Festgeber und Festgast in einer Person geriren konnte, werden Schauspiele und Schauspieler unter den verschiedensten Namen erwähnt. Alle diejenigen, von deren Händen damals allein die Feder der Geschichtschreibung geführt wurde, waren mit einer nur in diesem einen Punkte erscheinenden Einstimmigkeit überzeugt, daß das gesammte Schauspielwesen eine mindestens sehr gefährliche, gewöhnlich eine direct gottlose Sache sei, aber sie vermochten doch nicht es auszurotten. Ja die Kirche, welche sich damals mit dem Volksgeist so zu sagen immer auf dem Laufenden erhielt und ihm so weit als möglich Concessionen machte unter der stillschweigenden Bedingung, daß er ihr in seiner ganzen übrigen Sphäre unterthan sei, nahm einen Theil dieses dramatischen Triebes unter ihr Patronat. So entstand das geistliche Volksschauspiel, das schon im Hochmittelalter, im 12. und 13. Jahrhundert, überall in Europa eine vollkommen anerkannte, in das eigentlich christliche Volksleben aufgenommene Thatsache war. Aber niemals ist es auch nur entfernt zu jener Höhe künstlerischer Ausbildung gelangt, welche gleichzeitig und an denselben Orten die Epik und Lyrik erstiegen. Kein einziger der Hunderte von namhaften Dichtern, die wir in deutscher, französischer, provenzalischer Zunge kennen, hat je daran gedacht, ein Drama zu schaffen. Es blieb auch, nachdem es in seinen officiellen oder recipirten Aeußerungen fromm geworden war, unhöfisch. Dichter und Darsteller, so geschickte Leute sie sonst sein mochten, gehörten nicht zu der gebildeten Gesellschaft und was nothwendig damit zusammenhängt, sie arbeiteten auch nicht für dieselbe. Daher ist es auch die gröbere Mundart, die in allen uns erhaltenen Resten dieser älteren Dramatik allein Geltung hat, für unser unvermitteltes Gefühl aufs seltsamste durchschnitten von dem Latein der Kirche, das im Anfang und später für einen engeren Zuhörerkreis, aus eigentlichen Klerikern und Mönchen und dem zahlreichen Personal

ihrer Dom-, Stifts- und Klosterschulen bestehend, ausschließliche Geltung hatte, bis es für das weltliche Publicum mehr und mehr durch die Volkssprache beschränkt und endlich, einige allgemein bekannte Phrasen abgerechnet, ganz verdrängt wurde.

Als die höfische Epik und Lyrik verklungen war oder vertrocknete, brauchte das Drama nicht erst zu entstehen, denn es war schon lange in reichster Fülle da gewesen. Aber jetzt erhielt es Raum in der guten Gesellschaft, denn nunmehr waren es nicht mehr Ritter und Damen, aus denen sie bestand, sondern Kaufleute und Industrielle und zwischen ihnen, gleichsam nur eingesprengt, einzelne Hofkreise, die an Sitte und Formen die alten Traditionen der aristokratischen Vergangenheit möglichst übertrieben festhielten und spielend carikirten, während sie gerade so fühlten und dachten, aßen und tranken, scherzten und liebten, wie die damals Alles beherrschende städtische Bürgerschaft. Doch wurde es dadurch nicht so sehr gehoben, als man hätte vermuthen sollen. Während einstmals die großen Dichter der Zeit es nicht beachtet hatten, gab es jetzt keine großen Dichter mehr und es bedurfte erst des gewaltigen idealen Anstoßes der Reformation und was mit ihr zusammenhängt, um Talente hervorzubringen, die einem Wolfram, Gottfried oder auch einem Walther ebenbürtig, zum Theil ihnen selbst überlegen waren. Aber an Masse der Production übertraf diese dramatische Periode womöglich die vorhergegangene episch-lyrische, und wenn das für ganz Deutschland gilt, so gilt es noch ganz besonders für die Niederlande. Noch immer nimmt das geistliche Drama seinen Ehrenplatz ein, aber an Zahl und Bedeutung überwiegen die weltlichen Stoffe. Unter diesen mag sich das Gewicht ziemlich gleich auf die ernste und auf die komische Gattung vertheilen, wenigstens wird es den Zeitgenossen so geschienen haben. Für unsere Gaumen sind begreiflich die Erzeugnisse der letzteren, des Lustspieles oder der eigentlichen Posse, um Vieles genießbarer, aber man hüte sich, unsern heutigen Geschmack rückwärts in die Seelen unserer Vorväter hineinzuescamotiren.

Faßt man diese zahllosen dramatischen Producte zusammen, rechnet man hinzu, was in anderen Gattungen der Literatur gleichzeitig zu Tage gefördert wurde und gleichviel ob gehaltvoll oder nicht, immer ein dankbares Publicum fand — hätte es ein solches

nicht gefunden, so würde sich bald ein sichtbarer Nachlaß der Thätigkeit eingestellt haben, während sie sich doch im ganzen 15. und 16. Jahrhundert zusehends steigert und verbreitert — so staunt man über die Unersättlichkeit jener Periode. Es ist wahr, sie besaß einen derben Magen, aber nach heutigen Begriffen würde auch der derbste nicht vorhalten, um solche Kost in solcher Masse zu bewältigen. Erst gegen die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts stellt sich sichtbar eine gewisse Uebersättigung ein, und von diesem Zeitpunkte datirt jene tiefeinschneidende, die ganze folgende Periode bis heute beherrschende Scheidung zwischen dem gebildeten Publicum, was allein auch das lesende vorstellt und dem ungebildeten, was gar nicht oder so wenig wie möglich liest. Vorgearbeitet war ihr schon seit beinahe zwei Jahrhunderten, seitdem es wieder Leute gab, welche sich an Virgil und Seneca, an Horaz und Claudian schulten und begeisterten. Ihre lateinischen Oden, Epen und Dramen verfertigten sie mit stolzem Bewußtsein der Exclusivität nur für ein kleines gewähltes Publicum, das gerade so wie sie durch die Poetenschulen die Rohheit der Volkssprache und der Volksliteratur hatte verabscheuen lernen. Aber dieselben Leute verschmähten es doch nicht, zu dem Volke in seiner eigenen Sprache zu sprechen, entweder weil der nationale Geist sie gleichsam gegen ihre Ueberzeugung mit fortriß, oder weil sie es vorzogen, zu Millionen deutsch, statt zu einigen Tausenden lateinisch zu reden.

In Deutschland ist von Sebastian Brant, dem grundgelehrten Humanisten und Romanisten, bis zu seinem ebenso gelehrten hundert Jahre jüngeren Landsmann und Fachgenossen Johann Fischart eine lange Reihe vermittelnder Erscheinungen aufzuzählen, darunter Talente ersten Ranges. So sehr sie aber auch ihre Zeitgenossen augenblicklich befriedigten, so scheiterten sie doch alle an der innern Unverträglichkeit der Gegensätze, die sie vermitteln wollten. Sie verloren mehr und mehr die Fühlung mit dem eigentlichen Volksgeist, weil ihre eigene Bildung sie einstweilen noch nicht zu selbständigem Wiedererzeugen des antiken Geistes, sondern nur zu seiner schülerhaften Reproduction befähigte, sie genügten aber auch dem ähnlich wie sie selbst gebildeten Theile des Publicums nicht, dem die volksthümliche Ader in ihnen als eine bloße Rohheit erschien. Damit vollzog sich von innen heraus der

völlige Untergang der mittelalterlichen Literatur: es trat ein neues Geschlecht von Schriftstellern auf die Bühne, weil das alte Publicum ausstarb oder sich zersplitterte. Und so würde man bei einer Periodisirung der Literaturgeschichte mit viel größerem Rechte die entscheidende Epoche des vollständigen Endes der mittelalterlichen Literatur an den Schluß des 16. als, wie es häufig geschieht, an den Schluß des 15. verlegen.

Was für ganz Deutschland gilt, gilt auch für die Niederlande, nur daß sich hier der Eintritt der neuen Literatur von Gelehrten für Gebildete etwas früher vollzog als dort, weil sich hier das ganze Volksleben wegen der äußeren Weltstellung des Landes und wegen seiner socialen Verhältnisse in rascherem Flusse befand. Denn seit dem 14. Jahrhundert waren die Niederlande ohne Zweifel immer je um 30—50 Jahre den entsprechenden Gestaltungen des eigentlichen Deutschlands voran, wie sie diesem auch an Reichthum und äußerer Cultur ungefähr in demselben Maßstabe voraneilten. Daher konnte es geschehen, daß am Ende des 16. Jahrhunderts die schon durchgesetzte neue niederländische gelehrte Literatur einen bestimmenden Einfluß auf die gleichartigen Bestrebungen in Deutschland üben konnte, während früher nur Einzelnes und dann auf ganz naive Weise von dorther zu uns vordrang, so der niederdeutsche Reineke Vos, der nichts weiter als eine Umschreibung des etwas älteren niederländischen Reinaert in seiner späteren Fassung aus dem niederrheinischen oder vlaemischen Deutschen in das der Ostseeküste ist, oder auch, wenn der größte poetische Genius des damaligen Deutschlands, Fischart, den vlaemischen Bienenkorb des Marnix ins Hochdeutsche übertrug. System und Doctrin spielte dabei keine Rolle und es war erst Opiz vorbehalten, auf die Niederländer als auf die nächstverwandten Muster wahrer poetischer Kunst hinzuweisen und zu demonstriren, daß es nicht die uns sprachlich so fern stehenden Italiener, Franzosen und Engländer allein seien, bei denen wir in die Schule zu gehen hätten, sondern daß wir es viel näher und bequemer haben könnten, wenn wir Hochdeutsche es nur nachmachen wollten, wie es uns unsere niederdeutschen Brüder so glänzend vormachten. Es erfordert aber die historische Gerechtigkeit, zu bemerken, daß der frühere Durchbruch der neuen Richtung in der Literatur der Niederlande nicht bloß durch die oben erwähnten Verhältnisse be-

günstigt war, sondern auch noch durch einen anderen Umstand von zweifelhaftem Werthe.

Der Masse nach überboten die Niederlande im 16. Jahrhundert unzweifelhaft die anderweitige deutsche Literatur, aber an wirklichem Gehalte und Begabung stehen ihre Producte weit hinter den besseren bei uns zurück: mit einem Hans Sachs oder gar einem Fischart giebt es dort schlechterdings Nichts zu vergleichen. Solche Talente stützten begreiflich die untergehende mittelalterliche Literatur ganz anders, als wenn sie bloß über mittelmäßige Kräfte zu gebieten gehabt hätte. Freilich konnten auch sie nicht ihr natürliches Verhängniß abwenden, sondern nur verzögern. —

Nach dem eben Auseinandergesetzten können wir es nur sachgemäß finden, daß der erste Band von Jonckbloets Geschichte der niederländischen Literatur bis zu dem Eintritt der neuen gelehrten Literatur reicht, also das ganze Mittelalter bis zu seinem völligen Ausleben umspannt. Die merkwürdige Erscheinung der Rederijker oder der Kammern von Rhetorika fällt somit noch in seinen Bereich. Im Allgemeinen ist darüber nicht viel Neues zu sagen und wir sind selbst in Deutschland ziemlich gut darüber unterrichtet. Für uns liegt eine Vergleichung mit der verwandten Erscheinung der deutschen Meistersinger und ihrer Schulen sehr nahe, worauf Jonckbloet keine Rücksicht genommen hat. Das Verwandte liegt auf der Hand: einmal der durchweg bürgerliche sociale Charakter beider, dann ihre zunftmäßige Einrichtung, endlich ihre entschieden didaktische oder volkspädagogische Tendenz. Aber unsere Meisterschulen spielen gegen jene Kammern gehalten eine ebenso bescheidene, fast unscheinbare Figur wie etwa ein schwäbisches Reichsstädtchen, ein Isny, Ueberlingen oder Buchau gegen die Weltstädte Antwerpen, Brügge, Gent. Einmal giebt es bei uns nur in einem Drittel aller deutschen Städte solche Institute, während in den Niederlanden jede halbwegs ansehnliche Stadt deren mehrere zählte, keine ohne eine solche war, ja selbst die bedeutenderen Dörfer nicht ohne eine Kammer bestehen zu können glaubten. Dann beschränkten sich unsere bürgerlichen Dichter auf den eigentlichen Gesang, auf die lyrische Form, die es sich freilich gefallen lassen mußte, daß alles Mögliche in sie untergesteckt wurde. In den Niederlanden aber war es das Drama, das die Rederijker mit Vorliebe pflegten, besonders das allegorische. Hierin ent-

wickelten sie unglaubliche äußere Reizmittel und ihre Aufführungen, die sehr bald die Seele der glänzendsten Volksfeste wurden, imponiren uns noch jetzt durch den Aufwand von Pracht und Geld. Sie allein würden hinreichen, um die auch anderwärts bekannte Thatsache darzuthun, daß die Niederlande sich im 15. und 16. Jahrhundert eines Reichthums erfreuten, von dem der sprichwörtliche des heutigen Hollands nur ein schwacher Ueberrest ist. Selbst das damalige eigentliche Deutschland, bekanntlich das reichste Land Europas, die Niederlande abgerechnet, kann sich nicht entfernt mit diesem unerschöpflichen, allgemein verbreiteten, immer neu sich gebärenden Volkswohlstand messen. Was bei uns der dreißigjährige Krieg gründlich zu Wege brachte, Deutschland aus dem reichsten in das ärmste Land zu verwandeln, das war dort selbst der spanischen Despotie und den fünfzigjährigen Kriegen gegen sie unmöglich, aber die frühere Herrlichkeit ist auch dort bis heute nicht wieder erstanden.

Es läßt sich begreifen, daß diese Rederijker auch in der Geschichte ihres Landes eine andere Rolle spielten als unsere Meistersinger. Von einem Antheil der letztern an irgend einer großen geschichtlichen Action, sei sie auch nur groß nach dem Maßstab, der innerhalb der Mauern der einen Stadt galt, wissen wir nichts, obwohl uns bekannt ist, daß sie z. B. in Nürnberg und Ulm zu den frühesten und eifrigsten Parteigängern der Reformation gehörten und dafür in Schrift und Wort Propaganda machten. Anders in den Niederlanden: bei allen inneren, politischen und socialen Kämpfen des 15. Jahrhunderts waren die Rederijker gewöhnlich auf der einen oder andern Seite, aber immer hervorragend, betheiligt. Und als dann die reformatorische Bewegung hereinbrach, langsamer, aber womöglich noch zäher als in Deutschland, und durch ihre feste Verkittung mit politischen und socialen Umsturztheorien gefährlicher für alle bestehenden Verhältnisse als anderswo, waren es wieder die unzähligen Kammern und Kämmerchen von Rhetorika, in denen die so argwöhnisch beobachtete und bald so hart von allen gebietenden Mächten im Lande, Kaiser Bischöfen, Stadtmagistraten verfolgte neue Lehre ein unantastbares Asyl gewann. Es dauerte nicht lange, aber allerdings doch viel länger als in Deutschland, wo das Herz des gesammten Bürgerthums der Lehre Luthers laut zujauchzte und der Verstand gar

nicht erst einmal mit zur Berathung gezogen zu werden brauchte, so war auch in allen niederländischen Städten und stadtähnlichen Orten der Kern der Bevölkerung lutherisch oder reformirt gesinnt und dieser Kern krystallisirte sich eben herkömmlich in der Zunft der Ortspoeten oder Freunde der Poesie, der Rederijker. Vorsichtig traten sie auch jetzt noch auf, wie es der gefährliche Boden, die Macht ihrer Feinde, die zugleich ihre berechtigten Obrigkeiten waren — ein großes Ding für ein von dem wahren Geist der Reformation erfülltes Gemüth — und auch die natürliche Anlage des Volksgeistes mit sich brachte. Denn gerade damals nach jahrhundertlangen revolutionären Experimenten neigte er sich wenigstens in den bürgerlichen Schichten der Gesellschaft eher nach der conservativen Seite hin und wäre gern auf jedes leidliche Compromiß mit den Altgläubigen eingegangen, hätten diese nur selbst statt Galgen und Rad oder was beide ersetzte, statt Scheiterhaufen irgend welche Werkzeuge der Vermittelung und Versöhnung brauchen wollen. Die Rederijker luden sich aber trotz ihrer gemäßigten Haltung, die im eigentlichen Deutschland unbegreiflich gewesen wäre, den ganzen Zorn der katholisch-spanischen Reaction auf den Hals, und nachdem ungefähr mit dem Jahre 1566 von spanischer Seite das bisherige System der angeblichen schwächlichen Nachsicht verlassen und mit und durch Alba das neue der blutigen Strenge und Consequenz inaugurirt wurde, standen sowohl einzelne ihrer Mitglieder als auch die meisten ganzen Gesellschaften in der ersten Linie der Verdächtigen oder was ebenso viel hieß, der für das Schaffot oder den Scheiterhaufen Auserkorenen. Daher lösten sich auch die meisten Kammern in diesen finstern Jahren auf, weil es factisch schon genügte, Mitglied zu sein, um verdächtig zu werden. Später, als nach Albas Abberufung wieder ein Schaukelsystem der spanischen Politik begann, wo man bald durch Nachlassen der Zügel die Gemüther zu gewinnen strebte, bald aus Angst für das eigene Seelenheil und das der Unterthanen sie um so schärfer wieder anzog, kamen Zeiten, wo man von oben her die Rederijker förmlich protegirte, namentlich als es ungefähr am Ende des 16. Jahrhunderts sich herausstellte, daß die noch übrigen Reste der südniederländischen Bürgerschaften mürbe genug seien, um sich den restaurirten Katholicismus gefallen zu lassen. Aber alle vornehmen Gönner und Gönnerinnen, an der Spitze die verschiedenen

Erzherzoge-Statthalter, konnten dem erstorbenen Leibe kein neues Leben mehr einflößen. Eine wiedereröffnete Kammer nach der andern zerbröckelte und es scheint fast, als sei dieß in den meisten Fällen unter so völliger Theilnahmlosigkeit des übrigen Volkes geschehen, daß sich nicht einmal eine urkundliche Spur davon erhalten hat.

Etwas anders vollzog sich ihr Geschick in den nördlichen Provinzen. Wie diese bis zu dem glorreichen Ausgang des Befreiungskrieges in allen Dingen immer nur die zweite Rolle spielten und die erste ihren so viel mehr begünstigten Brüdern im Süden zufiel, so war auch die Blüte der Rederijker im Norden nur ein Abglanz der Herrlichkeit im Süden. Es gab aber doch auch dort bis in die äußersten Spitzen von Nordholland und Gröningen solche Genossenschaften, und auch sie nahmen bald eifrig und allgemein Partei für die Reformation gegen die politische und religiöse spanische Tyrannei. Der Norden setzte seine abgenöthigte Vertheidigung gegen beide mit dem Schwerte in der Hand durch und wurde unmerklich aus einem vorwiegend protestantisch gesinnten Lande die erste active protestantische Großmacht der Zeit. Demgemäß traten auch die Rederijker daselbst viel entschiedener, als es jemals ihren Genossen im Süden möglich geworden, für die neue Lehre in die Schranken, und damit erreichten sie den Höhepunkt ihres Daseins. Denn wie überall, so hatte auch hier der Sieg der Reformation ein Hervorbrechen dogmatischer Differenzen und Sectenstreitigkeiten in seinem unmittelbaren Gefolge. Auch daran betheiligten sie sich und zwar mit demselben grenzenlosen Fanatismus, derselben hartnäckigen Verranntheit, die damals den ganzen deutschen Volksgeist völlig verwandelt zu haben schien, sobald er mit solchen Dingen sich befaßte. Die Folge davon war, daß sie unter sich selbst aufs tiefste zerspalten wurden und wenn auch die Mehrzahl den gemäßigteren dogmatischen Richtungen angehörte, so war die Minderzahl um so fanatischer ultraorthodox. Als sich mit der Dortrechter Synode 1618 der officielle Sieg der letzteren Partei in den Generalstaaten und in den einzelnen politischen Corporationen entschied, gingen die orthodoxen Obrigkeiten überall den Kammern zu Leibe; wenn sie sie auch nur in seltenen Fällen ganz schlossen, so wußten sie ihnen doch durch Vexationen aller Art das Leben unmöglich zu machen. Auf diese Art kam es,

daß sie, nur aus anderer Ursache wie im Süden, auch hier ungefähr zu derselben Zeit verkamen.

Unsere bescheidenen Meistersinger sind eben wegen ihrer Bescheidenheit glücklicher gewesen. Noch im 17. Jahrhundert führten sie an einigen Orten, voran Nürnberg, auch neben den prunkvollen literarischen Genossenschaften der neuen gelehrten Aera, der Fruchtbringenden, der Schäferei an der Pegnitz, ein ganz geachtetes Leben und trugen wesentlich dazu bei, die letzten Reste der alten bürgerlichen Solidität und Bildung, soweit sie sich durch den dreißigjährigen Krieg hindurch gerettet hatten, weiter zu pflegen und einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Für die deutsche Literatur haben sie auch damals so wenig wie zu irgend einer anderen Zeit geleistet, aber auch ihre Brüder von der Rhetorika können uns kein Tüttelchen mehr aufweisen. Ja, wenn man Hans Sachs jenen zurechnen wollte, wie er wirklich ein Meister der Nürnberger Singschule war, so würde sich die Rechnung noch ganz anders stellen. Denn der eine Hans Sachs wiegt an wahrem poetischen Gehalt und Verdienst nicht bloß sämmtliche Leistungen der Rederijker, sondern der gesammten älteren niederländischen Poesie mehr als einmal auf.

Ihre größte Popularität haben die Rederijker unmittelbar vor ihrem Untergange erlangt. In den ersten Jahrzehnten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo schon die schwersten Gewitterwolken rings um den Horizont der Niederlande aufgethürmt standen, feierten sie ihre glänzendsten Feste, wie denn überhaupt das Volksleben in den Niederlanden dem Anscheine nach niemals freudiger und üppiger sich regte, als unmittelbar vor der großen Katastrophe. In kleinerem Maßstabe haben wir es ja auch selbst erlebt, wie man durch Festgepränge aller Art und das Getöse von Festreden und Festgelagen die in den Gemüthern wohnende Besorgniß oder Hoffnung auf eine durchgreifende Wendung der deutschen Angelegenheiten wegzulärmen versuchte. Aber in den Niederlanden ging man dabei über alles Maß nach unsern heutigen Begriffen hinaus und immer waren die verschiedenen Ortsgesellschaften der Rederijker an der Spitze. Ihre sogenannten „Landjuweel", die großen Sängerfeste mit Preisvertheilungen (daher der Name) bildeten den Mittelpunkt der bald hier bald dort, aber alljährlich mindestens einmal an einem Orte, gefeierten Schützenfeste,

deren eigentliche Bedeutung deshalb ganz zurücktrat, nicht ohne stille Mitwirkung der Obrigkeiten, die wahrscheinlich schon damals von ihrer Unschädlichkeit überzeugt waren. Für die Sängerfeste bewilligten dieselben Magistrate, die sonst in Geldsachen äußerst spröde sich benahmen, ganz unglaublich große Summen, denn so wohlhabend auch die einzelnen Rederijker oder jede einzelne Gilde mit meist selbständigem und altfundirtem Vermögen sein mochte, so konnte ein sich immer maßloser gebahrender Luxus, der durch die Localeifersüchteleien zwischen den ehrsamen Nachbarorten vollends alle Zügel verloren hatte, doch nur auf Unkosten der größeren Gesammtheit, der städtischen Communen befriedigt werden.

Das prunkvollste Schauspiel dieser Art war das Landjuweel zu Antwerpen 1561, von dem auch Jonckbloet eine ausführliche Beschreibung giebt. Sie bietet eine Reihe sittengeschichtlich interessanter Züge und ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß sich daran am deutlichsten ermessen läßt, wie das poetische Interesse, um das es sich dem Namen nach handelte, in der That ganz in den Hintergrund getreten war. Denn zumeist ist die Rede von der prachtvollen Ausrüstung der einzelnen Kammer. Da ziehen die Brüder der Päonie zu Mecheln, 356 Mann zu Pferde auf, alle in rothsammtnen Röcken mit goldenen Stickereien, mit sieben wohlverzierten „antikischen Spielwagen mit Personen" (auf denen Allegorien in lebenden Bildern dargestellt waren), außerdem noch sechszehn andere Wagen mit rothem Tuch überdeckt und mit allegorischem Bildwerk reich verziert, worauf Gildegenossen saßen, unter denen auch der Narr nicht fehlte, nur daß er in den Niederlanden ernsthaftere Witze machen mußte, als in Deutschland bei ähnlichen Volksfesten. Dann der grünende Baum von Lier, einem verhältnißmäßig unbedeutenden Orte, 108 Mann zu Pferde, in grünen Röcken, Hüten 2c., jeder mit einer Fackel in der Hand, zwei Spielwagen „antikisch verziert mit Personagen", die singend sich vernehmen ließen; fünfzehn andere Wagen mit grünem Tuche beschlagen, darauf Gildegenossen, der unvermeidliche Narr gebärdete sich aber auch hier sehr ehrbar. Er that nichts Närrisches als daß er rückwärts zu Pferde saß und ein Netz in der Hand hielt als Versinnlichung seines Wahlspruches: „Ich fange alle bösen Zungen". Weiter 46 Reiter der Lilie von Mecheln (was schon 356 in der Päonie gestellt hatte), 51 desgleichen des Kürbißes

von Herrenthals, 40 der Ringelblume von Vilvooden und so ein langes Register aus allen Gebieten Floras, bis zu dem Mariakranz von Brüssel, 340 zu Pferde, roth und Silber, mit 7 antikischen Spielwagen und dazu noch 73 schöne, herrliche Wagen mit Fackeln, „darauf wieder eine Menge Personagen, welche schöne antikische Figuren repräsentirten". Der Einzug in Antwerpen, wo sie von den dortigen drei Kammern Veil, Goldlack und Oelzweig als Gäste empfangen und gehalten wurden (man kann sich denken, daß diese Wirthe ihrer Stadt keine Schande machten), geschah unter Glockengeläute und Trompetengeschmetter: jedes Haus war bekränzt und geschmückt, überall Triumphbogen und Festons; „es war als ob das Volk den Triumphzug eines vaterländischen Erretters feiere". Und was thaten diese Volksbeglücker? Sie aßen natürlich gut und viel und tranken noch besser, außerdem aber führten sie an dem einen der acht Tage ihres Festes einige allegorische Dramen auf, von denen eines den Siegespreis erhielt. Alle behandelten dasselbe durch Verabredung festgestellte Thema; in Antwerpen lautete es: „Was den Menschen am meisten zur Kunst erweckt." Dabei trug die Kammer von Löwen den Preis, eine silberne Schale, davon. Das Personenverzeichniß mag genügen, um einen Begriff von der gedunsenen und doch so nüchternen Art dieser „Sinnspiele", die offenbar wie lucus a non lucendo so hießen, zu geben. Denn wie dieses, so waren alle beschaffen, 1) der Mensch selbst, 2) das verlangende Herz (ein stattlicher Mann), 3) der Geist der Weisheit, 4) die natürliche Neigung, 5) die Wißbegierde, 6) die Arbeit, 7) Hoffnung auf Ansehen, 8) Sorge vor Schande, außerdem noch einige stumme Figuren in dem Schlußtableau. Man begreift, daß Zuschauer und Darsteller leichter athmeten, wenn es wieder zu den Umzügen, zu dem Wetttrinken der Narren, zu dem feierlichen Kirchgang oder gar zu dem großen Festbankett mit Gesang und Musik ging. Man begreift aber auch, daß auf einen solchen Festjubel von der unerbittlichen Geschichte ein entsetzlicher Katzenjammer angeordnet wurde. —

Werfen wir noch einen prüfenden Blick zurück auf die Masse der literarischen Productionen in niederländischer Sprache vom Ende des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, so wird ein unbefangenes Urtheil über ihren Gehalt vom ausschließlich literari-

schen oder ästhetischen Standpunkt sehr leicht in die Gefahr kommen, die patriotische Gesinnung der zunächst Betheiligten arg zu verletzen. Demungeachtet muß es noch einmal gesagt werden, daß unzählige Kräfte mit aller Anstrengung doch nichts hervorgebracht haben, was auch nur, nach dem Maßstabe seiner Zeit und Gattung gemessen, über die Mittelmäßigkeit hervorragte. Denn einen Reinaert wird man immer nur als eine Ausnahme gelten lassen können, und es ist schon darauf hingewiesen, daß auch sie nicht so ohne Weiteres zugegeben werden darf. Auch ohne eine einzige mittelniederländische Zeile wüßten wir uns von der Poesie des Mittelalters ein vollkommen genügendes Bild zu machen. Selbstverständlich ist aber der literarisch-ästhetische Standpunkt nicht der einzig berechtigte. Sprach- und Culturgeschichte mit ihren unendlichen Verzweigungen haben dasselbe Recht wie er und für sie hat jedes Restchen der Vergangenheit einen Werth, der für alle Zeiten unzerstörbar ist. Hält man diese verschiedenen Standpunkte reinlich und vorurtheilsfrei auseinander, wie es die deutsche Wissenschaft gründlich versteht, so wird man die Theilnahme der Niederländer von heute für ihre literarischen Schätze der Vergangenheit durchaus begreiflich finden. Sollen sie aber dazu verwandt werden, um der Gegenwart durch einen vom Vorurtheil gefärbten Spiegel der Vergangenheit das Wahnbild einer völligen Eigenart und Selbständigkeit der niederländischen Sprache und Literatur im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen, so behaupten wir von unserem deutschen Standpunkte aus, selbst auf die Gefahr, in Amsterdam, Leyden und Utrecht als ultraannexionslustig verschrieen zu werden, daß man durch solche kleine Kunststückchen der Wahrheit ebenso wenig wie dem natürlichen Gang der Geschichte ein Schnippchen schlagen kann.

Jonckbloets Buch, wie schon bemerkt, wesentlich im Geiste und mit dem Rüstzeug der deutschen historischen und linguistischen Forschung geschrieben, hält sich fern von der kleinlichen Rancüne, anmaßlichen Spöttereien, hochmüthigen Invectiven, welche sehr viele holländische Schriftsteller auch bis zu dieser Stunde überall da anbringen zu müssen glauben, wo sie irgend etwas Deutsches im engern Sinn berühren. Möglich, daß dieser kindische Ton auch einmal verhallt, da er auf deutscher Seite, wie sich eigentlich von selbst versteht, nicht das mindeste Echo findet. Wünschenswerth

wäre es für beide Theile, daß es bald geschähe, wenn auch die Holländer dabei zunächst am meisten zu gewinnen hätten.

Aber, irren wir nicht sehr, so ist wenigstens an einer Stelle selbst ein Mann wie Jonckbloet durch die localpatriotischen Neigungen des Gemüthes in der exacten Handhabung wissenschaftlicher Kritik beirrt worden. Da uns der Fall sehr charakteristisch scheint, sei er hier noch erwähnt, ehe wir von dem trefflichen Buche Abschied nehmen. Er führt uns zugleich auf seine ersten Seiten zurück und wir hätten so in unserer Durchwanderung einen ziemlich geschlossenen Kreis beschrieben.

Unsere mittelalterlichen literarischen Sammler und Kenner — wenn wir sie so nennen dürfen — wußten längst, daß der hochberühmte Heinrich von Veldeke, der traditionelle Vater der gesammten Ritterpoesie, auch eine Legende vom heiligen Servatius geschrieben habe. Das Werk galt bis vor etwa zehn Jahren für verloren, da entdeckte Bormans in Lüttich eine Handschrift eines altdeutschen Gedichtes mit dem Namen des Heinrich von Veldeke als Verfasser, enthaltend eben diese Legende des h. Servatius. Der Herausgeber und Jedermann in Deutschland war der Meinung, dieser Heinrich von Veldeke des Servatius sei eben derselbe wie der aus seiner Eneit und seinen Liedern wohlbekannte Altmeister. In den Niederlanden war und ist man getheilter Meinung. Die Sprache des Servatius und einige andere Umstände stellten ganz sicher heraus, daß sein Verfasser etwa im heutigen Limburgischen heimatberechtigt war, also auf gegenwärtig holländischem oder belgischem Boden. Heinrich von Veldeke, dieser hochberühmte deutsche Dichter, ist also eigentlich ein Niederländer und hat die Sprache seiner Heimat wenigstens in einem seiner Werke gebraucht. Man begreift, wie sehr dieß dem specifisch niederländischen Bewußtsein schmeicheln durfte, wenn es dabei nur einige wesentliche Umstände übersah, z. B. den, daß der Dichter, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, immer weiter von der Peripherie zu dem Centrum des literarischen Deutschlands — es lag damals auf der Wartburg — gezogen wurde, und daß er hier seine Eneit hochdeutsch schrieb, womit er eine neue Epoche der Literatur begründete, während sein niederdeutscher Servatius verscholl. Ist es nicht, als wenn sich darin symbolisch die ganze Stellung der niederländischen zu der hochdeutschen Literatur spiegelte und prophetisch offenbarte? Das fühlte man denn auch

in den Niederlanden und daher verzichtete man lieber auf die Ehre, den großen Veldeke als Landsmann zu beanspruchen. Zwar der Name Veldeke steht einmal „baumfest“ für den Verfasser des niederdeutschen Servatius. Aber es kann ja Verschiedene des Namens, auch des Vornamens Heinrich ungefähr zu gleicher Zeit gegeben haben, wer kann das wissen oder wer das Gegentheil beweisen? Sobald man das annimmt, ist Alles in bester Ordnung: der eine hat den niederländischen Servatius, der andere die Eneit geschrieben und die unkritischen Menschen des Mittelalters haben beide zusammen geworfen. So ungefähr lautet die Beweisführung, die wir nicht ohne einiges Erstaunen auch hier bei Jonckbloet finden. Ein deutscher Forscher, gesetzt er wäre auch ganz in dem gleichen Falle, würde sie wohl schwerlich auf sein kritisches Gewissen genommen haben. — Da Veldekes Servatius das unzweifelhaft älteste erhaltene Denkmal niederländischer Literatur ist, so bleibt selbst für die beschränkteste Betrachtung derselben doch wenigstens die eine merkwürdige Thatsache stehen, daß ihr Stammbaum und der der hochdeutschen Kunstpoesie auf Eine Wurzel zurückgeführt werden muß. Wer wird dazu berufen sein, die auseinandergewachsenen Schößlinge wieder zu vereinigen und wann wird es geschehen?

---

## Das deutsche Publicum und die altnordische Literatur.

[Grenzboten, Jahrg. 1872. S. 81—97.]

Kühle Reserve auf unserer Seite, leidenschaftliche Abneigung auf der andern, das ist das Bild des gegenwärtigen Verhältnisses zwischen uns Deutschen und unsern nächsten Stammverwandten im Norden. Es ereignet sich eben auch in den blutsverwandten Völkerfamilien dasselbe, was in den Privatfamilien so oft zu geschehen pflegt: die Gemeinsamkeit des Typus und der Anlage, die Identität aller wesentlichen Interessen dient gelegentlich nur dazu, um die relativ unbedeutenden Gegensätze der Individuen bis zu unversöhnlicher Feindseligkeit zu verschärfen. Moralpredigten und vernünftige Vorstellungen vermögen bekanntlich nichts gegen solche

psychische Krankheitszustände. Man muß sie dem Laufe der Zeit und der Entwickelung der Zukunft überlassen, die dafür jedenfalls einmal das Wort der Lösung und Heilung finden werden. Auch sehen wir uns in der glücklichen Lage, die Verstimmung unserer Vettern zwar bedauern, aber nicht fürchten zu dürfen, ein Umstand der freilich wieder nicht wenig dazu beiträgt das Zornfeuer derselben zu schüren. Denn 'oderint, dum metuant' ist zwar ein guter Spruch für den, der berechtigt ist sich damit zu trösten, aber keineswegs ein Beruhigungsmittel für den Andern. So lange die radicalen Literaten in Kopenhagen und ihre Schweifträger in Stockholm und Christiania den deutschen Michel verbaliter und realiter ungestraft insultiren durften, überwog der hochmüthige Kitzel ihrer künstlich aufgeputzten Selbstvergötterung jedes andere Gefühl, auch das der Gehässigkeit. Daß dieß seit 1864 anders geworden ist, versteht sich von selbst, auch, was die Hauptsache bleibt, daß wir selbst dabei so viel besser fahren. Jene vorsündfluthlichen Duseleien von dem deutschen Admiralitätsstaate Dänemark, von der pangermanischen Union, an der auch die Rennthiere und Seehunde Islands zu participiren berufen sein sollten, sind wie so viel anderer ungesunder Nebel vor dem luftreinigenden Kanonendonner von Düppel und Alsen zerstoben. Durch Königgrätz und Sedan, wo dasselbe Universalmittel noch viel drastischer zur Wirkung gelangt ist, sind unsere scandinavischen Vettern zwar nicht zur Vernunft, wohl aber ebenso gut wie Oesterreicher und Franzosen zu der Einsicht gediehen, daß für den Augenblick und noch etwas weiter hinaus nichts gegen uns zu machen ist, als eine Faust im Sacke. Denn man hüte sich in unserm leider incurablen Optimismus, jenem Haupt- und Grundfehler der deutschen Art, irgend etwas auf die vereinzelten Stimmen zu geben, welche einen Beginn des Erwachens der Vernunft oder des politischen Verstandes in Dänemark oder im übrigen Scandinavien verkünden sollen.

Gewiß lassen sich solche registriren und wir verfügen selbst über eine Anzahl derartiger Zeugnisse, die bisher weniger in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Aber sie beweisen nicht viel. Es ist an sich undenkbar, daß irgend eine herrschende Strömung der öffentlichen Meinung nicht wenigstens einen kleinen Gegenstrom erzeugen sollte. Die der menschlichen Natur eingewurzelte Rechthaberei und Oppositionslust reicht allein dazu aus, und es ist

nicht nöthig, tiefere und bessere Veranlassungen dafür zu suchen. Doch mögen auch diese in einzelnen Fällen gelten: es giebt doch auch unter dem ganz corrumpirten Literatenthum des Nordens noch einige ehrliche Seelen, klarere Köpfe und gründlicher unterrichtete Leute, die von dem wahren Verhältniß ihrer Nation zu Deutschland eine annähernd richtige Vorstellung sich zu bilden vermocht haben. Wir sagen eine „annähernd richtige", denn der erbliche Größenwahnsinn, der besonders in Kopenhagen zu Hause ist, läßt sich doch überall an einzelnen Spuren auch da entdecken, wo man bis zu dem äußersten Maß versöhnlicher Anerkennung gegen Deutschland und deutsches Wesen fortgeschritten zu sein glaubt.

Sehr eigenthümlich haben sich unter dem Banne dieser nationalen Antipathien die literarischen Beziehungen zwischen den Scandinaviern und uns in der Gegenwart gestaltet und es verlohnte wohl der Mühe dieses Stück internationaler Culturgeschichte einmal im Zusammenhange darzustellen. Natürlich würde nur ein Deutscher die dazu nöthige Objectivität oder das von leidenschaftlichen Vorurtheilen und überspanntem Hochmuth ungestörte kritische Gewissen besitzen: eine nordische Feder dürfte sonderbare Carricaturen zeichnen, die selbst den einzigen Zweck des Daseins ihrer ganzen Gattung, daß man herzlich über sie lachen könnte, durch ihre hämische Verbitterung verfehlen möchten. Wir erinnern nur an die großen geschichtlichen Thatsachen, daß der ganze Norden seine ganze moderne Cultur, das Christenthum des Mittelalters ebenso wie die Reformation und die moderne Philosophie durch deutsche Vermittelung erhalten hat. Scandinavien ist immer nur eine Cultur- und Literaturdependenz von Deutschland gewesen und das Verhältniß stellt sich nur nach Graden, aber nicht in der Art verschieden zu dem, was zwischen dem niederdeutsch sprechenden Norden unseres Vaterlandes und seiner hochdeutschen Mitte und Südhälfte viele Jahrhunderte lang bestand und in einigen Resten noch jetzt besteht. Auch der deutsche Norden behauptete eine gewisse literarische Selbständigkeit, die mitunter etwas weiter ging als daß hochdeutsche Bücher niederdeutsch umgeschrieben oder umgedruckt wurden. Ja, in seinem äußersten nordwestlichen Abschnitt, in Holland, hat er es in Folge großer geschichtlicher, socialer und commercieller Ereignisse noch zu etwas mehr gebracht, zu einer abgeschlossenen Literatur, die in ihrer Sprache und in der latenten

Substanz ihres Geistes zwar ihre Zugehörigkeit zu der unsern nicht verleugnen kann, aber in Stoff und Form sich mit Bewußtsein und geflissentlich seit Jahrhunderten im Gegensatz zu der unsern ausgebildet hat.

So viel selbständiger das nordische Idiom als ein einheitliches im Gegensatz zu dem deutschen betrachtet, auch immerhin im Vergleich mit dem holländischen dem Linguisten auf den ersten Blick erscheint, so hat doch die nordische Literatur bis an die neueste Zeit niemals gegen den gleichsam naturgemäßen Zustand ihrer innigsten Anlehnung an die deutsche revoltirt. Ist ja doch Kopenhagen noch bis in dieses neunzehnte Jahrhundert herein nicht nur einer der günstigsten Märkte für den deutschen Buchhandel gewesen, es haben ja auch die hervorragendsten nationalen Dichter jener Periode, ein Baggesen und Oehlenschläger ihr Publicum nicht bloß in den engen Marken ihres Vaterlandes, sondern auch in dem ganzen großen Deutschland gesucht und gefunden. Wollte man gewissenhaft nachspüren, so würde sich ergeben, daß beide nicht bloß durch und durch innerhalb der deutschen Bildung ihrer Zeit wurzeln und in diesem Sinne eben so gut als Deutsche gelten dürfen, wie Steffens oder Niebuhr, sondern auch da, wo sie in ihrer Muttersprache producirten, eigentlich dabei deutsch dachten. Was also der Eitelkeit ihrer Landsleute als Originalgestalt gilt, die dänische Redaction, ist in der That, gleichviel ob sie vor oder nach der deutschen niedergeschrieben sein mag, doch nur die Uebersetzung oder Uebertragung in ein der Seele des Dichters etwas ferner stehendes Idiom.

Heute darf man in Kopenhagen solche ketzerische Wahrheiten nur mit Lebensgefahr aussprechen und die dort dominirende Clique bemüht sich, wenigstens für die nächste Zukunft, alle solche unliebsamen Erinnerungen aus den Köpfen ihres blindgläubigen und deshalb über alles Lernen und Wissen erhabenen Anhangs auszumerzen. Ja, man hat nicht übel Lust, die ganze dänische Sprache durch einen consequenten Purismus von Grund aus umzustürzen und alle Fäden zwischen ihr und dem Deutschen zu zerschneiden. Dem steht nun allerdings die etwas hartnäckige Thatsache entgegen, daß die Hälfte des gegenwärtigen dänischen Wörterbuchs direct aus dem deutschen entlehnt ist und was noch mehr, daß der deutsche Sprachgeist alle Adern und Nerven des dänischen

durchdrungen hat. Es giebt hierfür keine Radicalcur, als wenn man bis auf die sogenannte altdänische Periode des 12. und 13. Jahrhunderts zurücklenken wollte, denn seit dem 14. Jahrhundert strömt das deutsche Element schon massenweise herein, ohne daß damals oder in dem seither vergangenen halben Jahrtausend das dänische Nationalbewußtsein sich dadurch geschädigt gefühlt hätte.

Naturgemäß straft sich ein solches ungeberdiges Wüthen gegen die Vernunft der Dinge und Thatsachen selbst am meisten. Sollte es den puristischen Danomanen gelingen, alle Germanismen ihrer Sprache in Acht zu erklären, so würde es ihnen unmöglich sein, auch nur einen geifernden Leitartikel gegen Deutschland und die Deutschen zu Stande zu bringen, geschweige denn ein ganzes Buch. Aber schon jetzt mag die sichtbare Dürftigkeit der Production im Bereich der nordischen schönen Literatur, verglichen mit dem glänzenden Reichthum einer früheren Periode, in welcher die freiesten Wechselwirkungen mit Deutschland ihr zu gute kamen, als die natürliche Folge einer künstlich geschaffenen Isolirung und Verstockung gelten.

Auch in diesem Bereiche können wir Deutsche den Excessen pseudonationaler Schwärmerei mit Gemüthsruhe zusehen. Unsere eigene Literatur leidet nicht darunter, wenn es in Kopenhagen nicht mehr angebracht ist, öffentlich deutsche Bücher zu kaufen und zu lesen — im Geheimen geschieht es nach wie vor — oder wenn es die dänischen Herren von der Feder für eine Sünde gegen den heiligen Geist halten, deutsch zu schreiben. Unsere eigenen Hülfsmittel sind hier wie überall so unermeßlich ausgiebig, daß wir keiner fremden Freiwilligen bedürfen. Auch sind wir großmüthig und gebildet genug, um nicht durch eigene Albernheiten die der andern wett machen zu wollen. Man producire nur erst etwas wirklich oder auch nur leidlich Gutes in Kopenhagen und man wird sehen, daß wir es mit unbefangenster Anerkennung aufnehmen und uns selbst an den unvermeidlichen Gehässigkeiten gegen uns, die so nothwendig wie Papier und Lettern zu einem dänischen Buche der Jetztzeit gehören, nicht ärgern. Unsere Gutmüthigkeit lehrt uns, verzogene Kinder nachsichtig zu behandeln, obgleich der praktische Verstand einen andern Rath giebt. Aber dieser kommt bei uns doch niemals gegen das Herz auf, das ist

einmal unsere Schwäche oder Stärke, an der zweitausend Jahre zwischen den härtesten Mühlsteinen der Weltgeschichte nichts geändert haben. Wie die schöne Literatur, so hat auch nicht einmal die Wissenschaft sich von den komischen Prätensionen nationaler Selbstwüchsigkeit frei zu halten versucht und wäre es auch nur in soweit, daß so ziemlich jedes dänische wissenschaftliche Werk der letzten Jahrzehnte, gleichviel ob über die Telingasprache oder die Anatomie des Gehirnes, eine bestimmte Anzahl von Sottisen und Insulten gegen Deutschland, speciell die deutsche Wissenschaft enthalten muß. Notorisch ist nun einmal der Einfluß der schon durch ihre äußere Massenhaftigkeit so imposanten deutschen Wissenschaft: nach feststehenden Naturgesetzen bringt dieser gewaltige Körper seine Nachbarn in die Stellung von Trabanten. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Für den Trabanten wäre es jedenfalls am vortheilhaftesten, wenn er sich in die ihm beschiedene Stellung ohne alles innere Widerstreben bequemte, da alle seine Ungeberdigkeit sie doch nicht verändern wird. Früher wurde es auch so gehalten und dieß war eine Glanzperiode des dänischen Geisteslebens. Wenn auch jetzt noch, wie die Gerechtigkeit erfordert anzuerkennen, eine Reihe von nordischen wissenschaftlichen Arbeiten in den verschiedensten Fächern sich den besseren Leistungen Deutschlands an die Seite stellt, so verdanken sie es eben nur dem deutschen wissenschaftlichen Geiste, woraus gerade diejenigen ihre beste und oft einzige Nahrung schöpfen, die ihn recht eigentlich pessima fide gründlichst zu hassen und zu verachten sich den Anschein geben.

Es bedarf kaum der Bemerkung, das man deutscherseits auch diese albernen Grillen einfach ignorirt. Wir sind verständig genug, um uns den wirklichen Nutzen, den die Wissenschaft aus dänischen und anderen scandinavischen Büchern ziehen kann, dadurch nicht beeinträchtigen zu lassen. Ja, wir erlauben uns sogar, trotz des entrüsteten Widerspruchs, dem wir gerade hier begegnen, auf der angeblich eigensten Domäne des nordischen Geisteslebens, der altnordischen Sprach- und Alterthumskunde, unsern Feinden die Hand zur gemeinsamen Arbeit zu reichen. Wären sie irgend urtheilsfähig oder vermöchte ihr Verstand und Gewissen etwas gegen Vorurtheile und Tagesmode, so würden sie, sollte man meinen, mit dem größten Danke anerkennen, wie sehr ihnen diese

uneigennützige Hülfe bisher schon zu Statten gekommen ist. Denn es ist für jeden, der sich ein unbefangenes Urtheil bewahrt hat, offenkundig, daß der relativ hohe Stand der germanischen Studien im scandinavischen Norden nur den befruchtenden Einflüssen der deutschen Sprach- und Alterthumskunde seit Jacob Grimm und Lachmann zuzurechnen ist. Wie für Deutschland, so bedeutet auch für den Norden das Auftreten dieser beiden wissenschaftlichen Heroen den Abschluß der früheren unsystematischen oder dilettantischen Polyhistorie und Vielgeschäftigkeit, und den Beginn einer neuen wahrhaft systematischen und planmäßigen Erkenntniß, den Beginn der eigentlich wissenschaftlichen Periode.

Es gehört übrigens auch zu den dänischen Sonderbarkeiten, falls wir in angestammter Großmuth und Weichherzigkeit uns dieses milden Ausdrucks bedienen wollen, daß man in Kopenhagen ein ausschließliches legitimes Privilegium auf die altnordische Literatur und was damit zusammenhängt zu besitzen überzeugt ist. Wollten die heutigen Isländer, allenfalls die Norweger, soweit sie nicht dänisch lackirt sind, einen solchen Anspruch erheben, so ließe er sich zur Noth noch begreifen, obwohl es immer eine anderwärts unverständliche Logik heißen müßte, wenn daraus der Schluß gezogen werden sollte, daß Niemand anders ein Recht hätte sich um diese Dinge zu kümmern, oder, wenn es denn doch geschähe, daß jeder derartige Versuch von vornherein verfehlt sei. Danach würden z. B. die indischen Pandits allein berechtigt sein, in Sachen des Sanskrit oder Zend als wissenschaftliche Autoritäten zu gelten und die Bopp, Lassen, Böhtlingk u. s. w. wären nur unberechtigte und zugleich stümperhafte Eindringlinge. —

Daß man in Kopenhagen nach solcher Logik denkt, ist freilich nicht zu verwundern, da ihre Principien ja dort überall als die allgemeingültigen zu herrschen scheinen. Auffallend ist es nur, daß von Seite der andern scandinavischen Germanisten diese dänische Anmaßlichkeit so sanftmüthig ertragen wird, da sie sich doch nicht bloß gegen die Deutschen, sondern gegen alle, die nicht in dem alleinseligmachenden Kopenhagen zu Hause sind, kehrt. Höchstens wer das zweifelhafte Glück der Isländer genießt, von Kopenhagen aus regiert zu werden, der erlangt dadurch einen bescheidenen Antheil an dem dort aufgespeicherten Gnadenschatze der ausschließlichen Wissenschaftlichkeit.

Unsere Germanisten lassen sich einstweilen nicht irre machen und arbeiten mit erfreulichem Eifer ihren hochmüthigen und neidischen Collegen zum Trotze weiter. Freilich liegt ihnen ein anderes Feld, das der eigentlich vaterländischen Alterthumskunde noch näher, aber einer sorgfältigen Erforschung des nächstverwandten Altnordischen wird sich keiner entziehen dürfen. Ist es ja doch auch von so unvergleichlicher Ergiebigkeit, daß wer einmal sich mit ihm vertraut gemacht hat, unmöglich anders als durch einen Act der strengsten Selbstüberwindung sich von ihm trennen kann.

Wir haben nicht im Sinne, hier eine Apologie der altnordischen Literatur und Sprache zu schreiben, mit der wir keiner Art unserer Leser dienten, weder den eigentlichen Kennern, denen wir nur Trivialitäten sagen würden, noch den andern, denen die eigenthümlichen Charakterzüge dieser altnordischen Welt so fremdartig erscheinen müssen, daß sie sie nur durch die umständlichste Auseinandersetzung erfassen könnten. Aber vermuthlich liegt darin auch die Ursache, daß alle bisherigen Versuche, diese altnordische Literatur in dem deutschen Publicum, nicht bloß bei den wenigen berufsmäßig damit Beschäftigten einzuführen, wenig Erfolg gehabt haben, obgleich sie meist mit Sachkenntniß und Geschick unternommen worden sind. Wenn wir die Namen der beiden Grimm, von der Hagen, Rühs, Mohnike, Wachter, Simrock, Ettmüller darunter finden, so geben diese allein schon eine Bürgschaft dafür, und wenn die Solidität des Wissens allerdings nicht allein ausreicht, um die Arbeit eines Uebersetzers lesbar zu machen, so darf man in diesem Falle unbedenklich behaupten, daß sich bei allen den genannten dazu auch noch die vollständigste Herrschaft über die Form und die Darstellungsmittel überhaupt gesellt. Aber dennoch hat z. B. die von einem so populären Namen getragene Uebersetzung der Edda von Simrock es zwar zu allgemeiner Anerkennung, aber nur zu drei Auflagen in einem halben Menschenalter gebracht, und dieß Buch ist noch dasjenige unter allen hieher gehörigen, welches am besten „geht“.[16]) Die andern sind wohl kaum über die kritischen Journale hinaus gedrungen, dort hat man ihre lobende Beurtheilung mit vieler Erbauung, aber auch mit der festen Ueberzeugung, damit genug gethan zu haben, gelesen.

Eine scheinbare Ausnahme ließe sich anführen: Tegnérs Frithjofs-Sage. Daran hat unsere deutsche Fingerfertigkeit in Uebersetzungen

des Guten mehr als zuviel gethan. Irren wir nicht, so existiren bis jetzt schon vierzehn oder fünfzehn und fast jeder Meßkatalog bringt eine neue. Hier wäre also die Anziehungskraft altnordischer Literaturstoffe glänzend bewiesen. Aber es giebt zwar einen altnordischen Recken von echtestem Schrot und Korn Namens Frithjof und seine Geschichte ist in verschiedenen Erzählungen aus der altnordischen Literaturperiode dargestellt, die wir noch jetzt besitzen; der Tegnérsche Frithjof dagegen ist ein ganz modernes Wesen, ein Gebilde der Romantik des 19. Jahrhunderts im Stile Fouqués, vielleicht nur etwas besser gerathen als dessen jetzt so gänzlich verachteten Heroen und Heroinen. Von dem echten Frithjof hat er nichts als den Namen und eine Anzahl äußerer Begebenheiten entlehnt, die ebenso gut auch erfunden sein könnten. Wahrscheinlich beruht die Wirkung dieses modernen Doppelgängers zum guten Theil darauf, daß er an Blut und Gemüthe nichts von altnordischer Eigenart an sich trägt, sondern bloß Kleidung und Haare. Der echte Frithjof würde unsern zarten Seelen sehr wenig behagen, denn es ist ein äußerst knorriger Geselle. Ein anderer Theil ist auf Rechnung des unleugbaren Formtalentes in dem modernen Dichter zu setzen, obwohl dieß keineswegs nach dem durch nationale Eitelkeit aufgeputzten Urtheil seiner Landsleute abgeschätzt werden darf. —

Wahrscheinlich wird sich diese Theilnahmlosigkeit unseres Publicums gegen die altnordische Literatur so lange nicht ändern, als man ihren eigentlichen Schwerpunkt da sucht, wo er nicht ist, in der Poesie. Wer sich der dithyrambischen Ueberschwänglichkeiten erinnert, mit welchen die ersten Klänge altnordischer Poesie in unserm Vaterlande begrüßt wurden, die grenzenlose Begeisterung eines Gerstenberg, Kretschmann, Denis, ja selbst eines Klopstock für diese erhabensten Offenbarungen der Naturpoesie und damit vergleicht, was davon auf unsere Poesie oder auch auf unsere Bildung im Allgemeinen gewirkt hat, muß über den Contrast zwischen den Intentionen jener Wiedererwecker des Scaldengesanges und ihren Erfolgen erstaunen. Und doch wie überall hat auch hier sich bewährt, daß der Geschmack des Publicums im Großen und Ganzen stets das Richtige trifft. Eine Zeitlang mochte wohl das Scalden- und Bardengebrüll manche Ohren betäuben, aber die Herzen erwärmte es doch nicht, daher schwieg es bald wieder und so oft später auf viel tieferer Grundlage und mit viel gereifteren

Mitteln der Versuch wiederholt wurde, mißglückte er ebenso. Denn diese altnordische Poesie ist uns Menschen von heute so fremdartig unzugänglich, wie kaum irgend eine andere. Daß sie in dem innersten Kern des Gemüthslebens und der Seelenstimmung unser eigenes Wesen selbst ist, welches durch alle Jahrtausende hindurch doch immer dasselbe bleiben mußte, wenn es überhaupt existiren wollte, kann nur dann empfunden werden, wenn die eindringendsten Studien über die seltsamen Verschränkungen und Verzerrungen, in denen es seine Leiblichkeit gefunden hat, bis in seine innerste Tiefe geführt haben. Arabische und persische Dichtung, in ihrer letzten Seelensubstanz so völlig andersartig wie unser deutsches Wesen, wirken doch viel unmittelbarer auf uns, weil sie eine viel allgemeingültigere Gestaltung gefunden haben. Diese ist es, die in der Poesie überhaupt und mit Recht als das eigentlich Wirksame empfunden wird und jenes bloß psychologische Moment hat an sich keine Berechtigung als ein Maßstab für den poetischen Eindruck zu gelten. Weshalb die nordische Poesie zu ihrer unzugänglichen Eigenart gelangt ist, das auszuführen gehört nicht hierher. Es genügt uns, die Thatsache selbst zu constatiren, von der sich jeder, der noch nicht damit vertraut sein sollte, leicht überzeugen kann, wenn er unbefangenen Sinnes etwa irgend ein beliebiges Lied der Simrockschen Edda liest.

Der treffliche Simrock sucht freilich die Ursache der auch ihm nicht verborgenen Theilnahmlosigkeit des Publicums gegen die Herrlichkeiten der altnordischen Kunst anderswo. Weil sie zu sehr von deutscher Art erfüllt ist, soll sie nach seiner Meinung bei den Söhnen Teuts nichts gelten. Gewiß besitzen dieselben wohl nach dem sie beherrschenden sprichwörtlichen Axiom: „Es ist nicht weit her," eine oft nicht weiter erklärliche Antipathie gegen das Nächstliegende und Naturgemäße und eine ebenso unerklärliche Sympathie für Alles, was durch die Seltsamkeit seines Auftretens den Schein ganz besonderer Absonderlichkeit erweckt. Die Poesie der Edda würde indessen auch die weitest gehenden Ansprüche an Absonderlichkeit erfüllen und insofern alle deutschen Sympathien für sich haben, denn die rein auf gelehrtem Wege ermittelte Thatsache, daß das nordische Volk und das deutsche zwei Stämme aus derselben Wurzel sind, könnte gegen die Unmittelbarkeit ihrer Wirkung gar nicht ins Gewicht fallen, noch

weniger das nur für die raffinirteste Kunst der historisch-genetischen Analyse erreichbare Resultat, daß die Seelensubstanz dieses altnordischen und unseres eigenen Wesens ein und dieselbe ist. Für die so eng bemessene Zahl der Kenner mag die Edda wirklich nicht so weit her sein, für die große Zahl des gebildeten Publicums, welche Simrocks und alle andern Uebertragungen fremder Poesien ins Deutsche im Auge haben, ist und bleibt sie sehr weit her und zwar so weit her, daß man über den befremdlichen Eindruck der vollkommensten Abgeschlossenheit und Unverständlichkeit — versteht sich nicht im Sinn des Wörterbuchs und der Grammatik, oder des antiquarischen Apparates — gar schwer, oder gar nicht hinaus gelangt.

Es wird auch nichts helfen, wenn man dem deutschen Publicum von dieser Seite her, wie es Simrock versucht, das Gewissen schärfen wollte. Selbst wenn es begriffen hat, daß diese altnordische poetische Welt unter gewissen Voraussetzungen einstmals in einer grauen Vergangenheit ein Stück seines eigenen Wesens war, würde es, so hoffen wir von seinem Ehrgefühl, wohl einige Hochachtung dafür empfinden, aber sie nichts desto weniger ungenießbar und unverständlich finden. Es gehört zu den größten Tugenden der deutschen Art, daß sie sich niemals zu irgend welchen sogenannten besten Zwecken etwas vorlügt, oder vorlügen läßt, woran Gefühl und Verstand keinen Theil haben. Wir Deutschen sind ein für allemal für die Jesuitenmoral, auch für die patriotische verdorben und wollen in allen Stücken, auch wo es nationales Interesse gilt, ehrlich und gewissenhaft sein und bleiben. Anderwärts ließe sich ein solcher patriotischer Humbug recht wohl denken und in Scandinavien, besonders in Kopenhagen, ist er wirklich bis zu einem gewissen Erfolge für die Edda sammt Anhängseln in Scene gesetzt worden und thätig. Denn auch dort müßte ein Publicum, das in den Gebilden der modernen Poesie in der kosmopolitischsten Bedeutung des Wortes aufgewachsen ist, sich von den Abstrusitäten und Absonderlichkeiten der altnordischen Muse ebenso frostig berührt finden, wie es unserm deutschen Publicum geschieht. Aber da man dort schon längst von Gewissen und Ehrlichkeit in allen den Fragen zu abstrahiren sich gewöhnt hat, bei denen das nationale Selbstbewußtsein betheiligt ist, so muß sich auch das ästhetische Gefühl durch die Tendenz terrorisiren lassen.

Denn man glaube nur nicht, daß die Edda und ihre poetischen Verwandten eine ähnliche Stellung zu dem nordischen Geistesleben von heute einnehmen, wie die Nibelungen oder der Parzival zu unserer Gegenwart. Die altnordische Poesie ist durch und durch ein selbstwüchsiges Erzeugniß, welches das ausschließliche Gepräge eines von irgend welchen anderen Geisteseinflüssen unberührten Keimes trägt. Nibelungen und Parzival, wenn auch der Zeit nach vielleicht ebenso alt wie die meisten der durch absichtliche und unabsichtliche Fiction größtentheils viel zu alt ausgegebenen Lieder der Edda in ihrer letzten uns überlieferten Gestaltung, sind schon erfüllt von einer damals fast tausendjährigen angestrengten Arbeit des deutschen Geistes, sich alle möglichen Culturelemente der Vergangenheit, specifisch christliche, antik und mittelalterlich orientalische, griechisch-römische in ihrer kosmopolitischen Umschmelzung in und durch das orientalische Element des Christenthums, anzueignen und zu lebendigen Bestandtheilen seines eigenen Wesens zu verwandeln. Dieser ungeheure Amalgamationsproceß, dieser Universalismus der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes hat alle und jede Erzeugnisse ergriffen und giebt auch denjenigen von ihnen, die wie jene erwähnten und die andern Ihresgleichen, nur einen bestimmten Durchschnitt in diesem rastlos vorwärts schreitenden Proceß darstellen, doch noch auch für eine spätere Zeit eine bedingte Verständlichkeit und Zugänglichkeit. Beide müssen den Producten der nordischen Poesie fehlen, denn ihr Charakter ist eben das vollständige Unberührtsein von der Weltcultur, entweder weil sie wirklich nicht bis in den isolirten Norden gedrungen war, oder weil dieser sich so lange in starrer Spröde gegen ihre gelegentlich an ihn herandringenden Ausläufer, seien sie nun Christenthum oder die Romantik des ritterlichen Idealismus, zur Wehre setzte.

Auch dem Norden ist es nicht möglich gewesen sich in seiner geistigen Isolirung zu behaupten, aber das was wir altnordische Poesie nennen, gehört auch dann noch dem früheren Zustand an, wenn es der Zeit nach schon häufig aus einer wesentlich veränderten Umgebung des ganzen Lebens stammt. Die nordischen Scalden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts dichteten in streng gehaltener Tradition des Geistes und der Formen der Vergangenheit gerade noch so wie einige Jahrhunderte vorher, als der Name

und der Dienst des Odin, Thor und Tyr noch eine Realität und nicht bloß eine Grimmasse war. Aehnlich wie die lateinische Poesie der Renaissance und was davon berührt ist, den Apparat der antiken Kunst durch pure Reflexion aus dem Grabe heraufbeschwor und damit das erreichte, was erreicht werden mußte, Gespenster zu scheinbarem Leben zu verkleiden, haben es auch jene altnordischen Dichter gethan, nur daß es ihnen leichter gemacht war, weil sie innerhalb einer sorgfältig gepflegten und niemals unterbrochenen Tradition standen. Aber ihre Wirkung auf uns ist dieselbe, wie die der andern, oder vielmehr eine noch viel fremdartigere, weil der Apparat von poetischen Hülfsmitteln, mit denen die classische Renaissancepoesie operirt, uns von der Schule her wohl bekannt ist, während wir uns in den an sich noch viel complicirteren Apparat ihrer nordischen Wahlverwandten erst durch mühsame Studien hineinarbeiten müssen.

Auch die eigentlichen Kenner werden eben darum hier immer sparsam zu finden sein, weil man sich nur in Folge ganz besonderer Anregung oder Veranlassung in einen so fremdartigen Kreis begeben kann. Wer sich zu geschichtlichen, literarischen, ästhetischen oder linguistischen Studien bestimmt fühlt, erhält, wie die Erfahrung zeigt, seine besondere Richtung innerhalb der allgemeinen Sphäre gewöhnlich nicht durch einen selbständigen Zug oder Instinct des eigenen Geistes, sondern durch den Einfluß maßgebender Persönlichkeiten, epochemachender wissenschaftlicher Leistungen, kurz von Andern und von außen her. Je intensiver die gelehrte Thätigkeit innerhalb eines bestimmten Feldes ist, desto stärker wird ihre Anziehungskraft auf alle nur im Allgemeinen wissenschaftlich disponirten, nicht im Einzelnen fixirten Naturen sein. Daß man später in begreiflicher Selbsttäuschung den Thatbestand anders ansieht und eine directe Berufung von innen heraus gerade für diese eine Specialität empfangen zu haben vermeint, ändert an der Wahrheit des obigen Satzes nichts. Für die altnordische Poesie und Literatur sind bisher viel weniger begünstigende Einflüsse thätig gewesen, als etwa für die antikclassische Philologie. Erst seitdem das Studium der deutschen Geschichte und Alterthumskunde in so lebhaften Aufschwung getreten ist, ist jenes nahe verwandte Feld unserm wissenschaftlichen Gesichtskreis näher getreten. Jeder, dem es um die eindringende Kenntniß des deutschen Wesens in seiner

ursprünglichen Ausstattung ernstlich zu thun ist, mag er nun mehr durch cultur- und sittengeschichtliche oder rechtshistorische Gesichtspunkte geleitet werden, oder der künstlerischen Eigenart seines Volkes nachspüren oder endlich an der Sprache den unverhüllten Ausdruck seiner geistigen Physiognomie zu erforschen sich bemühen — Jeder von allen diesen verschiedenen Scharen der Germanisten oder Erforscher des deutschen Wesens wird je weiter er auf seiner Bahn fortschreitet, um so deutlicher die unvergleichliche Quelle der Belehrung und Erkenntniß würdigen lernen, welche sich ihm in der nordischen Poesie erschließt. Aber man hüte sich, jene durch so weitschichtige und tiefgehende Arbeit ermöglichte Verständigung mit ihrem Geiste auch da gleichsam als ein Postulat der allgemeinen Bildung zu beanspruchen, wo diese Voraussetzungen fehlen. Alle Scandinavisten von heute und von aller Zukunft werden die altnordische Poesie niemals bei uns populär machen, wie es Homer oder Shakespeare sind.

Im Allgemeinen pflegt man den Werth einer Literatur nach ihrer poetischen Leistungsfähigkeit zu schätzen und mit Recht. Aber in unserm Falle ist es mindestens nicht praktisch diesen Maßstab festzuhalten, denn die altnordische Poesie ist eine abstruse Singularität, zu der sich höchstens in den dürftigen und durch systematische Betrügereien entstellten Trümmern der celtischen Bardendichtung des Mittelalters etwas in mancher Hinsicht Wahlverwandtes stellen läßt, die nordische Prosa aber ein Phänomen ohne Gleichen in ihrer Zeit, sowohl was den Gehalt als was die Form betrifft. Bekanntlich sind überall in Europa die Literaturen der verschiedenen Culturvölker romanischer und germanischer Abkunft bis weit in das Mittelalter herab fast ausschließlich poetisch und man weiß auch die culturgeschichtlichen Gründe aufzuzählen, warum es so und nicht anders sein konnte. Wir setzen sie hier als bekannt oder doch als leicht erfindlich voraus; um so wundersamer berührt es, in dem abgelegensten Winkel der damaligen europäischen Welt eine Prosaliteratur zu finden, die auch bei ihrem Publicum der poetischen mindestens das Gleichgewicht gehalten haben muß, denn woher hätte sie sonst diese vollendete Pflege und diesen wahrhaft unabsehbaren Umfang gewinnen können? Sie hat sich wie die Poesie ganz aus sich selbst, nicht wie alle andern mittelalterlichen Literaturen, Poesie und Prosa, auf dem Untergrund der ganzen

vorangegangenen Cultur und in steter befruchtender und maßgebender Wechselwirkung mit der Geistesgeschichte aller Nachbarn und der Gesammtheit der Welt entwickelt. Wie die Poesie, bezeugt auch sie die vollste Eigenart des germanischen Genius und deshalb ist sie von einzigem Werth für die Erkenntniß der nationalen Substanz. Ihre Ueberlegenheit über die Poesie existirt allerdings nur für unsere heutigen Augen, aber diese haben das Recht, nach ihren Gesetzen die Erscheinungen der Vorzeit zu sehen und zu beurtheilen. Denn gehörig verstanden wird das Wort: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist" stets die berechtigte Norm für alle Geschichtsauffassung und alles Geschichtsverständniß bleiben. Wir sind demnach zu dem Schlusse vollständig befugt, daß die germanische Geistesanlage, wo sie in ihrer unangetasteten Ursprünglichkeit sich ausleben konnte, was ihr nur im Norden zu Theil wurde, eine entschieden höhere Begabung für die prosaische Darstellung als für die poetische besaß, daß ihr der prosaische Ausdruck die eigentlich naturgemäße Kunstform, der poetische nicht zwar etwas Fremdartiges, denn sonst hätte sie überhaupt ihn bei Seite gelassen, doch aber eine Art von unnatürlichem Zwange war, dessen sie freilich nicht entbehren konnte, um ihrem eigenen idealen Bedürfnisse völlig gerecht zu werden, in dem sie sich aber nie mit vollem Behagen wohl fühlte.

Die altnordische Poesie hat es niemals zu einer wirklichen Epik gebracht, in der Prosa haben wir den Ersatz dafür und die eminente Stellung der Prosa ist wie die Folge, so auch die äußere Veranlassung, daß es keine Epik giebt. Wie der moderne Prosaroman nicht ohne innere Berechtigung als der ablösende Stellvertreter des Epos gilt, so ist auf jenem uralten Boden die Prosaerzählung der poetischen über den Kopf gewachsen und hat sie erstickt, ehe sie zu ihrer Reife gelangte.

Diese, wie uns scheint noch keineswegs nach Gebühr gewürdigte culturgeschichtliche Thatsache könnte der modernen Wissenschaft der Völkerpsychologie viel zu denken geben. Stellen wir hier wenigstens einige Gesichtspunkte fest.

Die germanische Individualität an sich hat sich nicht unfähig für eine wirkliche Epik im echtesten Sinne des Wortes erwiesen. Wir kennen sie in ihrer ursprünglichsten Gestalt freilich nur in

dürftigen Trümmern in einigen angelsächsischen Bruchstücken, zu denen man den bekannten Beowulf in seiner jetzigen heillos corrumpirten Ruine nicht rechnen darf, und in den Trümmern des deutschen Hildebrandsliedes. Es reicht aber aus um zu sehen, daß hier ein wirklich epischer Geist eine ganze Phase der Volksseele beherrschte und daß diese künstlerisch genug angelegt war, um dafür auch eine echt epische Form zu finden. Mag man sie an Homer oder an wem sonst messen, immer wird man bei unparteiischer und eindringender Prüfung finden, daß auch hier innerhalb der gegebenen Grundlagen des Stoffes und der sprachlichen Hülfsmittel etwas in seiner Art Vollendetes erreicht worden ist. Wie kommt es nun, daß dem germanischen Norden das nicht gelungen ist, was seine anderen Stammesgenossen vermochten. Sollen wir innerhalb der gemeinsamen germanischen Anlage, die je weiter zurück begreiflich desto mehr Züge völliger oder nächster Identität trägt, in diesem einen Punkt eine so ganz verschiedene Ausstattung annehmen? Dafür spricht Nichts außer eben das Bedürfniß der Antwort auf diese Frage. Aber sie läßt sich, wie uns scheint, doch auch von einer ganz andern Seite her geben. Deutsche und Angelsachsen sind sehr frühe in die Mitte des großen weltgeschichtlichen Stromes gerissen worden und lange bevor ein christlicher Missionär ihnen das Evangelium predigte, hat der Geist der antiken Cultur befruchtend auf ihre Volksseele gewirkt, ohne daß man seine Einwirkungen mit Händen greifen könnte, oder daß sie selbst sie wahrgenommen hätten. Ohne es zu wissen, erweiterte sich ihr Horizont zu einem weltgeschichtlichen im Sinn ihrer Zeit und dieß ist für jedes Volk die nothwendige Vorbedingung der epischen Periode, zwar nicht die einzige, aber eine so bedeutsame, daß, wo sie fehlt, alle die andern epischen Elemente zu keiner vollen Wirksamkeit gelangen.

Denkt man sich nun auch, wie es allein richtig zu sein scheint, die poetische Ausstattung aller Germanen ursprünglich gleich, so begreift es sich, wie der isolirte Norden, der sich sehr bald mit reflectirtem Bewußtsein diese seine Abgeschlossenheit gegen die Welt zu behaupten anschickte — wir erinnern nur an die Periode der Wikinger Zeit, der sogenannten Nordmannenzüge, die innerlich denselben Gegensatz zu der christlich-europäischen Welt darstellen, wie die Kämpfe der islamitischen oder saracenischen Bedränger

derselben — wie er über die Zeit hinüber kam, in der allein ein Epos geschaffen werden konnte. Epischer Stoff hatte sich in unendlicher Fülle angehäuft, ebenso sehr aus der gemeinsamen Vergangenheit aller Germanen, wie aus der besonderen Thatsächlichkeit der nordischen Gegenwart, aber er konnte nicht mehr als poetisches Epos verarbeitet werden. Es blieb für ihn keine andere Form als die Prosa übrig, wenn er zu voller Wirksamkeit gelangen, d. h. wenn die Zeit sich selbst in seinen Gestalten wieder erkennen und in ihnen ein verklärtes Leben führen sollte, wie sie es als Gegengewicht gegen die ungeheuren Thaten und Begebenheiten der Wirklichkeit bedurfte. So haben die Scandinavier ein Heldenzeitalter ohne Heldenpoesie durchlebt, denn was sich davon in poetischer Form niederschlug, erstarrte sofort, weil es in den Kanon einer in ihrem Princip und ihren Formen eigentlich antiquirten Kunst gepreßt wurde. Sie vermochte wohl noch die äußersten Spitzen und Subtilitäten ihrer Technik mit einem wahrhaft staunenswerthen Raffinement auszubilden, wofür die gesammte Scaldendichtung das unwiderleglichste Zeugniß gewährt, aber sie vermochte nicht etwas ganz Anderes zu werden als sie war. Alles was von Idealismus in der scandinavischen Kunstanlage enthalten war, heftete sich an die Virtuosität in Metrik und Rhythmus, und fast noch mehr an die künstlichsten Spiele des Witzes im metaphorischen und allegorischen Ausdruck, also gerade das Gegentheil von dem, was zu der epischen Geisteshaltung gehört. Aller Realismus aber, der aus der Poesie eben deshalb völlig verbannt wurde, und doch so unwiderstehlich den Volksgeist anzog, mußte sich in die Prosa flüchten. Prosaische Erzählung in ausgebildeter Technik ist überall, wo es ein Epos gegeben hat, ganz naturgemäß neben der Poesie einhergegangen, hat sie gestützt und getragen, aber immer nur in dienender Gestalt und deshalb meist unbemerkbar für eine spätere Zeit, die sich bloß der zu eigentlich künstlerischem Abschluß gelangten poetischen Erzeugnisse erinnerte. Wollen wir nach analogen Entwickelungszuständen uns umsehen, so bietet sich die Periode der griechischen Logographie und Mythographie, welche sich unmittelbar aus dem Epos ablöste, aber freilich mit dem durchgreifenden Unterschiede, daß der Norden zu dieser prosaischen Gestaltung gleichsam nur durch eine latente, aber nicht durch eine reale epische Periode gelangt, während bei den Griechen

hier wie überall jede Stufe und jedes Glied sich reinlich und völlig entfaltete und auslebte.

Alle diese Erzeugnisse der nordischen Prosa führen den allgemeinen Namen Saga, bei dem man nur jede Reminiscenz an den Begriff, den das Wort bei uns jetzt gewonnen hat, aufgeben muß. Saga heißt nichts mehr und minder als eine Erzählung in gebildeter Form, ohne jede Beziehung auf den Inhalt oder höchstens insoweit, daß dieser als ein überlieferter vorausgesetzt wird. Diese Ueberlieferung kann eine schriftliche oder mündliche, einheimische oder fremde sein; sie gilt in jedem Falle dem Erzähler, der sich hierin als ein echter Sohn des Mittelalters beweist, dem jede Spur historischer Quellenkritik fehlte, als eine sichere. Selbst wenn, was nicht selten vorkommt, mehrere auseinandergehende Ueberlieferungen desselben Factums dem Erzähler bekannt wurden, macht er keinen Versuch, sie kritisch gegen einander abzuwägen, sondern er führt sie einfach nebeneinander an und es hält oft schwer, herauszuspüren, welcher sich sein subjectives Gefühl am meisten, nicht als der richtigsten, sondern als der ihm anmuthenden zuneigte. Auf diese Art laufen die modernen Vorstellungen von Sage und Geschichte, die uns so völlige Gegensätze dünken, hier wie bei den Vorgängern Herodots ungeschieden in und durcheinander. Will man die einzelnen Sagen mit modernen Augen darauf ansehen, ob sie Sagen in unserm Sinn oder Geschichte sind, so muß man diesen Umstand nie vergessen. Man muß von vorn herein gefaßt sein, immer Beiden zugleich zu begegnen. Aber die Mischungsverhältnisse sind unendlich verschieden. Es giebt Sagen von größtem Umfang und reichster Ausbildung des Stiles und der Technik, in denen fast Nichts von geschichtlichen Bestandtheilen in unserm Sinn gefunden wird, so die Völsungasage, welche das Geschlecht und die Thaten Sigurds, unseres Sigfrids in nordischer Namensform, darstellt, oder die größte und reichste von allen, die Dietrichssage, sonst wohl auch Wilkinasage genannt, in der sich der ganze epische Cyklus der deutschen Germanen, in seiner directen Uebertragung nach dem Norden prosaisch aufgelöst und höchst kunstvoll ineinandergeflochten abgelagert hat. Nur insoweit in den epischen Figuren eines Attila, Dietrich, Gunther, Siegfried, Rüdiger ꝛc. neben ihrer ursprünglich mythischen Seele noch so zu sagen eine historische Fleischwerdung anzunehmen ist, kann hier

von einem historischen Elemente die Rede sein. Wieder eine lange Reihe anderer, wie die von dem viel genannten dänischen Hrolf Kraki, von Ragnar Lodbrok, von Hervör und Heidrek &c. haben unzweifelhaft eine geschichtliche Basis, sind aber durch den sie umrankenden Mythus zu Sagen in unserem Sinne und zwar zu Heroensagen geworden. Jeder Zug ist hier ebensosehr historisch wie unhistorisch: historisch, indem er eine ganz bestimmte Wirklichkeit von Ereignissen und Situationen des nordischen Lebens treuestens und meist in unvergleichlicher Plastik wiedergiebt, unhistorisch, indem kein einziger solcher Züge an einen bestimmten Ort, eine bestimmte Jahreszahl oder an die bestimmte Person, der er zugehören soll, nur mit einiger Sicherheit sich anheften läßt. Sie sind die Verzweiflung des urkundlichen Geschichtsforschers, das Entzücken des Culturhistorikers.

Aber die bei weitem größte Masse dieser ganzen Literatur ist doch auch in unserm Sinne historisch, wiewohl sich natürlich nicht für die absolute Richtigkeit jeder einzelnen Angabe in ihnen bürgen läßt. Es ist dem scandinavischen Norden im früheren Mittelalter allein gegönnt gewesen, was keine andere damalige Culturnation erreicht hat, eine Geschichtschreibung in nationaler Sprache und im größten Stile, zugleich in unübertroffener Technik zu schaffen. Will man auch hier vergleichen, so liegt es nahe, etwa einen Snorri Sturluson mit einem Herodot zusammenzustellen, und der Vergleich ist weniger unpassend als der zwischen Nibelungen und Ilias oder Gudrun und Odyssee. Die sonnige Heiterkeit griechischen Menschenthums fehlt freilich diesem Manne, der in der Eis- und Schneewüste Islands von und für ein Geschlecht schrieb, das in jeder Art den Kampf um das Dasein mit seiner furchtbar feindseligen Umgebung zu führen gestählt war. An Begabung für die reale Welt, an Ernst und Tiefe der Auffassung menschlicher Geschicke, an durchgebildeter Schulung der gesammten Technik der Historiographie bis zu den äußerlichsten Dingen des Stiles und der Sprache steht der Isländer dem Jonier gleich. Daß die Geschichte des Nordens im 10. und 11. Jahrhundert nicht jene ewig menschliche Gültigkeit beanspruchen kann, wie das große Drama des Kampfes zwischen Orient und Occident, das uns Herodot darstellt — dafür darf der Geschichtschreiber nicht verantwortlich gemacht werden. Er nimmt seinen Stoff, wie er ihn

findet und seine Verantwortlichkeit beginnt erst da, wo es sich darum handelt zu sehen, was er daraus gestaltet hat. Für uns steht Herodot in einsamer Größe da, weil die Unbilden der Zeit alle seine Vorgänger und Rivalen und unmittelbaren Nachfolger verschlungen haben. Denn Thukydides ist schon wieder ein unermeßlicher Schritt vorwärts, und so nahe er der Zeit nach an Herodot reicht, innerlich durch eine völlig neue Phase des griechischen Geisteslebens von ihm geschieden. Im Norden ist kein Thukydides dem Herodot gefolgt, wie ja das ganze Mittelalter in seiner Geschichtschreibung nirgends über die herodoteische Stufe hinaus gekommen, meistens in den Vorstufen dazu stehen geblieben ist. Daher aber stehen hier neben dem einen Snorri unzählige von kaum minderer Größe, deren Namen großentheils nicht einmal bekannt sind, während ihre Werke leben — wie es immer und überall sein wird, wo irgend eine Kunst im höchsten Sinne des Wortes wirklich volksthümlich lebendig sich gestaltet hat.

Gegen die äußere und innere Fülle, das frische Leben und die absolute Plastik dieser nordischen Geschichtschreiber schrumpft alles, was wir sonst an gleichzeitiger mittelalterlicher Geschichtschreibung in lateinischer Sprache kennen, zu gespensterhaften Schatten oder zu kindisch manierirter und verschnörkelter Rhetorik zusammen. Es läßt sich auf scandinavischem Boden selbst die Probe dafür machen. Man vergleiche einmal den viel genannten und gebrauchten und leider unentbehrlichen lateinischen Geschichtschreiber Dänemarks, Saxo Grammaticus mit irgend einem beliebigen Sagenerzähler, falls es überhaupt möglich ist, das innere Widerstreben zu überwinden, wenn man die vollste Natur und Kraft direct neben die absoluteste Unnatur und Hohlheit halten muß.

Für uns moderne Menschen ist aber noch nicht einmal hierin der eigentliche Schatz der nordischen Sagenprosa beschlossen. Dieser liegt unseres Bedünkens in jenem fruchtbarsten, ja geradezn von unerschöpflichem Reichthum überquellenden Gebiete, das ebenso wie alle andern Gattungen einfach Saga genannt wird, das wir aber Familiengeschichte, Privatmemoiren, biographische Charakterbilder nennen würden. Meist ist alles drei zusammen, nur begreiflich selten in gleichen Mischungsverhältnissen. Hier ist in der That für den modernen, denkenden Erforscher menschlicher Zustände, ins-

besondere des Seelenlebens vergangener Zeiten eine solche Fülle reinen Goldes aufgespeichert, noch dazu fast ausnahmslos in silbernen Schalen, daß der Reichthum verwirrt und Auge und Sinn schwindeln. Ausgebeutet ist noch sehr wenig davon, denn die gelehrte Beschäftigung der Germanisten mit diesen Dingen betraf doch neben dem linguistischen Interesse, das sie anzog, mehr das äußerlich antiquarische, was man im vulgären Sinne Sitten- und Culturgeschichte nennt, Rechtsalterthümer ꝛc., nicht das innerliche, welches einer kommenden Zeit hier die Hauptsache dünken wird. Auch hier bezeichnen Namen wie die Nialssage, Faröersage, Laxdoelasage, oder Gunnlaugs, Fostbroedra, Kormakssage nur die allerhöchsten Spitzen, neben denen aber unzählige andere von fast gleicher Höhe stehen.

Dieß ist der Punkt, wo die nordische Literatur für die moderne deutsche Bildung erobert werden kann und muß. Ihre Poesie hat sie ein Recht zurückzuweisen, ihre Prosa, wenn sie ihr auf die rechte Art nahe gebracht wäre, würde sie erquicken und anregen. Aber mit bloßen Uebersetzungen ist es nicht gethan, wie ja auch der bisherige Erfolg gezeigt hat. Denn daran fehlt es, seit von der Hagen die Völsunge und andere Sagen 1812 übersetzt hat, bis zu Ettmüllers umfänglichem altnordischen Sagenschatz von 1870 keineswegs, aber sie sind alle wirkungslos geblieben. Zum Theil wohl, weil gerade das mindest Passende d. h. was dem übersetzenden Gelehrten, aber nicht dem gebildeten Leser werthvoll sein mußte, übersetzt wurde. In diesen Fehler ist auch Ettmüller verfallen. Er füllt zwei Drittel seines Buches mit dem heute ungenießbaren Saxo Grammaticus, der allerdings eine Menge anderwärts nicht oder noch nicht wieder entdeckter Ueberlieferungen episch-mythischen Genres allein bewahrt hat. Für die gelehrte Sagenforschung sind sie unschätzbar, dem gebildeten Laien fehlt jedes Verständniß dafür, und kann ihm auch nicht durch weitläufige Excurse beigebracht werden. Man mußte mit jener zuletzt charakterisirten Gattung der Memoiren und Biographien beginnen und nicht sowohl übersetzen — weil die eigenthümliche Gedrungenheit und herbe Geschlossenheit der Ursprache in jeder Uebersetzung schlecht wiedergegeben werden kann und am schlechtesten wirkt, wo man sie am mühevollsten nachbildet — sondern nacherzählen. Dafür ist der rechte Stil schon gefunden: die

deutschen Sagen der Brüder Grimm geben ein Muster, das nur einfach copirt zu werden braucht, um den richtigen Ton zu treffen und Form und Inhalt in volle Harmonie zu bringen. —

---

## Ueber Hartmanns Iwein.

Seitdem eine sorgfältigere und liebevollere Erforschung unserer einheimischen Vorzeit in der Wissenschaft Eingang gefunden hat, und ihre Hauptresultate bereits mehr oder weniger in die Gesammtbildung der Gegenwart aufgenommen worden sind, thut es nicht mehr noth, in Erinnerung zu bringen, daß eine jede der großen Stufen mittelaltdeutscher Entwickelung von einer selbständigen und eigenthümlichen Literatur, vor Allem von einer aus der Zeit herauserwachsenen und die Zeit spiegelnden Poesie begleitet ist. Die letzte ist bekanntlich überall in dem Maße innerlich und äußerlich reichhaltiger, als das ganze Leben der Zeit an innerer und äußerer Mannigfaltigkeit zunimmt. Um jedoch zu ihrer freudigsten Erscheinung zu gelangen, bedarf sie noch einer anderen Vorbedingung, die für die übrigen Gebiete der Literatur nicht in Betracht kommt. Sie bedarf einer gewissen Befriedigung des Zeitalters an dem, was es besitzt oder zu besitzen glaubt, eines gewissen behaglichen Selbstgefühls, das sich mit Freude an seinem eigenen Glück und Glanze sonnt. Beachtet man dieses Naturgesetz, so erklärt es sich, weshalb manche Perioden der Geschichte und gerade die strebsamsten, vielseitigsten und ideenreichsten ohne jene vollkommen glückliche Entfaltung der Poesie geblieben sind, die anderen innerlich und äußerlich ärmeren Zeitaltern zu Theil wurde; es erklärt sich namentlich nur so, warum unsere eigene Poesie des Mittelalters in dem verhältnißmäßig schlichteren und dürftigeren Zeitraume von der Mitte des 12. bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts eine vorher nie dagewesene Blüte gesehen hat, und nicht in den unendlich tiefer erregten, ideen- und thatenreicheren Jahrhunderten von da ab bis zur Reformation.

Aber jener älteren Zeit gehört eine Gestaltung des deutschen Lebens, welche fast mehr als irgend eine andere die Mitlebenden

mit dem Gefühl einer für alle Jahrhunderte gültigen Berechtigung und Dauer der zufällig entstandenen Formen des Daseins durchdrang, obgleich oder eben weil sie den Keim eines schnellen und totalen Untergangs mehr wie irgend welche anderen in sich trugen. —

Zwar nicht die ganze Masse unserer Nation, aber doch ein auch nach äußeren Zahlenverhältnissen bedeutender und local fast gleichmäßig überall hin verbreiteter Theil derselben, hatte sich bis zu der erwähnten Zeit, fast ein halbes Jahrtausend lang an dem Christenthume und den Traditionen der antiken Weltcultur, die theils von der Kirche bewußt oder unbewußt aufgenommen, theils im öffentlichen und Privatleben durch naive Ueberlieferung fortgepflanzt worden waren, in jeder Art gebildet, seine rohe Phantasie geschmeidigt und das Leben in mildere Formen gegossen. Im Laufe des 12. Jahrhunderts war dieser Theil der Nation innerlich in raschester Kraftentwickelung begriffen, und schloß sich naturgemäß auch äußerlich immer fester zu einem besonderen Stande oder einer Kaste, der mit Recht so genannten christlichen Ritterschaft deutscher Nation zusammen. Er warf dann im Vereine mit seinen ihm in der Entwicklung vorangegangenen Genossen anderer Länder, namentlich Frankreichs, seine ganze Kraft in einer ihm selbst wunderbaren Unternehmung, den Kreuzzügen, nach außen und stand am Ende des 12. Jahrhunderts fertig gebildet da, selbst über seine eigene Größe und Herrlichkeit aufs tiefste erstaunt, von seinen Thaten und Idealen innerlichst befriedigt, aber zugleich in der lebhaftesten Erregung, in einem unbezwinglichen Drange nach fortwährendem Genuß seiner Kraft.

Damit, mit einer solchen Stimmung der Zeit war denn jene eine vorhin erwähnte Vorbedingung für die Blüte der Poesie gegeben, und in dem Inhalte des von dem Ritterthume bereits Geschaffenen lag die andere. Es war nicht der planmäßig wirkende Verstand, sondern die mehr elementaren Kräfte des Geistes, die Phantasie und das Gefühl, aus denen seine Lebensäußerungen entsprangen, und um so anregender wirkten sie auf die Poesie. Dazu kam noch, daß die entflammte Phantasie der Zeit sich zwar einmal in einer großen That befriedigt sah, aber dann um so mehr durch den Abstand des in der Wirklichkeit Erreichbaren von ihren Idealen darauf hingewiesen war, in dem Gebiete und durch die Mittel der Kunst die vollste Befriedigung zu suchen. —

So entstand damals auf deutschem Boden aus dem Ritterthume heraus und von ihm selbst gepflegt eine poetische Literatur, die schon durch die äußere Vielheit ihrer Erzeugnisse uns, die wir doch an eine massenhafte Breite der Literatur gewöhnt sind, in Erstaunen setzen könnte, bedächten wir nicht, welche Fruchtbarkeit jenen vorhin erwähnten Keimen derselben naturgemäß einwohnte. Im Anfang nach den vorhandenen Mitteln der Sprache und bis dahin geübten Verskunst rauh und ungelenk, hat sie in kürzester Zeit, d. h. von dem letzten Drittheil des 12. bis in die ersten zehn Jahre des 13. Jahrhunderts die höchste Stufe der Vollendung erstiegen, auf welcher sie, die am spätesten geborene, alles weit hinter sich zurück läßt, was die unter ähnlichen Gesetzen entstandenen Poesien des gleichzeitigen Ritterthums anderer Nationen, insbesondere der Franzosen, aufweisen können.

Bedingt durch diese zunehmende Vielheit und Kunstvollendung der literarischen Productionen, so wie durch die immer größere Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, und beide Momente wiederum selbst bedingend, sehen wir in gleichem Verhältniß das Bedürfniß des Publicums nach Lectüre fortwährend im Wachsen, bis es gleichfalls um die vorhin angegebene Zeit culminirt.

So geschah es, daß die Lectüre bald ebenso sehr einen Platz in den Hauptbeschäftigungen des Ritterstandes einnahm, wie die kunstmäßige Uebung der Waffen. In einer Menge von Schilderungen des wahren ritterlichen Lebens wird stets des Lesens in dieser Weise gedacht, und ein gelehrter Ritter zu sein, d. h. einer der von Jugend auf genaue Bekanntschaft mit den beliebtesten Werken der damaligen Literatur gemacht hatte und stets sorgfältig mit derselben fortgeschritten war, war damals eine ebenso unerläßliche Forderung an jeden, der überhaupt zu diesem Stande vermöge seiner äußeren Berechtigung gehörte, wie später das Gegentheil davon.

Aber diese ganze Welt von Dichtern und Lesern befand sich in Deutschland im Beginne dieser großen Regsamkeit, in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Nach ihrer ganzen Stimmung war sie naturgemäß auf eine vorzugsweise Pflege der erzählenden Poesie hingewiesen, schon wegen des stets lebhafteren Bedürfnisses der Phantasie nach Spannung und Unterhaltung, aber als man sich nach dazu geeigneten Stoffen in der Heimat umsah, ergab es sich

daß so gut wie keine vorhanden waren. Sie mußten so beschaffen sein, daß die Hauptrichtungen des phantastischen und wirklichen Lebens der Zeit, die sie selbst als ihren eigensten Ausdruck betrachtete, darin sich wiederfanden; daß auf der einen Seite der christliche Grundton, auf der andern jene eigenthümlich conventionelle Ausbildung des Gefühls für die Ehre des Einzelnen und des ganzen Standes, jene ungezügelte Lust an der wenn auch zwecklosen Aeußerung von Kraft, Tapferkeit oder Verwegenheit und endlich jene phantastisch gefühlige Verschnörkelung der Liebe und des Verhältnisses zu den Frauen darin enthalten war, oder doch Platz finden konnte.

.Zwar hatte sich von den ältesten Zeiten her ein reicher Sagenstoff im deutschen Volke aufgehäuft, aber er war, da er mit seinen Wurzeln in eine Zeit hineinragte, wo es noch kein Christenthum und vor Allem kein Ritterthum gab, der Generation des 12. Jahrhunderts innerlich ganz entfremdet Die einheimischen Sagen total umzugestalten und nach der damaligen Weltanschauung zuzurichten, war bei so fest geprägten Gestalten, wie sie das alte nationale Epos erzeugt hatte, nur schwer thunlich und mit richtigem Tacte verzichtete die neue ritterliche Poesie darauf, neben der längst bekannten knorrigen Gestalt eines Siegfried oder Hagen einen modernen phantasie- und gefühlreichen Doppelgänger zu schaffen. Die kirchlichen Sagenstoffe, die sich seit dem 5. Jahrhundert in Deutschland eingebürgert hatten, erwiesen sich aus naheliegenden Gründen zum allergrößten Theile ebenfalls als unbrauchbar. So blieb denn nichts übrig, als entweder ganz neue Stoffe rein aus der Luft zu greifen oder sich in der Fremde nach vorhandenen umzusehen. Das Erstere hebt den Charakter des Epos auf, das immer eines durch die Tradition der Jahrhunderte gewissermaßen zur historischen Wirklichkeit gewordenen Sagenhintergrundes bedarf. Das Andere war damals um so leichter thunlich, als durch die unmittelbare Berührung, welche besonders, aber nicht etwa allein, die Kreuzzüge unter allen europäischen Nationen geschaffen hatten, Sprache und Literatur der einen allen andern viel zugänglicher war, als etwa heute zu Tage.

Namentlich war die Berührung der nordfranzösischen Ritterschaft mit der deutschen eine möglichst innige, und so war es denn sehr natürlich, daß man in Deutschland vor Allem nach den

Stoffen griff, welche die bereits schon zu ziemlicher Blüte gediehene erzählende Poesie des französischen Ritterthums verbrauchte.

Sie entnahm dieselben hauptsächlich aus drei ganz von einander getrennten Gebieten. Zuerst aus den Resten der antiken Tradition, besonders aus dem Trojaner- und Alexander-Sagenkreise. Die ersten Versuche unserer deutschen Poesie richteten sich mehr in Folge des traditionellen Ruhms der antiken Heldengestalten, der sich nach dem Untergang der ihnen zugehörigen Welt erst recht verklärt hatte, als aus inneren Gründen auf sie, indeß gelang der Versuch, sich dieselben in dem Zuschnitte anzueignen, den sie in der Poesie erhalten hatten, nur in bedingter Weise.

Daneben bewegte sich die französische Epik mit großem Behagen in dem karolingischen Sagenkreise. Dieser war in Frankreich von jeher, in Deutschland befremdlicher Weise niemals, national geworden und stand durch seinen im Wesentlichen echt mittelalterlichen Gehalt dieser Zeit unendlich näher als jene antiken Stoffe.

Indessen war doch in dem specifisch kirchlichen oder fanatisch christlichen Elemente, was manche Theile desselben höchst großartig, aber auch höchst einseitig färbte, etwas dem deutschen Geschmack des endenden 12. Jahrhunderts nicht wohl Zusagendes. In dem übrigen Theile derselben waltete eine so durch und durch französische Auffassung, daß unsere deutsche Poesie nicht einmal den Versuch macht, diese sich zu amalgamiren, was sie bei jener ersteren specifisch christlichen doch, wiewohl ohne besonderen Dank, that.

Es blieb noch das dritte, größte und reichhaltigste Gebiet übrig, welches von den Franzosen selbst am spätesten cultivirt worden war, und woran sich auch unsere deutsche Poesie zuletzt wagte. Es waren dieß die celtischen Sagenstoffe, die von der Bretagne aus durch unmittelbare Berührung der Franzosen mitgetheilt wurden.

Die deutsche Poesie kannte sie, wie aus directen Zeugnissen und der Natur der Sache hervorgeht, nur in jener französirten Gestalt. Als erst der Versuch mit ihnen gewagt war, ergab sich, daß sie den Bedürfnissen der Zeit recht eigentlich homogen waren, daß sie alle und jede Ansprüche erfüllten, welche die Zeit an einen epischen Stoff machte. Sie waren nach der eigensten Natur des celtischen Volksgeistes unendlich phantasiereicher als irgend ein

anderer Stoff; in unserem Sinne zum großen Theile märchenhaft und voll der seltsamsten und innerlich nicht motivirten aber eben deshalb desto überraschenderen Begebenheiten. Ihre Helden waren wenn auch keine Ritter des 12. und 13. Jahrhunderts, so doch wenigstens mit der gehörigen Dosis phantastischer Willkürlichkeit und überreizter Gefühlsseligkeit begabt, um mit leiser Nachbesserung zu solchen umgestempelt zu werden. Waffenkundig, über alle Maßen tollkühn und abenteuerlustig, für ihre eigene Ehre und gelegentlich für die Anderer kämpfend, an Prunk und Glanz sich weidend, waren sie zugleich empfänglich und bedürftig der weichsten und glühendsten Liebe.

Ueberdieß war eine ganz unendliche Fülle solcher celtischer Sagenstoffe vorhanden, die, wenn sie auch äußerlich ganz auseinanderzufallen schienen, doch zuletzt immer in echt epischer Weise durch die centrale Gestalt des Königs Arthur zusammengehalten wurden. Es ließ sich kein besserer Gegenstand für den schaffenden Genius der Poesie denken, erwägt man jene Subjectivität, die durch sie alle geht, so wie die davon bedingte Formlosigkeit, ja Rohheit der äußeren Gestalt. Sie forderte geradezu die künstlerische Hand zu ungemein umfangreicher und lohnender Thätigkeit auf.

Die Franzosen hatten sie ziemlich in derselben Verwilderung gelassen, wie sie sie von der Bretagne überkamen, und dieß ist wohl der Grund, weshalb sich unsere deutsche Poesie so spät und erst dann an sie wagte, als ihre innern und äußern Kunstmittel zu einer relativen Reife gelangt waren.

Sobald aber einmal der Versuch gemacht und gelungen war, war ihnen auch die fast ausschließliche Herrschaft im Gebiete unsers Epos gesichert, bis zum Untergang dieser ganzen Periode mittelalterlicher Cultur und ihrer Poesie.

Das Verdienst, den ersten bedeutsamen Versuch gewagt und über alle billige Erwartung glücklich durchgeführt zu haben, knüpft sich an den Namen des Landsmanns des Barbarossa und Zeitgenossen seiner Söhne, des schwäbischen Ritters Hartmann von Aue und seines Gedichtes von den Thaten Iweins, den ich hier zum Gegenstande einer etwas näheren Betrachtung gewählt habe.

Uebrigens ist auch diesem Dichter der Versuch nur nach langem Ringen und am Ende seiner durch viele noch erhaltene bedeutende Werke bezeichneten Laufbahn geglückt. Schon als eines der ersten

Producte seiner Thätigkeit, etwa zwölf bis fünfzehn Jahre vor dem 1203 erschienenen Iwein, hatte er ein Epos Erek und Enit vollendet, welches ebenfalls jenem Arthur-Sagenkreise entnommen war. Es wurde später, als Iwein die ritterliche Welt entzückte, berühmt, als Werk Hartmanns, aber nicht um seiner selbst Willen. Dort hatte er sich noch Schritt für Schritt an die französisch bearbeitete Quelle gehalten und sich dadurch begreiflich sehr geschadet; hier im Iwein lag ihm natürlich auch eine solche vor, aber er verhielt sich zu ihr so selbständig, wie nur irgend ein Erzähler zu seinem Stoffe sich verhalten kann. Frei seinem eigenen und seiner Zeit Genius folgend mit umfassendster Benutzung aller bereits vorhandenen oder von ihm selbst geschaffenen Mittel der künstlerischen Darstellung, schuf er in dem Iwein ein Werk, das sogleich von der Zeitgenossenschaft einstimmig als die vollkommen genügende Erfüllung aller der Forderungen, die sie an die erzählende Poesie stellte, anerkannt wurde. — Um dieß begreiflich zu machen, mag mir zunächst eine kurze Reproduction der Hauptzüge des Gedichtes erlaubt sein. —

Zu Karidol am Hofe des Königs Arthur saßen eines Nachmittags in der Zeit der Pfingsten einige seiner edelsten Ritter, darunter Kalogreant, Iwein und Gawein, in der Halle des Palastes. Sie wollten durch Erzählen wunderbarer selbst erlebter Aventüren die Zeit hinbringen, bis die Sonne tiefer am Himmel stände. Nachdem die Anderen dieß und jenes erzählt hatten, begann Kalogreant, der Oheim des Iwein: „Es sind nun zehn Jahre vergangen, daß ich einstens auf Aventüre in den Wald Breziljan ritt. Dort in der von Ungeheuern aller Art erfüllten Waldestiefe begegnete ich einem riesigen halbwilden Mann, dem viele der Thiere des Waldes gehorchten. Ich lenkte mein Roß nicht ohne einiges Grauen zu ihm, aber da er keine Miene machte, mich anzugreifen, so faßte ich mir Muth und fragte ihn, ob in diesem Walde nicht irgend ein 'Abenteuer zu bestehen sei. Da wußte er nun nicht, was ich mit Abenteuer meinte; endlich als ich es ihm erklärte, wies er mich zu einem Brunnen jenseits der Waldhöhe. Dort sollte ich, wenn ich thun würde, was er mir vorschrieb, finden, was ich begehrt. Ich fand auch bald, wie er es mir gesagt hatte, jenseits der Waldhöhe einen klaren tiefen Brunnen, darüber eine uralte Linde, an ihr an goldner Kette eine goldne Schale, und unter ihr

längs der Quelle einen zierlich ausgehauenen Marmor. Ich that, wie er mir geboten, ich schöpfte nämlich aus der Quelle mit dem Becken und goß das Wasser auf die Marmorplatte. Im Augenblick erhob sich der furchtbarste Sturm, dessen ich gedenken kann, hundertfacher Blitz und Donner und ein Wirbelwind, der die uralten Bäume rings herum entwurzelte. — Bald jedoch klärte sich der Himmel, die Sonne schien wie vordem, die Quelle floß wieder hell und die Vögel sangen wieder rings herum auf den Bäumen. Aber ehe ich mich noch von meiner Bestürzung erholt und kaum wieder mein Roß bestiegen hatte, sah ich einen ganz gewappneten Ritter auf mich ansprengen, der mich zornig fragte, wer ich sei, daß ich es wage, in seinem Gebiete ein solches Unwetter zu erregen. Noch ehe ich ihm antworten konnte, war ich schon von seinem Speere aus dem Sattel gehoben und konnte am Boden liegend sehen, wie er mein wohlgerüstetes Roß am Zügel faßte und mit ihm davon sprengte. So mußte ich denn zu Fuße und übel zerschlagen meinen Heimweg nach Karidol suchen."

So erzählt Kalogreant und die Ritter alle um ihn herum denken bei sich, zur gelegenen Zeit das Abenteuer zu bestehen, wobei ihren tapferen Genossen solches Mißgeschick getroffen hatte. Unter allen empfindet Iwein, weil er der Neffe des Helden und noch dazu ein junger, noch wenig erprobter Ritter war, die größte Begierde dahin. Mit raschem Entschluß macht er sich unbemerkt, augenblicklich und ganz allein, wohlgerüstet auf den Weg zu dem Walde und der Quelle, denn er glaubte, wenn er zögerte oder seinen Entschluß verkündete, so käme ihm Einer der Anderen zuvor, oder er sei gezwungen, sich Begleiter gefallen zu lassen, während er der größeren Ehre halber das Abenteuer durchaus allein bestehen wollte.

Er gelangt auch bald zu dem Walde und zu dem Brunnen, schöpft dort das Zauberwasser und gießt es auf den Marmor, worauf Alles so geschieht, wie Kalogreant ihm erzählt hatte. Auch der Ritter erscheint, aber in dem Kampfe, zu dem Iwein besser vorbereitet ist, als sein Genosse war, besiegt er den Herrn der Quelle und schlägt ihm eine tödliche Wunde. Kaum hat er noch so viel Kraft, mit verhängtem Zügel davon zu jagen. Iwein folgt ihm und gelangt, ihm hart auf den Fersen, an das Doppelthor einer stattlichen Burg, das sich vor ihnen öffnet, aber auch sogleich vor und hinter Iwein niederfällt und ihn so als Gefangenen im

Thorwege hält. Der Herr der Burg dagegen sprengt noch in den inneren Hofraum, um dort vor den Augen seiner Ritter und Diener todt von seinem Rosse zu sinken.

Iwein späht im Thorwege, hierhin und dorthin, ob kein Entrinnen möglich ist. Da öffnet sich plötzlich seitwärts eine Pforte, die in die inneren Gemächer des Schlosses führt; eine edle Dienerin tritt hervor und erkennt und nennt ihn bei Namen. Sie erinnert ihn, daß sie, Lunette, einstens von ihrer Gebieterin Laudine, der Herrin dieses Schlosses und Gemahlin des von Iwein getödteten Ritters, an den Hof des Königs Arthur gesandt, dort von allen Rittern unbeachtet und unbegrüßt gelassen worden, während er allein sie freundlich und ritterlich begrüßt hatte. Sie verheißt ihm als Vergeltung seine Rettung und gebietet ihm, ihr zu folgen. Ein Ring, den sie ihm an den Finger steckt, werde ihn unsichtbar machen. Sie verläßt ihn dann, um zu ihrer Gebieterin zu eilen.

Während rings um ihn das ganze Schloß, ja selbst das Gemach, in dem er sich befindet, von der bewaffneten Dienerschaft des Getödteten aufs genaueste durchsucht wird nach dem Mörder, der, wie sie richtig vermuthen, innerhalb der Burg verborgen sein muß, lauscht Iwein von dem Fenster seines Gemaches in den Hof hinab. — Er sieht, wie sie dort den Leichnam des Schloßherrn auf einer prächtigen Bahre tragen. Ihr folgt in tiefstem Schmerze seine Gemahlin Laudine. Kaum hat sie Iwein erblickt, so wird sein Herz von der allerheftigsten Liebe ergriffen, daß er seiner selbst vergißt und hinunter in den Hof stürzen will, um sich als die Ursache ihres Leides zu bekennen und zu sterben. In diesem Augenblicke tritt Lunette wieder zu ihm herein. Er offenbart ihr, was in ihm vorgeht und während er keine Hülfe für seine doppelte Qual sieht, hat sie unterdessen schon die Hauptfäden eines feinen Plans gesponnen, der ihn retten und beglücken, ihre geliebte Herrin trösten und ihr selbst ein bleibendes Verdienst bei Beiden erwerben soll.

Sie heißt ihm ruhig und verborgen bleiben und eilt zu ihrer Herrin, die sie nach den leidenschaftlichsten Klagen durch Erschöpfung etwas ruhig geworden findet. Sie nimmt schnell die Gunst des Augenblicks wahr und spricht: „Es ziemt sich für ein edles Weib, wie Ihr Herrin klagt. Doch kann man auch zu viel

klagen. Ein tapferer, edler Gemahl ist Euch gestorben; doch Gott kann Euch, wenn er will, einen eben so werthen geben." Gereizt heißt sie Laudine schweigen, aber Lunette fährt fort: „Bedenkt, daß Euer Land und der Brunnen, an dem Euer und unser Heil steht, unbeschützt ist, und daß viele Abenteuer suchende Ritter kommen werden ihn zu gewinnen, wie jener, der unseren Herrn erschlug. Auch wißt Ihr noch nicht, daß eben ein Bote gekommen ist und verkündet, daß König Arthur mit einem gewaltigen Heere zur Eroberung der Quelle unterwegs ist."

Das erschreckt Laudine und bestimmt sie, von Lunette noch Weiteres über die drohenden Gefahren sowie ihren guten Rath, wie ihnen begegnen, hören zu wollen. Lunette antwortet: „Es giebt wohl noch tapfere Ritter, tapferer als Euer Gemahl gewesen, vor Allem jenen, der ihn erschlagen hat. Ein solcher könnte Euch nur helfen." — Zum letztenmale flammt der Schmerz und Zorn Laudines auf und sie gebietet Lunette, sie augenblicklich zu verlassen. Diese folgt in richtiger Berechnung augenblicklich dem Befehl und wirklich sieht sie sich nach kurzer Weile wieder zu ihrer Herrin entboten, bei welcher nach dem letzten stürmischen Ausbruche des Grams und in der Einsamkeit die Worte ihrer stets treuen und klugen Vertrauten das volle Gewicht ihrer Kraft geltend gemacht haben.

Jetzt führt Lunette ihren meisterhaft begonnenen Plan meisterhaft zu Ende. Sie läßt Laudine oft und vergeblich sprechen, fragen und bitten, bis sie ihr nach und nach erklärt, wie sie Alles für sie voraus bedacht, und daß der, welcher allein werth sei, sie zu beschützen und der sie, wenn auch ihr unbewußt mit ganzer Seele liebe, in der Nähe, hier im Palaste und kein anderer als Iwein sei, der schönste und edelste Held der Tafelrunde, welchen das schwere Unheil getroffen, sie betrüben zu müssen, indem er sich seines Lebens gegen ihren trotzigen Gemahl wehrte. Lunette erhält nun von der jetzt ganz lenksamen Laudine die Erlaubniß, ja die Aufforderung, den Ritter in ihr Gemach zu führen. Er erscheint, wenn auch mit Scheu und Angst im Herzen, in vollem ritterlichen Schmucke stattlich und prächtig, sich auf den ersten Blick gleich als den Helden verkündend, den Lunette so sehr, aber mit feinem Vorbedacht nicht zu sehr gepriesen hatte, und so gewinnt er Laudine eben so schnell, wie sie ihn gewonnen hat.

So einander gegenüber findet sich bei Beiden nicht das rechte Wort, und Lunette, allzeit sorgsam und klug, erwirbt sich auch noch das Verdienst, dieses aus ihnen herauszulocken. Laudine verspricht endlich die herzliche Liebe des Ritters dadurch zu vergelten, daß sie sein wird und sich seinem Schutze anheim giebt und bald widerhallt das eben noch in tiefster Trauer versunkene Schloß vom hochzeitlichen Jubel.

Er wird durch die Nachricht von der Annäherung des Königs Arthur unterbrochen. Iwein zieht ihm entgegen und wie sich von selbst versteht, folgt statt des Kampfes ein über alle Hoffnung freudenreiches Wiedersehn. Arthur begleitet ihn zu seinem Schlosse und zur schönen Laudine. Feste reihen sich an Feste. Iwein selbst, um nicht des ritterlichen Namens unwerth zu werden, begleitet seine Gäste nach Karidol, um dort besonders in Gemeinschaft seines Herzensfreundes Gawein den Waffen obzuliegen. Mit Mühe hat er von Laudine dazu die Einwilligung erbeten; endlich setzt sie ihm ein Jahr Frist, die er streng bei Verlust aller ihrer Huld und Gnade einhalten soll.

Aber in dem glänzenden Getümmel des ritterlichen Lebens vergeht Jahr und Tag und fast zwei Jahre, und noch immer denkt er nicht an die Heimkehr. Da erscheint eines Tages Lunette und verkündigt ihm als einem Wortbrüchigen den gänzlichen Verlust aller Huld und Gnade ihrer Herrin.

Die Folge dieser furchtbaren Kunde geben wir mit den Worten des Dichters in möglichst getreuer Nachbildung:

Daß von Lunette also hart
Herr Iwein da geschmähet ward,
Ihr rasches Zurückekehren
Der Sturz seiner Ehren,
Daß sie so jähe von ihm schied,
Ihn weder tröstete noch rieth,
Die schwere Kränkung und die Schmach,
Als sie ihm die Treu absprach, —
Die verspätete Reue
Und die wahre Treue
Seines steten Muthes,
Der Verlust seines Gutes,
Das Sehnen nach seinem Weibe,
Die nehmen seinem Leibe
Beides, Freude und den Sinn.

Nach einem Ding verlangt ihn hin,
Leben von der Welt getrennt,
Wo nicht Mann noch Weib ihn kennt. —
Da ward er selber sich verhaßt,
Denn seines Vergehns Last
Mochte Niemand für ihn tragen.
Sein eignes Schwert hat ihn erschlagen. —
Von allem Andern abgelenkt,
Lebt er nun in sich gesenkt. —
Und als ihn einstens Niemand sah,
Schweigend stahl er sich da
Fern von der Stadt und von der Welt,
Bis er erreicht das freie Feld;
Da wurde ihm der Schmerz so groß,
Daß in das Hirn ihm schoß
Wuth und rasende Sucht. —
Er den man einst recht als Demant
Aller Rittertugend fand,
Lief umher gar balde
Wahnsinnig in dem Walde.
Nun fügt es Gott mild und gut,
Der ihn aus seiner Obhut
Doch nicht gar entließ,
Daß ihm ein Knappe aufstieß,
Der einen guten Bogen trug,
Den nahm er ihm und Pfeile genug.
Drauf that er wie die Tollen thun,
Als ihn der Hunger ließ nicht ruhn,
Keine andere Kunst ist ihnen kund
Als allein um ihren Mund.
Er traf stets sicher, scharf und wohl,
Auch war die Waldung Wildes voll. —

So lebte der stolze Rittersmann als die Aermsten lange in dem Walde.

In diesem jämmerlichen Zustand sehen ihn einstmals edle Frauen, die auf der Straße durch den Wald mit Gefolge dahin ziehen, nicht weit von ihrem Wege schlafen, und erkennen ihn trotz seiner Entstellung. Eine von ihnen im Besitze eines heilkräftigen Mittels bestreicht ihm, ohne daß sein Schlaf unterbrochen wird, das Haupt. Dann entfernen sich alle ein wenig, um zu sehen, ob er geheilt sein wird, wenn er erwacht. Dieß geschieht bald und im Augenblick empfindet er, daß es anders in ihm ge-

rden ist, ohne sich noch deutlich bewußt werden zu können, was her ihm geschehen war. Er spricht zu sich selbst:

„Bist du Iwein oder wer? —
Hab ich geschlafen bis hieher? —
Weh mir, guter Gott, o wehe,
Daß solcher Schlaf mir stets geschehe.
Denn mein Traum hat mir gegeben
Ein gar reich und stolzes Leben.
Mir träumte große Rittertugend,
Ich hatte Adel und Jugend.
Schön war ich von Gestalt und reich
Und diesem Leibe viel ungleich.
Ich erkämpfte, was ich begehrte,
Mit meinem Speer und gutem Schwerte.
Ich gewann mit meiner Hand
Eine schöne Frau, reiches Land. —
Und leider wenn ich recht geträumt,
Hab ich gar bald sie drauf versäumt,
Als der König Arthur kam
Und mich Armen mit sich nahm.
Sie gab mir Urlaub auf ein Jahr. —
Ich weiß wohl, dieß ist Alles nicht wahr. —
Da blieb ich länger ohne Noth,
Bis sie mir ihren Zorn entbot.
Und träumte da gar schwer und wild.
Von all dem wirren Traumgebild
Bin ich jetzt eben erwacht. —
Mich hat der Schlaf gemacht
Zu einem reichen Herrn,
Alle Noth lag mir fern.
Wär ich in solchem Glück begraben!
— Doch wills mich nur zum Narren haben.
Und dennoch weiß ichs fest, o wehe,
Wie rauh ich bin und bauernhaft:
Faßt ich nur eines Speeres Schaft,
Wär ich gewappnet und beritten,
Ich könnt nach ritterlichen Sitten
Ganz so wohl gebaren,
Wie alle die je Ritter waren."

Endlich zu vollem Bewußtsein gekommen, wird er von den ıen begrüßt, und ihm erzählt, in welchem Zustande sie ihn nden. Zum Danke begleitet er sie und schafft ihnen Hülfe vor

einem Feinde, der sie die Schutzlosen, bis dahin arg bedrängt und ihre Güter geschädigt hatte.

Er verweilt trotz aller Bitten nicht lange. Es treibt ihn planlos in die Welt hinaus, wohin ihn sein Roß trägt. So kommt er einstens in eine Gebirgsschlucht, wo er Zeuge eines ungleichen Kampfes zwischen einer riesigen Schlange und einem Löwen wird. Er tödtet die Schlange und der Löwe gesellt sich ihm als dankbarer und treuer Begleiter zu.

Immer weiter ziehend kommt er auch von ungefähr an die verhängnißvolle Quelle. Da überfällt ihn sein nie ruhender Gram so gewaltig, daß er dem Wahnsinn wieder nahe kommt, bis ihn der klagende Laut einer wohlbekannten Stimme aus seinem dumpfen Brüten reißt. Er forscht ihr nach und gelangt zu einer Kapelle, worin, wie sich ergiebt, seine treue Lunette eingeschlossen ist auf Geheiß ihrer zürnenden Herrin und ihrer Umgebung, und wie sich von selbst versteht, Iweins wegen. Sie soll in den nächsten Tagen den Feuertod sterben, wenn sich nicht ein Kämpfer für sie findet, der im Gottesgericht auf Leib und Leben darthut, daß sie unschuldig an dem vermeintlichen Verrath ihres Herren sei. Iwein giebt sich ihr zu erkennen und verheißt für sie zu kämpfen, wenn sie seinen Namen als unverbrüchliches Geheimniß bewahren wolle.

Der Kampf geht vor sich in Gegenwart Laudines und ihres Hofes. Iwein reitet mit geschlossenem Helme in die Schranken, siegt und reitet unerkannt wieder fort. Lunette kehrt mit ihrer Gebieterin auf die Burg zurück, um bald wieder sich der vorigen Gunst zu erfreun. —

Iwein dagegen zieht abenteuernd durch Wald und Feld, vollbringt wunderbare Kämpfe aller Art, wobei ihm sein Löwe öfter als einmal die Rettung seines Lebens mit dem gleichen Dienste bezahlt, und besteht endlich für eine vertriebene, schutzlose, edle Jungfrau von Neuem ein Gottesurtheil. Dießmal im Hofe des Königs Arthur. Gawein ist gegenüber der Kämpfer, er ficht lange mit Iwein, ohne ihn zu kennen, bis sich dieser, nachdem er seiner Ehre genug gethan, endlich offenbart. Der Streit, der sie Beide gegeneinander geführt hatte, wird alsbald durch gütliche Vermittlung des Königs geschlichtet.

Aber am glänzenden Hofe des Arthur duldet es Iwein ebenfalls nicht. Soweit hat er sich wenigstens wieder innerlich er-

muthigt, daß er beschließt einen äußersten Versuch zu machen, sein voriges Glück wieder zu gewinnen. Das Mittel dazu ist seltsam aber sinnreich. Er reitet allein zu der Zauberquelle und gießt Schale auf Schale auf den Marmor. Die heftigsten Stürme durchtoben das Land. Laudine geräth auf ihrer Burg in Verzweiflung, und Lunette — sie ahnt natürlich nicht, daß Iwein selbst an der Quelle sich befindet — weiß keinen andern Rath, als daß sie verspricht, den Ritter mit dem Löwen, der sie vom Tode gerettet und in dem Laudine noch immer nicht Iwein vermuthet, aufzusuchen und zum Schutze des Landes herbeizuholen. So hofft sie die Versöhnung ihres Herrn und ihrer Gebieterin, auf die sie stets gesonnen hat, am besten zu vermitteln.

Sie zieht aus; aber als sie an der Quelle vorbei kommt, sieht sie dort zu freudigem Erstaunen Iwein. Sie führt ihn nun schnellstens mit sich zurück nach der Burg und ihren klugen Bemühungen gelingt es, was noch von Zorn in Laudines Seele ist, auszutilgen und die nie ganz erloschene Liebe neu zu beleben. So wird denn dem Geschicke Iweins und Laudines durch sie noch die letzte dauerhaft glückliche Wendung gegeben.

Wenn es mir in dieser Mittheilung gelungen ist, vor Allem ein deutliches Bild des Stoffes unseres Gedichtes, und seiner Verknüpfung zu Begebenheiten und Situationen, vielleicht auch einen Begriff von der dem Dichter ganz eigenthümlich zugehörigen Art der Darstellung und Erzählung zu geben, so ist damit nach den von mir vorhin aufgestellten Gesichtspunkten, die für den Geschmack des Publicums jener Zeit maßgebend waren, der ungetheilte Beifall erklärt, welchen das Werk fand.

Die Hauptwirkung beruhte natürlich auf dem Stofflichen und Thatsächlichen des Romans. Alle Begebenheiten und Situationen in ihm sind entweder schon in der ursprünglichen Sage so beschaffen, oder von dem deutschen Dichter im richtigen Gefühl der Anforderungen seines Publicums so umgebildet, daß auch an und für sich, ohne auf die weitere Verarbeitung Rücksicht zu nehmen, das Ritterthum in ihnen seine Gefühle, seine Ideale und Traumbilder verkörpert fand. Es sind wenigstens äußerlich bunte und manigfaltige Aventüren, eine an die andere gereiht, und um sie zu bestehen, bedarf es der höchsten Vollendung aller der Eigenschaften des Leibs und der Seele, welche das Ritterthum als den richtigen

Ausdruck seiner selbst oder vielmehr des Phantasiebildes betrachtete, das es sich von sich selbst geschaffen hatte. Es fehlt nicht an der spannenden Zuthat von übernatürlichen Kräften, von Magie und Zauber, gegen welche sich dennoch die Tapferkeit und der Muth des Helden siegreich bewährte. Auch die Gegenbilder der ritterlichen Cultur, die ihr als ergötzliche Folie dienen, wie jener Alte im Gebirge, der nicht einmal das Wort Aventüre kennt, sind gewiß zum innigsten Behagen der damaligen Leser zahlreich darin vertreten.

Für die zarte, weich-gefühlige Richtung der Zeit ist vortrefflich durch das Liebes-Geschick des Hauptthelden und Laudines gesorgt, welches im raschen Wechsel von den äußersten Tiefen des Schmerzes und Unglücks zu einer glänzenden Höhe des Glücks und der Wonne emporsteigt, wieder ebenso tief hinabgeschleudert wird, um dann schließlich dauerhaft glücklich begründet zu werden.

Endlich ist die fromme, wenn auch nicht gerade tief christliche Grundstimmung der Zeit durch die wunderbare Rettung Iweins, wo er aller eigenen Kraft beraubt, durch die unmittelbare Gnade und Fügung Gottes, sowie durch andere erbauliche und rührende Situationen, in denen die bedrängte Unschuld über ihre mächtigen Verfolger triumphirt, genügend befriedigt.

Bedenkt man noch, daß jene Zeit ein verhältnißmäßig sehr fein entwickeltes Gefühl für künstlerische Vollendung in jedem Sinne des Worts besaß, so wird der Enthusiasmus des damaligen Publicums für dieses Werk noch begreiflicher. Da hörte es mit Entzücken den Wohlklang der schönsten, weichsten und leichtesten Verse, die bis dahin in deutscher Sprache geschaffen worden, die im leisesten Anschmiegen an das Bedürfniß des einzelnsten Momentes der jedesmaligen Situation der Erzählung vom raschesten und kräftigsten bis zum sanftesten und stetigsten Rhythmus wechseln, — nebenbei gesagt, für die gegenwärtige Sprache ganz unerreichbar und daher auch die Mangelhaftigkeit und Rohheit aller Versuche der unmittelbaren Nachbildung vollendeter Kunstwerke jener Periode. Denn diese unvergleichliche Kunst des Erzählens, des Verknüpfens, Fortführens und Beseelens der einzelnen Züge des Romans, worin der Dichter in seiner Zeit ebenfalls ohne Gleichen dasteht; der rasche, lebhafte und zierliche Dialog, der stets an der rechten Stelle die eigentliche Handlung und

Schilderung unterbricht und schmückt. Auch darf man jenem Publicum Gefühl für die psychologische Wahrheit und verhältnißmäßige Tiefe einzelner Charactere vor Allem der weiblichen zutrauen, die noch heute gerechte Bewunderung erregen müssen, wenn man nicht vergißt, daß dem Dichter, soweit er überhaupt dabei nach der ganzen Voraussetzung jener Kunstperiode frei und selbständig, seiner Individualität nach eben nur jene mittleren, auf der Scheide zwischen Gut und Bös stehenden, aber durch Erziehung und Bildung mit einer überwiegenden Färbung ins Gute begabten Naturen bei Männern und Frauen zugänglich und durchsichtig waren.

Wir werden freilich von unserm Standpunkte des Geschmacks und Urtheils jedenfalls einem Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach den Preis vor Hartmann zuerkennen, aber gerade das, was uns zu diesem Urtheil berechtigt, die tiefere Auffassung des inneren Lebens, die über das Conventionelle, der Zeit Gewohnte, hinausgeht, hat diese wenigstens befremden, wenn nicht zurückstoßen müssen. Denn eben jene tiefere Poesie eines Gottfried und Wolfram ist es, die unbewußt dem Letzteren, bewußt dem Ersteren, in unlösbaren Conflict mit den Idealen der Zeit geräth. Bei aller Bewunderung der Zeitgenossen, die Beiden in reichstem Maße zu Theil wurde, blieb daher doch noch ein für sie selbst unerklärliches Etwas zurück, welches ihnen das volle gesättigte Behagen unmöglich machte, wie sie es am Iwein empfanden.

Auch war wenigstens Gottfried feinsinnig und klar genug, um diesen Vorzug Hartmanns mit beredten Worten in jener bekannten bewunderungswürdigen Charkteristik der großen zeitgenössischen Dichter Deutschlands anzuerkennen. Sie fällen, kann man wohl sagen, das für alle Zeiten objectiv gültige Kunsturtheil über Hartmann von Aue, wie es so kurz, scharf und glänzend nicht wieder gefällt worden ist, und daher mag es mir vergönnt sein, mit ihnen von dem Dichter Abschied zu nehmen.

> Wie zierlich-fein, wie schmuck und reich!
> An Kunst ist ihm wohl Keiner gleich,
> In Farben und in Bildern
> Zu lehren und zu schildern. —
> So strömt in ewig reinem Guß,
> Krystallen seiner Worte Fluß,

Die schmiegen sich so sittig an,
So kosend nahen sie dem Mann!
Verständlich jedem frischen Sinn. —
Wer recht ein rechtes Wort nimmt hin,
Der muß dem edlen Auer reichen
Den Ehrenkranz von Lorbeerzweigen.

---

## Walther von der Vogelweide als mittelalterlicher und moderner Dichter.

[Grenzboten, Jahrg. 1865. S. 928—944.]

Unsere mittelalterliche Literatur ist durch die junge Wissenschaft der deutschen Philologie dem Untergange entrissen und durch Uebersetzungen und Bearbeitungen aller Art Gemeingut der Bildung unserer Zeit geworden. Zweierlei Ansichten über ihr Verhältniß zu dieser stehen sich bei den eigentlich Sachverständigen und im Publicum selbst noch unvermittelt gegenüber. Die eine will sie nur als culturgeschichtliches Material gelten lassen und setzt sie somit auf dieselbe Stufe, auf der alle anderen geschriebenen Quellen der geschichtlichen Erkenntniß rangiren. Denn wenn man auch zugesteht, daß gerade die Art von geschichtlichen Zeugnissen, wie sie eine Nationalliteratur gewährt, vor andern, namentlich vor den eigentlichen Urkunden eine unmittelbarere, tiefere und lebensvollere Einsicht in das innerste Wesen der Vergangenheit bietet, so ist damit doch nur ein Vorzug des Grades und nicht der Art bedingt. Unsere moderne Literarhistorie, vor Allem ihr Chorführer Gervinus bekennt sich überwiegend zu dieser Auffassung und von hier aus hat sie nach allen Seiten hin direct und indirect Propaganda gemacht. Das poetische Verdienst und der geistige Gehalt unserer älteren Literatur wird damit zwar nicht geradezu negirt, aber tritt doch als etwas Secundäres zurück. Bemerkenswerth ist, daß die Hauptvertreter dieser Ansicht sehr bereitwillig der antiken Literatur eine völlig andere Stellung zu dem modernen Geiste zuzugestehen pflegen. Sie gilt ihnen nicht bloß als wich-

tiges Material der Alterthumskunde, sondern auch wenigstens in ihren Haupterzeugnissen als eine noch immer giltige Offenbarung der höchsten geistigen Potenz der Menschheit, sowohl was ihre Kunstform als was ihren Gedankeninhalt anbetrifft. Es ist im Wesentlichen noch derselbe Standpunkt, den schon die erste Periode des modernen Humanismus eingenommen hatte. Im sechzehnten Jahrhundert hat man die Dichter des zwölften und dreizehnten entweder gar nicht als lesenswerth gelten lassen, so wenig, wie andere Producte der finstern Mönchszeit in Philosophie, Theologie und den übrigen Wissenschaften, oder man hat sie nur als „Zeugnisse" großer geistiger Bewegungen, die sich noch in der Gegenwart fortsetzten, gebraucht. So mußte die Evangelienharmonie des Otfried aus dem neunten Jahrhundert den lutherischen Theologen dazu dienen, die reinere Lehre der ältern Kirche im Gegensatz zu dem angeblich erst später eingerissenen Verderbniß des Papstthums zu beweisen. Nur deshalb nahm sich der bekannte Flacius Illyricus der Herausgabe des Buches an: es war ein testis veritatis mehr in seinem großen Katalog der reformatorischen Stimmen vor der Reformation. Von dem poetischen Verdienste ist dabei keine Rede, sondern nur von der Gottesfurcht der deutschen Altvordern, daneben auch von der Gelegenheit, daraus die alte deutsche Sprache zu erlernen. Aehnlich mußten es sich die Nibelungen gefallen lassen, in der Hand des Lazius als Quelle für die Geschichte der Völkerwanderung zu fungiren, und selbst noch während des siebzehnten und eines Theils des achtzehnten Jahrhunderts, wo Leute wie Goldast, Schilter, Scherz, Eccard, Oberlin, freilich nicht im Sinne der heutigen Wissenschaft, aber doch äußerst fleißig sich um die altdeutsche Literatur bemühten, geschah es immer nur wegen des historischen, juristischen, theologischen oder sprachgeschichtlichen Interesses, das sich daran knüpfte. Was wir jetzt unter den einen Begriff der Culturgeschichte zusammenfassen, fiel für die damalige Anschauung noch in eine Anzahl selbständiger Fächer auseinander. Das Einheitsband hat erst die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt, aber die einzelnen Glieder waren nichts desto minder schon vorhanden. Was für uns also das culturgeschichtliche Moment der altdeutschen Literatur bedeutet, das bedeutete damals ihre Verwerthung als Hilfsmittel für einzelne Wissenschaften. Dabei galt es allen jenen in unsern ältern Schrift-

werken gründlichst belesenen Gelehrten als selbstverständlich, daß der wahre Kanon poetischer und oratorischer Kunst nur bei den Griechen und Römern, allenfalls auch bei den Franzosen aus der Zeit Louis des Vierzehnten, aber niemals bei den Zeitgenossen Alexander des Dritten und Innocenz des Dritten zu suchen sei.

Es ist interessant zu sehen, wie sich allmählich und zuerst mit einiger Schüchternheit eine so ganz andere Ansicht darüber bildete. Es geschah im genausten Zusammenhang mit dem großen literarischen Reformprocesse des achtzehnten Jahrhunderts, und auch hier wie anderwärts hat Gottsched wenigstens ein relatives Verdienst des Anregens. Seine eigene Betheiligung an der germanistischen Thätigkeit ging nicht über einen unruhigen Dilettantismus hinaus, aber er betonte zuerst neben dem bloß literarhistorischen auch den selbständigen poetischen Werth von Gedichten, deren Mehrzahl die befangensten heutigen Vorkämpfer für die Poesie des Mittelalters Nichts mehr abzugewinnen vermögen.

Gottscheds ehemalige Freunde und nachherige Feinde, die Schweizer, besonders Bodmer selbst, dann Klopstock, Gellert, Lessing, Herder, bezeichnen ebenso viel Phasen in dem Urtheil unserer literarischen Koryphäen. Am entschiedensten trat Herder für das bleibende Recht der altdeutschen Poesie ein, weil er sie in Bausch und Bogen unter seinen Begriff der Natur- oder Volkspoesie bringen zu können glaubte. Der eigentliche Höhepunkt unserer Classicität, Goethes und Schillers Zusammenwirken, bezeichnet jedoch eine momentane Reaction gegen die Herdersche Ansicht. Es ist bekannt, wie sich Schiller stets nur ablehnend dagegen verhalten hat. Die Romantiker haben auch hierin an Herder angeknüpft. Von ihnen und von dem erwachenden Nationalgefühl der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts datirt jene Art von literarhistorischer und ästhetischer Befangenheit, welche in dem jüngern Titurel das erste aller Producte der Poesie überhaupt sah und welche die Nibelungen weit über Homer setzte. Natürlich folgte darauf ein starker Rückschlag, der wenigstens insofern nach allen Seiten heilsam gewirkt hat, als dadurch der literarhistorischen Kritik freies Feld geschaffen wurde, und als die, welche sich zur Vertheidigung der mittelalterlichen Literatur gedrungen fühlten, dieß nicht mehr bloß mit schwebenden Phrasen, sondern mit eindringender Gelehrsamkeit thun mußten.

Niemand wird es auffallend finden, wenn unsere Germanisten vom Fache im Gegensatz zu den bloßen Literarhistorikern stillschweigend oder ausdrücklich sich zu dem Glauben an die fortdauernde Berechtigung des Gegenstandes ihrer Lebensthätigkeit bekennen. Der Parzival und die Nibelungen gelten ihnen nicht bloß als Fundgruben für die Sprache und Alterthumskunde im geläutertsten Sinn des Wortes, sie fühlen aus ihnen nicht bloß eine eminente Kraft des poetischen Schaffens heraus, sie meinen auch, daß die genannten und andere Producte gleicher Art als ein Bestandtheil unserer heutigen Bildung in der Lectüre wieder eingebürgert werden könnten und sollten. Eine rüstige Schaar von Uebersetzern, voran der wahrhaft unermüdliche Simrock, kommt ihnen zu Hilfe; die Schule hat sich von Jahr zu Jahr mehr nach anfänglichem Widerstreben bequemt, dem Altdeutschen einen festen Platz unter ihren Unterrichtsgegenständen einzuräumen. Es ist wenigstens die Möglichkeit geboten, daß die künftige Generation, soweit sie überhaupt einen umfassenderen Unterricht genossen hat, unsere ältere Literatur in der Ursprache lesen kann.

Den eifrigern Vorkämpfern für das Altdeutsche ist damit freilich noch nicht genug gethan. Ihre Klagen über die Theilnahmlosigkeit des Publicums sind schon so stereotyp, daß sie alle Wirkung verloren haben. Und in der That sind sie auch im Angesicht von Erscheinungen wie die vorhin erwähnten nicht recht zu begreifen, wenn man sie nicht durch den natürlichen Trieb des menschlichen Geistes zur schrankenlosen Propaganda für das, was ihn gerade fesselt, erklären will.

Wer die Berechtigung des Altdeutschen für die Gegenwart und ihre geistigen Bedürfnisse verficht, geht, wie schon gesagt, unwillkürlich von der Voraussetzung aus, daß es etwas mehr als bloßes culturgeschichtliches Material sei. Wäre es bloß das, so würde weder das größere Publicum durch Uebersetzungen, noch unsere Jugend durch die Schule zu einer vertrauten Gemeinschaft damit veranlaßt werden. Denn bloßes geschichtliches Quellenmaterial gehört für die Wenigen, die Erforschung und Darstellung der Geschichte zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben; nur die gereiften Früchte ihrer Arbeit gehören für alle, die auf Bildung Anspruch machen. Das Altdeutsche soll auch nicht allein wegen seines Nutzens, oder wenn man will, wegen seiner Unentbehrlich-

keit für das wissenschaftliche Sprachstudium gelten: die Rechnung zeigt, daß nur Wenige dazu berufen sind, und daß sich die Anderen auch ohne Gotisch und Althochdeutsch mit der heutigen lebenden Sprache zurecht finden. Alle unsere älteren größten Meister der Sprachform haben sehr wenig davon gewußt, und von den größten Kennern der älteren Sprache gehören nur sehr wenig unter die Zahl der guten Schriftsteller. Wollte man die Ansprüche, die man erhebt, klarer formuliren, als es zu geschehen pflegt, so würden sie etwa so lauten: die altdeutsche Literatur ist deshalb von allgemeiner Bedeutung für unser ganzes geistiges Leben, weil sie nach Form und Inhalt eine Seite der höheren Productivität des Geistes darstellt, die sich in dieser Art weder in der modernen deutschen noch in irgend einer anderen Literatur findet. Läßt sich diese Behauptung beweisen, so ist gegen ihre Berechtigung und nicht bloß für heute Nichts einzuwenden. Da es sich hierbei um Begriffe handelt, die jedem Gebildeten zugänglich sind, wenn man sie nur deutlich zu machen versteht, so ist es gerechtfertigt, den Versuch einmal zu wagen, aus der bisherigen Verwirrung der Ansichten herauszukommen. Es dürfte wohl am praktischsten sein, wenn man einen Hauptvertreter der altdeutschen Literatur herausgreift, der von allen Seiten gleichsam als die Quintessenz einer ihrer wesentlichsten Kunstgattungen anerkannt wird; denn dafür gilt Walther von der Vogelweide auch heut zu Tage, wie er schon im Mittelalter dafür gegolten hat.

Walther eignet sich auch deshalb vorzugsweise dazu, weil seine Wiederbelebung in der Gegenwart auf alle mögliche Art versucht worden ist und, wie es scheint, mit größerem Erfolge als irgend eines anderen seiner Kunstgenossen. Allenfalls nur die Nibelungen dürften aus dem gesammten Kreise der altdeutschen Literatur noch populärer sein: Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und andere Sterne erster Größe verschwinden gegen seinen Glanz.

Vielleicht hat kein Dichter irgend einer Zeit, nachdem er einmal dem unabänderlichen Geschicke verfallen war, daß er der Wissenschaft seine Erhaltung, respective Wiederauferstehung aus der Vergessenheit verdanken mußte, ein so günstiges Loos gezogen wie er. Welcher andere wäre durch einen Uhland und durch einen Lachmann aus seinem Grabe erweckt worden? Was wollen doch

alle die ältesten und älteren, neueren und neuesten Scholiasten, Kritiker und Grammatiker, die an Homer, Sophokles, Pindar, oder auch an Virgil und Horaz herumgeschürft haben, gegen diese beiden in der Art ihrer geistigen Ausrüstung so Ungleichen, in der Potenz derselben so Gleichen? Uhlands „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter", ist mehr als eine bloße verdienstvolle literargeschichtliche Arbeit. Es ist ein Werk der seelenvollsten Reproduction einer künstlerischen und menschlichen Individualität, das für sich allein, ganz abgesehen von seinem bleibenden wissenschaftlichen Werthe, zu den besten unserer Literatur gehört. Aehnliches ist unter seiner Anregung vielfach versucht worden, aber es wird schwer halten, es zu erreichen; zu überbieten ist es eigentlich gar nicht, so wenig wie irgend eine andere wahrhaft originelle Schöpfung. Lachmanns Ausgabe des Urtextes der Waltherschen Gedichte wird selbst von den verbitterten Gegnern, an denen es bekanntlich nicht fehlt, als seine beste Arbeit anerkannt. Unbefangene sehen darin eine gleichfalls nicht zu überbietende Leistung der Kritik und der Hermeneutik in ihrer fruchtbarsten Verbindung, wie sie vorher in dieser Weise trotz aller unzähligen Editoren und Commentatoren aller möglichen Literaturen noch nicht versucht worden war. Daran reiht sich eine große Zahl tüchtiger Specialarbeiten aller Art. Was jene beiden großen Vorgänger in den Hauptzügen entworfen haben, ist im Einzelnen natürlich einer unbegrenzten Durch- und Weiterbildung fähig. So ist eine umfangreiche Literatur Walthers erwachsen, so umfangreich, wie sie sich an keinen Anderen unserer älteren Dichter angesetzt hat. Noch vor wenigen Monaten hat das stattliche Buch von Rudolf Menzel, „das Leben Walthers von der Vogelweide", es versucht, ihre bisherigen Ergebnisse zu sichten und zusammenzufassen. In Simrocks Uebersetzung, die bereits drei jedesmal gründlich verbesserte Auflagen erlebt hat,[17]) ist wenigstens ein gediegener Versuch gemacht, den alten Dichter in ein neues Gewand zu kleiden. Es ist ihm also bei uns Ehre genug geschehen. —

Gewöhnlich steht diese Art von Ehre im umgekehrten Verhältnisse zu der, welche die Zeitgenossenschaft zu bieten gehabt hat. Bei Walther verhält es sich anders. Er scheint unter seinen Zeitgenossen nur einen ebenbürtigen Rivalen gehabt zu haben, den Minnesinger Reinmar, den er aber lange überlebte und somit auf

die ihm selbst zuträglichste Art besiegte. Sonst sind alle die sich gelegentlich hervorthuenden Stimmen der Kritik — man bedenke, daß es sich um einen Dichter des zwölften Jahrhunderts handelt — darin einig, daß sie ihm den Preis unter seinen Kunstgenossen zuerkennen. „Die Heerführerin der Nachtigallen,“ so heißt er einem Gottfried von Straßburg, „unseres Gesanges Meister“ einem anderen gleichfalls nicht schülerhaften Dichter der Zeit. Wo ihn Wolfram erwähnt, ehrt er ihn mehr durch die Art, wie er Worte von ihm einfach citirt, als durch alle etwa möglichen Lobesblumen. Man mag über den wunderlichen Wartburgkrieg denken, wie man will, aber es bleibt doch immer ein beachtenswerthes Zeugniß für die fortdauernde Geltung Walthers auch in einer schon ganz dem Epigonenthum verfallenen Zeit, daß er unter die heilige Siebenzahl der hier traditionell vereinten größten Dichter in deutscher Zunge gehört. Auch die Meistersinger, so lange es solche gab, haben ihn stets unter ihren zwölf alten oder großen Meistern der holdseligen Kunst mit fortgenannt, freilich sonst nichts weiter von ihm gewußt. Es ist an ihm erfüllt worden, was der ehrsame Hugo von Trimberg, ein Bamberger Schulmann, hundert Jahre ungefähr nach der glänzendsten Zeit des Dichters urtheilte: „Herr Walther von der Vogelweide, wer des vergäße, thät mir leide!“ — Worte, die Uhland mit tiefem Sinne zum Motto seines Buches gewählt hat. Noch schwerer als alles Lob der Freunde wiegt aber der Tadel eines Feindes. Der ritterliche Italiener Thomasin von Zirclar, der Dichter eines Lehrgedichtes in deutscher Sprache, der Sprache der vornehmsten Ritterschaft dieser Zeit, hat sich in seinem gut päpstlich gesinnten Gewissen gedrungen gefühlt, eine Lanze mit unserem deutschen Dichter zu brechen, der, wie bekannt, Innocenz den Dritten nicht als Statthalter Christi, sondern als Statthalter des Teufels behandelt hatte. Der wohlgemeinten Replik des Italieners, die man ja nicht aus nationaler Parteilichkeit für den italienischen Papst erklären darf, liegt eine so aufrichtige und treuherzige Bewunderung des Dichters und des Menschen Walther zu Grunde, daß kein besseres Zeugniß für die Geltung beider in ihrer zeitgenössischen Umgebung gefunden werden kann. Wenn Thomasin dem deutschen Dichter vorwirft, daß seine Worte Tausende bethört hätten, die ohne sie dem alten Gehorsam treu geblieben wären, wenn er Walther für den geringen Erfolg der päpstlichen

Geldsammlungen zur Befreiung des heiligen Landes vorzugsweise verantwortlich macht, so ergiebt sich daraus auch ohne allen Commentar, daß Walthers Poesie nicht bloß in der Kunst, sondern auch in dem Leben der Zeit und seinen tiefsten und mächtigsten Strömungen Epoche machte.

Vergleicht man Walther mit seinen anderen Kunstgenossen, so begreift man den Vorzug, den ihm die öffentliche Meinung zuerkennt. Man hat hier wieder, wie im Großen und Ganzen immer, Veranlassung, die Wahrheit des 'vox populi, vox dei' bestätigt zu finden. Uns mag er, wie Lachmann ihn mit ebenso viel Bewunderung wie Reserve nennt, der reichste und vielseitigste unter allen deutschen Lyrikern des Mittelalters sein: seiner Zeit war er mehr, weil sie keine anderen Lyriker als diese kannte. Man wolle nur die Ausdrücke reich und vielseitig so verstehen, wie sie gemeint sind. Auf die Zahl der Verse kommt es natürlich dabei nicht an, obwohl auch diese, recht gewürdigt, immerhin ins Gewicht fällt, wenn es sich um die Bedeutung eines Dichters handelt. Uebrigens ist er auch darin fast allen seinen Genossen überlegen: unter den der Zeit nach älteren oder gleichaltrigen erreicht keiner die Fülle seiner Productivität — wenigstens soweit wir Heutigen es zu ermessen vermögen, muß mit billiger Vorsicht hinzugesetzt werden. Sein etwas jüngerer Zeitgenosse Nithart ist ihm darin allerdings überlegen und unter den letzten Ausläufern dieser Literaturperiode der vielgenannte, aber mit Recht vergessene Frauenlob. Bezieht man den Reichthum Walthers auf den Inhalt seines Schaffens, so erhält er seine volle Bedeutung. An Reichthum und Mannigfaltigkeit des inneren Lebens, der Stimmungen und der Gedanken überragt er alle, die überhaupt mit ihm verglichen werden. Daraus begründet sich seine gleichfalls einzige Vielseitigkeit zu einem Theil, zum anderen Theile aber aus der Gunst oder Ungunst der äußeren Lebensverhältnisse, in denen er sich bewegte.

Beides zusammen giebt seinen Gedichten den Werth eines Mikrokosmus des mittelalterlichen Geistes in einer seiner entscheidendsten Epochen, wie ihn kein anderes literarisches Product der Zeit und nicht bloß kein anderer deutscher Lyriker darzustellen gewußt hat. Es mußte sich eine einzige Receptivität der Seele für alle, auch relativ unbedeutende Eindrücke der Außenwelt mit einer ebenso einzigen Elasticität und Schlagfertigkeit der produc-

tiven Kraft verbinden, um ihn zu dem größten Gelegenheitsdichter zu machen, den die Weltliteratur kennt. Denn abgerechnet einige erotische Stücke, läßt sich jedes Gedicht Walthers auf eine ganz bestimmte äußere Veranlassung zurückführen. In vielen Fällen ist dieselbe aber nur aus dem Gedichte bekannt oder vielmehr zu errathen, namentlich dann, wenn sie bloß in dem Kreise des Privatlebens oder der gewöhnlichen socialen Situationen entsprungen ist; oft aber sind die Strophen des Dichters nichts weiter als der poetische Commentar großer Haupt- und Staatsactionen der Zeit von weltgeschichtlicher Tragweite. Man kann sagen, diese Strophe kann nur an diesem Tage und an diesem Orte entstanden sein, wäre sie es nicht, so würde sie überhaupt nicht existiren. Was uns erhalten ist, wird wahrscheinlich nur ein geringer Theil dessen sein, was einstmals vorhanden war; denn es läßt sich daraus doch nur ein kleines Bruchstück des Dichterlebens zusammensetzen, oder vielmehr, es sind lauter einzelne Steinchen, im besten Falle ein Paar aneinander gereihte, zwischen denen aber unendlich größere Lücken klaffen. Sieht man das Erhaltene genauer auf seine Beziehung zu der Persönlichkeit des Dichters an, so fühlt man leicht, daß es nur zum Theil ihre wichtigeren Interessen und Erlebnisse spiegelt, meistens hat der Zufall wohl nur das dafür relativ Unbedeutendere erhalten. Denn, wie schon bemerkt, es ist schwer zu glauben, daß ein Dichter, der jede Situation, in die er mit unserem Wissen versetzt wurde, poetisch verwerthen mußte, unzählige andere Situationen, die wir nicht kennen, die aber als nothwendige Folgen oder Bedingungen zu dem Bekannten gehören, klanglos an sich hätte vorüber gehen lassen.

Unsere deutsche Literatur des Mittelalters besitzt leider keine authentischen und gleichzeitigen Dichterbiographien, die einen so eigenthümlichen Reiz der provenzalischen ausmachen. Was wir von unseren großen Dichtern wissen wollen, müssen wir mühsam aus ihnen selbst oder aus anderen gelegentlichen Notizen zusammensetzen. Walther ist nach der Art seines Talentes eigentlich der einzige, von dem wir nicht bloß etwas mehr, sondern viel mehr eben durch ihn selbst wissen. Wenn es auch begreiflich unvollständig und niemals so recht in die gewöhnliche Prosa der geschichtlichen Thatsache aus der poetischen Umbildung zu übersetzen ist, so ist es doch ohne Vergleich gehaltvoller, als was uns vom Leben

irgend eines seiner Genossen bekannt ist. In diesem Sinne bieten uns seine Gedichte das einzige wirkliche Dichterleben unseres Mittelalters. Schon dieß allein würde ihnen für die Culturgeschichte einen hohen Werth sichern. Sie sind auch darin eine in ihrer Art einzige Quelle für sie. Begreiflich haben die tausend und abertausend Lücken, die der Zufall gerissen, die Differenz zwischen der poetischen Fassung eines Ereignisses oder einer Situation und ihrem prosaischen Thatbestand, der Mangel an allen Hilfsmitteln zur Kenntniß der Einzelheiten damaliger Zustände der wissenschaftlichen Verwerthung in vielen Fällen unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt, die durch ein Heer von „Wenn" und „Sollte vielleicht" nicht besiegt werden. Der Wissenschaft ist aber hier die subtilste Tüftelei nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht, und wer sich nicht darum zu kümmern braucht, hat auch kein Recht, darüber die Nase zu rümpfen.

Aus den Liedern Walthers erhält man einen andern Begriff von der männlichen Würde eines deutschen Dichterlebens dieser Zeit, als ihn der eintönige Minnesang so vieler seiner Kunstgenossen, oder das pedantische Moralisiren anderer hervorbringt. Vollends darf man dieß Leben nicht vergleichen mit den poetischen Selbstbekenntnissen eines Ulrich von Lichtenstein. Dessen „Frauendienst" ist zwar auch ein Stück Dichterleben und so authentisch wie nur möglich, aber die ganze Hohlheit des höfischen Formelwesens, die kindische Freude an bloßem Schalle und Gepränge, die Nichtigkeit der Triebfedern für die Thätigkeit des ersten Standes der Nation stempeln das Buch wohl zu einer lehrreichen culturgeschichtlichen Urkunde, keineswegs aber zu dem Bilde eines Mannes, Ritters und Dichters, der auf der Höhe seiner Zeit stand. Mag auch von Walther bis zu Ulrich in dem bitterbösen ersten Drittheil des dreizehnten Jahrhunderts der Geist des Ritterthums rasch und tief gesunken sein, so tief wie in dem „Frauendienst" stand doch sein Niveau um die Mitte des Jahrhunderts nicht, wenn auch lange nicht mehr so hoch als zu Walthers Zeit.

Was das Leben des Dichters so vielseitig und reich gemacht hat, ist ein Gemisch der höchsten und allgemeinsten Interessen einer tief bewegten Zeit mit den Begegnissen eines vom Glücke wenig begünstigten und doch zu großen Ansprüchen berufenen Menschen. Ein Zeitgenosse Heinrich des Sechsten, Philipps und

Ottos, Friedrich des Zweiten, Innocenz des Dritten und Gregor des Neunten mußte, zumal wenn er ein Deutscher war, ein Stück Geschichte durchleben, das ihm und später uns zwar nicht munden mochte, das aber an Fülle und tragischem Pathos seines Inhalts jedenfalls im Mittelalter einzig dasteht. Fühlte sich ein Solcher berufen selbstthätig einzugreifen, sei es mit der eigentlichen That oder mit dem Worte, das die That hervorruft und lenkt, oder auch mit dem einen und dem andern, wie es die Gelegenheit gab, so mußte er Zeuge und Theilnehmer an den größten Vorgängen werden. Gab ihm sein Stand und sein persönlicher Werth auch noch die Berechtigung, mit den Höchsten der Erde einigermaßen als Ihresgleichen zu verkehren, so erhielt er eine Masse von Eindrücken aus dem Großleben der Welt, die ein empfänglicher Geist kaum zu bewältigen vermochte, wenn er sich nicht, wie es Walther gelang, durch ihre künstlerische Objectivirung damit ins Gleichgewicht setzte. Denn alle Momente der tiefsten und dauerndsten Interessen der Zeit sammeln sich in seiner Poesie wie in ihrem natürlichen Focus. Es ist keines an der Seele Walthers ohne Wirkung vorübergegangen, und jedes hat — ein Beweis für ihre gesunde, reine Anlage — genau in der Stärke sie berührt, die ihm nach seinem weltgeschichtlichen Gehalte zukam. Er hat seine mächtigsten Töne durchweg für die mächtigsten Vorgänge und Persönlichkeiten der Zeit verwandt: ein Innocenz der Dritte, ein Gregor der Neunte sind würdige Objecte des zornigsten Pathos, aber der Erstere verdient auch für unsere heutige Empfindung noch eine leidenschaftlichere Fluth des Hasses und der Erbitterung, als der Zweite, weil er selbst so viel größer und gewaltiger als dieser ist. Genau so ist es Beiden von der Muse Walthers zugemessen worden und so wie in diesem einen Falle, überall. Wenn sein Lied unmittelbar in die Ereignisse der Zeit eingriff, wie es seine Feinde ihm vorwerfen, so ist das in unsern Augen und nicht bloß wegen der Sache, die es verfocht und die im Ganzen auch unsere ist, das ehrenvollste Zeugniß für ihn, nicht sowohl als Dichter, sondern als Mensch. Zugleich aber zeigt es auch die Höhe der künstlerischen Bedeutung, auf die er sich in seinem eigentlichen Berufe als Dichter geschwungen hatte, besser als irgend etwas Anderes. Denn er ist von Beruf Dichter, anders als andere große Berufsgenossen, die ihm an Begabung und Kunst gleich oder

überlegen, doch noch immer etwas Besseres als bloße Dichter sein wollten. Wolfram von Eschenbach lehnt es stolz ab, durch seinen Gesang etwas in der Welt und bei den Frauen zu gelten: Schildesamt ist sein Beruf; er ist ein Ritter gerade so wie alle andern, und die Kraft seines Armes, das Feuer seines Muthes ist es, worauf er wie alle andern allein stolz sein darf. Walther dagegen ist freilich auch ein Ritter gewesen; denn an die seltsame Vermuthung eines neueren Literarhistorikers, der ihn zu einem gebildeten Mann des ehrsamen Bürgerstandes und zu einem bloßen gedankenvollen Zuschauer des ritterlichen Weltgetümmels ringsherum machen will, hat doch im Ernste Niemand außer dem Erfinder selbst geglaubt. Aber bei ihm tritt die That in dem groben oder äußerlichen Sinn der Ritterschaft ganz zurück gegen den Gedanken, aus dem die That fließt. Nirgends findet sich eine Spur, daß sich der Ritter Walther auf eine Leistung mit Schwert und Speer etwas zu Gute thut, ja Derartiges hat nicht einmal einen Eindruck in seiner Poesie hinterlassen, wo doch sonst Alles, selbst die kleinste Nuance des äußern Lebens sein treues Spiegelbild fand. Er muß an manchen großen Haupt- und Staatsactionen der Ritterschaft auf der Wahlstatt und auf dem Turnierplatze Theil genommen haben, das fordert der Zusammenhang seines äußern Lebens; hat er ja doch wenigstens einmal auch einen Kreuzzug mitgemacht. Aber gerade dabei ist es charakteristisch für ihn, daß sich von dem gewöhnlichsten Apparat eines solchen, dem kriegerischen, auch nicht einmal eine Andeutung in den zahlreichen dadurch hervorgerufenen Liedern des Dichters findet. Sie spiegeln nur die weltgeschichtliche Bedeutung der Situation, ihren Werth für Geist und Gemüth, sie vermitteln nur das allgemeine Interesse mit den subjectiven Bedürfnissen einer originellen und doch wieder in allen Stücken mit ihrer Zeit so identischen Natur. Man darf den Dichter wohl den correctesten Ausdruck aller idealen Tendenzen dieser Zeit nennen, so weit sich ein solcher in den Rahmen eines Einzellebens drängen läßt. Wer darnach freilich die Wirklichkeit des Lebens ermessen wollte, würde in denselben Irrthum verfallen, als wenn er in dem Denken und Empfinden dieses Einen eben nur eine particuläre Erscheinung sehen wollte. Es gehört ja überhaupt zu dem Charakter des Mittelalters, daß sein idealer Spiritualismus nur in der Phantasie, ein cynischer

Realismus in der unmittelbaren Empfindung und im Handeln herrscht, das ganz unter dem Gebote der naiven Triebe steht. Die großen Vorgänge und Personen auf der damaligen weltgeschichtlichen Bühne zeugen ebenso sehr von diesem ungelösten Gegensatz, wie das tägliche Treiben des Privatlebens. Die Meisten, mitten in die Bewegung des Augenblicks gestellt, gelangten schon deshalb zu keinem Bewußtsein davon, auch wenn ihre Gemüthsart dazu vorbereitet gewesen wäre. Die tieferen und ernsteren Naturen fühlten die Zerrissenheit der Welt rings um sie herum auch als eine Zerrissenheit ihres Innern. Sie rangen mit aller Kraft, bei sich und den Andern jene trostlosen Contraste auszutilgen, aber es gelang ihnen nur, sie in ihrer ganzen Schärfe einander gegenüberzustellen.

So ist es auch mit Walther. Seine Poesie war ursprünglich von dem guten Glauben an die Realität der großen Ideale der Zeit und des tonangebenden Standes, der Ritterschaft, erfüllt. An dem Hofe dieses und jenes Fürsten schien ihm die wahre Ehre, die wahre Minne, die wahre Treue verkörpert entgegenzutreten. Seine Augen wurden schärfer und erkannten, daß es nur Masken davon oder auch Caricaturen waren. Es blieb ihm Nichts als der Schmerz über die Versunkenheit der Zeit und zum Troste das Lied, bis auch dieser Trost versagte.

Die Dissonanz ist nicht bloß der Grundton von Walthers Lyrik. Sie geht aus gleichem Ursprunge wie bei ihm durch die gesammte Poesie des deutschen Mittelalters. Je bedeutender die Originalität der einzelnen Dichter ist, desto prägnanter äußert sich jene. Wie überall ist der einmal angeschlagene Ton bald zur Mode und Manier geworden, aber zuerst kam er aus dem Herzen. Eine Natur wie die Gottfrieds von Straßburg suchte sich durch Vertiefung in weiche Gefühlsseligkeit vor der verzweifelten Negation zu retten, die seine eigentliche Consequenz hätte sein müssen, die ein Dichter aber in seinem productiven Drange nicht brauchen konnte. Wolfram von Eschenbach hat sich durch wunderliche Sprünge phantastischer Erfindungen und durch capriciösen Humor darüber hinweggeholfen; die flacheren Gemüther haben es so oder anders versucht, wenn sie nicht bloß die Redensarten ihrer wirklich großen Vorgänger nachplauderten, ohne etwas dabei zu empfinden. Walther seinestheils versuchte es auf dem ehrenhaftesten, aber auch unpraktischsten Wege: er betonte sein sittliches Postulat, was für

sein Gefühl und auch nach dem Urtheile der Zeit zusammenfiel mit deren höchsten Idealen, immer ernsthafter, immer herber. Er selbst blieb dadurch freilich um so mehr vor dem Miasma geschützt, das er rings um sich über die ganze Welt immer häßlicher und giftiger sich lagern sehen mußte, aber die Zeit verstand ihn immer weniger. Wenn die literarhistorische Kritik aus äußeren Gründen zu der Annahme gelangt ist, daß Walthers Leben wahrscheinlich noch weit über die Grenze seiner poetischen Thätigkeit sich verlängert habe, so erhält diese Bemerkung ihr tieferes Relief und ihre innere Wahrheit durch den inneren Entwickelungsgang des Dichters bis zu dem Momente, wo er vollständig an der Zeit verzweifelnd, mit einem Schmerzensschrei, der noch jetzt in jeder Brust nachklingt, mit seinem erschütternden Refrain: „O weh, immer mehr o weh!“ von ihr sich abkehrt. Mögen noch einzelne Nachklänge derselben Stimmung einer späteren Zeit angehören — was weder aus äußeren noch aus inneren Gründen unmöglich, aber auch ebenso wenig wahrscheinlich ist, — so ist mit jenem letzten Grundtone das Geschick des Dichters und seiner Poesie entschieden. Die alte Sage, der Dichter sei zuletzt in einen geistlichen Orden getreten, stützt sich freilich auf keine urkundlichen Zeugnisse, und insofern hat unsere moderne Kritik, die, wenn sie das sein will, was sie allein sein kann, nur solche respectirt, Recht, sich nicht weiter darauf einzulassen. Aber in der Sage steckt auch wieder wie gewöhnlich mehr geschichtliche Wahrheit im echten Sinne des Wortes, als in den nüchternen Urkunden. Die Zeit, die sie bildete, hat ihr Urtheil über Walther damit so treffend und plastisch, wie nur möglich, abgegeben. Auch wir fühlen aus der Richtung, welche des Dichters Lebens- und Liedesbahn einschlug, heraus, daß ihr natürliches Ziel nur das Kloster sein konnte. Ist sie wirklich nicht dort angelangt, so hat sie es eben nicht erreicht. Das „Warum“ kann uns nicht weiter kümmern und noch weniger Veranlassung zu Hypothesen geben, die hier besonders wohlfeil zu haben wären. Aber unsere Interpreten und Kritiker haben in ihrem wohlberechtigten Eifer für einen so großen Vorrath davon gesorgt, daß jede neue schon deshalb, weil sie noch eine mehr ist, als Ballast betrachtet werden muß.

Walther hat es seiner Zeit und uns Späteren sehr leicht gemacht, seine innerste Gesinnung zu verstehen. Dazu bedarf es des

weitläufigen Apparats der modernen Hermeneutik nicht. Sein Portrait in der großen Pariser Prachthandschrift unserer Minnesinger, und mit unwesentlichen Veränderungen wiederkehrend in einer anderen anspruchsloseren, aber viel gediegeneren Weingartner giebt uns gewiß auch nicht Einen Zug von der wirklichen Physiognomie des Dichters. Es ist pure Erfindung, wie alle anderen dieser Art an gleicher Stelle. Aber es ist auch wieder mehr als das richtigste Portrait: es ist der eigentliche innere Mensch Walther in der treffendsten Symbolisirung, die nur überhaupt möglich war. Er sitzt da auf dem Steine, Bein über Bein geschlagen, das Haupt auf den Arm gestützt, wie er sich selbst als contemplativer Dichter in demjenigen seiner Erzeugnisse schildert, in dem er das letzte Wort seines Denkens ausgesprochen hat. Denn gerade da stellt er jene große Frage an sich, um deren Lösung sich die Arbeit seines ganzen Lebens vergebens bemühte, wie er sie ausdrückt: „Wie man drei Dinge erwerben möchte, ohne eines davon zu verlieren, Ehre, Geld und Gottes Huld." Das war das Räthsel nicht bloß des Dichters, sondern des ganzen Mittelalters, soweit sein Geist reif und tief genug war zu begreifen, was damit gemeint sein sollte. Die Fülle der Welt in ihrer ganzen dämonischen naturalistischen Macht und die vollständige Verachtung der Welt, als des absoluten Inbegriffs der Sündhaftigkeit — Beides zusammen ließ sich nicht in einen Schrein bringen. Und doch wurde das immer und immer wieder von jedem einzelnen Menschen versucht. Millionen haben die Lösung glücklich gefunden, weil sie das Räthsel selbst wohl gehört hatten, aber nicht begriffen, was es bedeutete. Für sie waren die Heilsanstalten der Kirche da, und wenn Alles nichts helfen wollte, eine lebensgefährliche Wallfahrt nach Sanct Jacob oder eine Kreuzfahrt gegen die Heiden und Ketzer. Wer die Welt so anschaute, wie sie dem geängstigten Gewissen damals allein erscheinen durfte, im Angesicht ein üppiges Weib in der Blüte ihrer Reize, auf der Rückseite ein grauenvolles Geniste ekelhaften Gewürms, konnte nicht heute einmal mit ihr buhlen und morgen durch die Beichte vor dem Priester seine Seele rein waschen. Walther hat ihr Bild so gesehen, freilich nicht er zuerst, es spukte schon lange grade so, wie er es malt, in der umnachteten Phantasie des Mittelalters. Aber wenn er es auch nur als fertiges Bild gesehen und nicht selbst erfunden hat, so hätte ihm damit

doch für immer der Glaube benommen sein sollen, daß jene drei Dinge zusammen von Einem Menschen besessen werden könnten. Und doch wollte auch er, wie jeder andere Mensch, keines davon missen, um so weniger, da er ein Ritter war, also, wie er das faßte, die harmonische Darstellung der höchsten Lebensfreudigkeit seine angeborene oder von Gott gegebene Aufgabe war.

Freilich wer eine solche Antwort bei der Hand hatte, wie Wolfram von Eschenbach, konnte wohl ein großer Dichter sein, ein größerer vielleicht als Walther, aber einem nachdenklicheren Sinne, einem philosophischen Kopfe wie Walther genügten eben doch die Traumgebilde des Gralkönigthums nicht. Wie weit Wolfram selbst an ihre Realität geglaubt oder sie nur als Symbolisirung seines Ideales der höchsten menschlichen Existenz gefaßt hat, mag hier dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war es ein genialer Leistungsversuch, wie er einem solchen Dichter geziemte. Aber die Gedankenlyrik Walthers schließt überhaupt jedes üppige Wuchern der Phantasie aus: so fein seine Nerven für alle Eindrücke der Außenwelt gestimmt waren, so erzeugten diese doch nicht wieder eine neue Reihe von Bildern in seinem Sinne, sie ließen nur den geistigen Niederschlag ihres Wesens als Keim einer poetisch umgeformten Reflexion wirken. Walther darf auch darin als der wahre Typus der mittelalterlich deutschen Lyrik gelten. Sie entspringt nur zum geringeren Theile aus der Naivetät des Gefühles, der das spätere Volkslied und ein großer Theil der modernen Lyrik angehört. Sie ist durch und durch in Reflexion getaucht und es war nur eine natürliche Consequenz, wenn sie fast ohne eine wahrnehmbare Grenzlinie in die eigentliche Didaktik verläuft. Von dieser mittelalterlichen Didaktik fällt die größere Masse außerhalb des Begriffes der Poesie, wie wir ihn zu fassen pflegen. Das Mittelalter, das solche Definitionen nur nach äußeren Merkmalen vollzog, unterschied sie nicht davon, wenn sie nur gereimt war. Aber einem anderen Theile wird auch nur eine ebenso befangene Einseitigkeit ihre poetische Berechtigung absprechen: die Sprüche eines Spervogels und Freidank gelten auch uns für wahrhaft aus dem Geiste eines Dichters geborene Erzeugnisse, wenn auch ihr Inhalt sich durchweg auf abstracte Sätze der Ethik zurückführen läßt. Walther unterscheidet sich in seinen eigentlich lehrhaften Gedichten nur dadurch von diesen und ähnlichen Genossen, daß er auch dann noch, wenn

er einen allgemeingiltigen Satz der Moral ausspricht, doch von einem einzelnen Eindrucke seiner Lebenserfahrung erfüllt und angeregt ist. Auch diese Art seiner Gedichte sind Gelegenheitsgedichte in einem tiefsten Sinne des Wortes, der schon seine Erläuterung gefunden hat. Schon deshalb muß die Hypothese einer Identität unseres Dichters und des pseudonymen Freidank zurückgewiesen werden. Die Gründe der äußeren Kritik, die mit Recht auch dagegen geltend gemacht worden sind, wiegen doch nicht so schwer als diese eine Differenz: Freidank ist niemals Gelegenheitsdichter in dem Sinne, wie es Walther in jedem seiner Lieder und Sprüche ist.

Das Ueberwiegen der Reflexion ist der modernen Empfindung besonders bei der Minnezeit des Mittelalters störend. Wenn irgend wo, so verlangen wir hier einen unmittelbaren Erguß des Gefühls, und wo uns statt dessen verschlungene Gedanken, eine Dialektik, die nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Kopfe stammt, geboten wird, überläuft es uns frostig. Für jeden, der nur einigermaßen die inneren Zustände jener Zeit kennt, bedarf es keiner Erläuterung, daß sie selbst daran keinen Anstoß nehmen konnte. Ihre Minne war eben nicht das, was unsere Liebe ist, obgleich es sich von selbst versteht, daß das ewige Naturrecht der Liebe damals so gut wie immer gegolten hat. Aber die Poesie, welche die Blüte des Geistes und Seelenlebens darzustellen hatte, konnte sich um diese naturalistische Liebe nicht kümmern, oder wenn sie es that, mußte sie allerlei Vorsicht anwenden, um nicht von ihrer idealen Weise zu verlieren. So ist denn auch Walthers Minnepoesie fast durchweg höfisch in dem Sinne, der uns die ganze Art verleidet. Man kann kaum behaupten, daß sie sich auch nur gradweise von der seiner begabten Kunstgenossen unterscheide. Jener Reinmar, der als sein einziger glücklicher Nebenbuhler galt, mag auch nach unserem Urtheile die Filigranarbeit seiner Strophen noch feiner und geschmackvoller ausgeführt haben als Walther: ein Heinrich von Morungen übertrifft sie Beide an innerer Fülle und Wärme und ist ihnen an Kunst im formellen Sinne gleich. Walther ist freilich auch hier nicht zum Virtuosen herabgesunken, der jedes gegebene Thema mit untadeliger Technik zu variiren versteht. Er bleibt sich auch hier treu und giebt nur sein inneres Leben in seinen Liedern. Wir können aber mit dem

besten Willen nichts weiter daraus entnehmen, als einen lehrreichen Beitrag zur Erkenntniß des Geistes- und Seelenlebens einer uns gerade hierin so fremdartigen Welt, allenfalls auch interessante Aufschlüsse über die Sitte und die Zustände der höheren Gesellschaft jener Zeit. Das treuherzige Stammeln des ungelenkesten Volksliedes findet in unserem Herzen einen sympathischeren Widerhall als jene zungenfertige Rhetorik, an die auch er gefesselt war.

Es ist wahr, daß einige Lieder des Dichters auch jetzt noch in uns nachklingen. Es sind solche, in denen der Ritter aus den Prachtsälen der Burg hinab unter die Linden des Dorfangers steigt. Dort durfte er lieben und von der Liebe singen, wie wir es verstehen. Aber es sollte so zu sagen nur verstohlen geschehen, die gute Gesellschaft und der gebildete Mann im Dichter selbst durften eigentlich nichts davon wissen. Wer durch sein heißes Blut zu oft in jene naive Welt sich locken ließ, der verdarb damit die wahre Kunst, der brachte bäuerische Töne in den höfischen Gesang, auch wenn er ebenso correct wie die correctesten Repräsentanten des höfischen Gesanges seine Worte zu setzen und seine Strophen zu bauen verstand. Auch Walther, der doch selbst einmal aus voller Brust sein „Unter der Linde, auf der Heide" gesungen hatte, wendet sich mit sittlicher Entrüstung gegen solche Kunstschänder, möglicherweise geradezu gegen den genialsten unter ihnen, Nithart, dessen Tanzlieder und Reien wir Neueren noch am ersten für wirkliche Liebesidyllen gelten lassen.

Kann Walthers Minnegesang nicht mehr auf uns als reine und echte Poesie wirken, so schadet das dem ganzen Dichter weniger als den meisten seiner Kunstgenossen, die eben nur Minnesinger sind. Schon der Zahl nach überwiegen bei ihm die Erzeugnisse einer ernsteren Stimmung, eines Empfindens und Denkens, das höheren und allgemeineren Interessen zugewandt war. Seine Spruchpoesie, wie man sie nennen darf, obgleich nicht alles dem Inhalte nach hierher Gehörige auch die Form des Spruches, der zur Declamation und nicht zum Gesange bestimmten Strophe hat, zeigt ihn uns von der Seite, die uns größtentheils noch unmittelbar verständlich ist. Was er über die großen sittlichen Fragen des Menschendaseins im Allgemeinen, oder über die Forderungen der einzelnen Lebenssituationen an den vollkommen durchgebildeten

Menschen denkt, ist nun freilich nichts Neues oder besonders Tiefes. Er reproducirt nur mit voller Ueberzeugung des Gemüthes, was Andere vor ihm darüber gedacht und gesagt haben. Was der Zeit allenfalls neu sein konnte, ist es wenigstens uns nicht mehr. So, wenn er die natürliche Gleichheit aller Menschen, die Nichtigkeit aller Standesunterschiede und dergleichen mit zermalmender Energie einer Welt entgegenhielt, die doch ganz und gar aus Geburts- und Standesvorurtheilen zusammengesetzt war: „Wer kann den Herren von dem Knechte scheiden, wenn er ihr nacktes Gebein findet und die Würmer das Fleisch verzehrt haben.“ Oder wenn er daran festhält, daß Gott Christen, Juden und Heiden dienen, ihm, der alle Wunder des Lebens geschaffen hat und erhält. Dieß waren gewaltige Paradoxen, und als solche mochten sie zunächst nur aufgenommen werden, bis die Zeit kam, wo sie als allgemeine Wahrheit gelten konnten und Jedermann der Ueberzeugung sein durfte, daß sie gleichsam zur ursprünglichen Mitgabe seines Denkens gehörten. Auch bei diesem Verkündiger der edelsten Humanität bleibt es weniger der abstracte Inhalt, als die Form, die Wiedererzeugung in einer rein gestimmten Seele und die Darstellung durch das tröstende Wort, was den eigentlichen Werth seiner Spruchweisheit begründet. Aber dieser ist eben darum ein dauernder, auch jetzt noch ebenso giltig als in seiner Zeit. Was sich um diesen Kern als Schale angesetzt hat, die Tradition des besonderen mittelalterlichen Kirchenthums, die christliche Mythologie mit ihren Engeln und Heiligen gehört zwar auch nothwendig zur Individualität des Menschen Walther, so gern wir es auch an dem Dichter missen möchten, aber es kann für uns keine andere als eine bloße culturgeschichtliche und psychologische Bedeutung haben. Zum Glück ist diese specifisch mittelalterliche Schale hier dünner, als sie bei anderen zu sein pflegt. Der süße Kern der echten Menschlichkeit wird dadurch eben nur gelegentlich verhüllt, aber er ist doch nirgends darunter verkrüppelt.

Walther ist uns aber noch mehr als ein sinniger Spruchdichter. Darin hat er unter den deutschen Lyrikern und Gnomikern des Mittelalters Manchen, der ihm gleicht, wenn auch die Nachwelt, wenigstens die heutige, ihn allein statt aller anderen gelten läßt. Denn selbst Spervogel und Freidank, seine nächsten Geistes-

verwandten und der Erste von noch markigerem Gehalte und wuchtigerem Ausdruck als er, sind nur noch für die Wenigen da, die sich mit Detailstudien der mittelalterlichen Literatur beschäftigen. Aber der Politiker und Patriot Walther hat mit Recht alle seine anderen poetischen Nebenbuhler in den Bereich der Gelehrsamkeit verwiesen, um bei uns und für alle Zukunft statt aller Andern als Typus der mittelalterlichen Poesie von ihrer besten Seite zu leben. Zwar befehden sich keine Hohenstaufen und Welfen mehr, und keine päpstliche Bannbulle vermag die Geschicke der deutschen Nation unlösbar zu verwirren, auch kümmert uns die Schmach des heiligen Grabes nicht mehr so viel, daß wir seine Befreiung an die Spitze aller Aufgaben der Zeit stellten. Aber wenn es auch keine Hohenstaufen mehr giebt, giebt es doch noch Welfen, und diese sind nicht anders geworden, als sie damals waren. Gäbe es auch keine Welfen mehr, so bliebe doch noch dieselbe entsetzliche Noth des Vaterlandes. Denn ein concretes Vaterland hat Walther in dem Reiche geliebt und nicht bloß für ein abstractes Schattengebilde der Phantasie geschwärmt. Wenn er alle Macht und Herrlichkeit, die ihm im Begriff des Reiches lag, für Deutschland bewahren wollte, so that er nichts weiter, als was jeder Mensch von Kopf und Herz damals thun mußte. Denn so gewiß das Reich in Walthers Sinn für uns ein Phantom wäre, so gewiß war es für ihn die einzige Form, in der sein ideales Bild des deutschen Staates existiren konnte. Leider stehen wir im Ganzen noch immer da, wo unsere Nation stand, als ihr der Dichter im schmerzlichen Zorne zurief: „Wehe Dir, deutsche Zunge, daß die Mücke ihren König hat und Deine Ehre so zerrinnt." Und wenn auch für uns nicht der Waise, jener mystische Stein in der Krone Karls des Großen entscheidet, daß der, über dessen Nacken er glänzt, unser legitimer Herrscher ist, so fühlen wir doch aus dieser mittelalterlichen Verhüllung den Sinn, der auch uns gilt, heraus. Jedes Wort des Dichters kann, recht verstanden, jetzt noch so zünden, wie es vor länger als einem halben Jahrtausend gezündet hat. Dürfte doch auch bald ein heutiger Thomasin von seinem Liede sagen: es hat Tausende bethört; denn was ihm Bethörung hieße, würde uns Erwachen des Ehrgefühls und Verstandes der Nation heißen!

In diesem Sinne vorzüglich mag uns Uhlands Motto: „Herr

Walther von der Vogelweide, wer des vergäße, thät mir leide", wahr werden. Hat ja doch unsere ganze Poesie nach ihm bis zu den Sängern der Freiheitskriege auch nicht ein einziges Mal mehr jene gewaltigen Töne angeschlagen, deren er auch in seiner Zeit allein mächtig war. Denn die übrige Poesie des deutschen Mittelalters ist für uns wirkungslos auch dann, wenn sie es ebenso ehrlich mit dem Vaterlande meint, wie er. Später hat man in dem Getriebe des Tages und der nächsten Interessen den eigentlichen Grundschaden vergessen, dessen ganze Tiefe sein Blick ermaß. Erst der dreißigjährige Krieg öffnete die Augen der Besten in der Nation wieder dafür, aber damals war keine günstige Zeit für ein zu dauerndem Leben bestimmtes deutsches Lied. Ein Jesuit und lateinischer Dichter, Balde, hätte es vielleicht schaffen gekonnt, wenn er nicht Jesuit und lateinischer Dichter gewesen wäre. Klopstocks patriotische Weihrauchwolken und Herders mehr ärgerliche als zornige Invectiven sind mit Recht vergessen, Walther aber ist wieder aus seinem Grabe auferstanden. Wir sehen darin nichts Zufälliges oder Gleichgültiges. Es handelt sich nicht um ein Buch mehr oder weniger zu den vielen, die wir haben, sondern um einen der großen Leitsterne auf dem so dunkeln und gefahrvollen Wege unseres Volkes. Einem solchen gebührt es, alle mögliche Ehre anzuthun, weil man sicher sein kann, daß sie sich belohnt. Er soll übersetzt oder in seiner eigenen Sprache noch viel mehr als bis jetzt gelesen werden: ihn mögen unsere Schulen interpretiren, vorausgesetzt, daß sie mit ihm besser verfahren, als mit den armen Classikern des Alterthums, die sie der heutigen Welt systematisch zu verleiden verstehen. Die Festigkeit und Subtilität der Fachwissenschaft kann bei ihm nie zu weit getrieben heißen, wenngleich zu wünschen ist, daß auch sie nicht vergißt, daß sie einen auch für uns noch lebendigen Text zu commentiren und zu interpretiren hat. Und so ist es denn ein durchaus gesunder Instinct, der sie immer wieder zu ihm hinführt. Die Waltherliteratur ist schon zu einer kleinen Bibliothek angeschwollen; je mehr sie sich vergrößert, desto besser für uns alle. —

---

# Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer.

[Schlesische Zeitung, Jahrg. 1873, Nr. 21.]

So lautet der Titel eines Buches, das einst in unseren Mauern geschrieben, verlegt und gedruckt worden ist. Da man es heute vergessen hat, denn selbst die Leute vom Fache scheinen es meist nur dem Namen nach zu kennen, sei bemerkt, daß Heinrich von der Hagen sein Verfasser ist, und daß es die Jahreszahl 1819 trägt, freilich schon 1818 erschien. Buch und Verfasser gehören der Bildungsgeschichte unserer Stadt an; nicht bloß weil das eine hier entstanden, der andere hier als Professor an der Viadrina zehn Jahre lang, von 1811 bis 1821, docirt hat. Beide sind von der nationalen Atmosphäre des hochgebildeten Kreises, der die damalige beste Gesellschaft von Breslau mit gutem Rechte heißen durfte, ebenso erfüllt, wie der Verfasser mit demselben Rechte als eine ihrer Zierden galt und sein Buch mit ungetheiltem Beifall von ihr aufgenommen wurde, obgleich sich auch hier schon die Gegensätze der politischen Gesinnung, die einst von dem Strome der enthusiastischen Erhebung der Freiheitskriege fortgespült schienen, in der dumpfen Schwüle des beginnenden Zeitalters der Reaction wieder in Gruppen und Parteien zu formiren begonnen hatten. Noch einige Jahre, und die leidenschaftliche Verbitterung, die in den bekannten Turnstreitigkeiten gleichzeitig mit dem Erscheinen des genannten Buches zuerst hervorbrach, stellte einen Steffens und einen Passow als Feinde einander gegenüber.

Hagen selbst wurde durch seine rechtzeitige Uebersiedelung nach Berlin den persönlichen Aergernissen und Kränkungen entrückt, über welche die einst durch ihren gemeinsamen Glauben, durch den Idealismus des deutschen Bewußtseins der Zeit, so eng verbundenen Freunde wechselseitig und jeder mit demselben Rechte einander anklagten. Der Berliner Hagen, wie der Breslauer ist bis an sein Ende seiner Religion treu geblieben, denn so darf man wohl den Schwung der begeistertsten Ergriffenheit der Seele nennen, mit welchem er sich den Denkmälern unserer Vergangenheit, vorzüglich den Nibelungen, zuerst genaht hatte, und den er bis in sein höchstes Alter frisch erhielt.

Er ist ein „Deutschthümler“ geblieben und somit in den Augen der Kamptz und der Börne — die zwar nicht stammverwandt, aber viel mehr seelenverwandt waren, als die phrasengläubige öffentliche Meinung ahnt — ein staatsgefährlicher Mensch oder ein Narr.

Das Buch, an dem unsere Gedanken haften, ist nun so recht ein Wahrzeichen und Zeugniß jener bei allen Schergenseelen und dem ganzen radicalen Janhagel der unsaubersten Zeit unseres nationalen Gährungsprocesses — und bei einem solchen kann es doch nie sauber hergehen — so stark verpönten Eigenschaft. Ohne Zweifel ist es denn auch mit daran zu Grunde gegangen, jedoch nicht allein. Denn sein Verfasser vermochte es nicht, seine Eigenart den Forderungen exacter Methodik auch im Bereiche der Erforschung unseres Alterthums anzubequemen, wie sie mit schöpferischer Genialität und großartiger Tiefe von Jacob Grimm und mit nüchterner Schärfe von Lachmann als maßgebend eingeführt wurden und wie die dagegen so viel schwächere Geisteskraft der andern Mitstrebenden, durch solche Beispiele fortgerissen, sie gehorsam aufnahm und lernte. Hagen ist immer, trotz Grimm und Lachmann, ein Dilettant geblieben, so lautet das abschätzige Urtheil der Zunft, d. h. er ist immer den Weg fortgegangen, den er aus eigenem Drang eingeschlagen hatte. Was er auf diesem erreichte, hat seine Seele befriedigt, den Anderen aber mußte es zu wenig und zu viel dünken, was er ihnen bot. Denn, was sie zu wollen und zu suchen gelernt hatten, das konnten sie bei ihm nicht finden, und was sich sonst bei ihm fand, das bei keinem Andern so leicht zu finden wäre, die Fülle origineller Gedanken, die Wärme der Empfindung für das innerste Leben der Kunst, den enthusiastischen Glauben an die Herrlichkeit seines deutschen Alterthums, konnten sie nicht verwerthen. Wie er, sind seine Bücher von der Fluth des Tagesgemäßen, die nicht gerade immer seicht zu sein braucht, bei Seite gespült worden und darunter wohl in den abgelegensten Winkel jener Schlußstein und jene Quintessenz seiner wahrhaft geistvollen Studien über die Nibelungen.

Wer heute das Buch liest — mag ihn auch sein mühselig errungener wissenschaftlicher Standpunkt zu der strengsten Verurtheilung der Unwissenschaftlichkeit desselben berechtigen — er muß doch gestehen, daß der Verfasser in der Hauptsache Recht

hatte. Ihm war es darum zu thun, den Beweis zu führen, daß das Wiederaufleben der Nibelungen nicht eine Sache der Mode oder des Zufalls, sondern der Ehre und der Nothwendigkeit sei. Wie er ihn geführt hat, ist hier gleichgiltig, aber die Thatsache selbst, daß die Nibelungen einen unlösbaren Bestandtheil der nationalen Bildung der deutschen Gegenwart ausmachen, ist heute nach einem halben Jahrhundert nicht einmal von den classischst geharnischten Verächtern unserer deutschen Literatur anzugreifen.

Die Nibelungen haben sich den Zugang zu unseren gelehrten Schulen erobert; es ist ihnen nicht leicht geworden, auch noch nicht überall gelungen, aber der Stein ist einmal im Rollen, und keine menschliche Gewalt kann ihn aufhalten. Sie sind durch ein Dutzend Uebersetzungen, darunter, was noch mehr ist, eine oder zwei gute, jedem zugänglich gemacht, der lesen kann. Es hat sich eine eigene Literatur mit populär-wissenschaftlicher Haltung an sie angesetzt. Ihr ästhetischer, geschichtlicher, mythischer, sittengeschichtlicher Gehalt ist nach allen Seiten hin geprüft, erörtert und dargelegt worden einem „gebildeten Publicum". Daß Gleiches die eigentlichen Fachleute zu eigenem Bedarf in unabsehbarer Fülle geleistet haben, berücksichtigen wir nicht, denn es wäre ja möglich, daß sie einstweilen noch bloß für sich selbst, unbemerkt von der Nation und darum auch zunächst ohne bestimmenden Einfluß auf deren literarische Neigungen und Bedürfnisse arbeiteten, eine Voraussetzung indessen, die dem wirklichen Sachverhalt nicht entspricht.

Endlich hat sich die deutsche Kunst im weitesten Umfang dieses Stoffes bemächtigt: die Malerei seit Cornelius' unübertroffenem Titelblatt zu den Nibelungen aus dem Jahre 1817, vielleicht seiner gewaltigsten Composition, gewiß aber eine der größten Schöpfungen der Kunst überhaupt, durch Schnorrs Freskencyklus hindurch, der dem modernen Geschmacke mit seiner weicheren, fast elegischen Stimmung doch ganz andere Concessionen macht, als die unerbittliche Tragik der Grundidee verträgt, bis zu den neuesten und allerneuesten „Brunhild und Kriemhild vor dem Wormser Münster", „der gefangene Hagen vor Kriemhild" und anderen derartigen Kraft- und Schauerstückchen des Pinsels. Was die Poesie in allen Modulationen umdichtend, zudichtend, neudichtend seit fünfzig Jahren an den Nibelungen geleistet hat, läßt sich nicht in eine kurze Uebersicht zusammendrängen. Daß zwei

so entgegengesetzt angelegte Individualitäten, wie Geibel und Hebbel, denselben Stoff in dasselbe Schema der dramatischen Form umzubilden sich gedrungen fühlten, ist wohl der schlagendste Beweis der Bedeutung der Nibelungen für die dichterische Gegenwart. Endlich die Musik nicht zu vergessen, so verspricht uns die Zukunftsmusik gerade an den Nibelungen ihre eigentliche sieghafte Schöpfung, den Beginn der neuen musikalischen Aera vorzuführen, was wir Anderen also noch abzuwarten haben werden.

Was im Laufe eines halben Jahrhunderts solche Früchte idealer Lebenskraft getragen, ist nicht durch die Mode eines Tages zufällig auf die Oberfläche geschoben worden. Ebenso wenig wird es der nationale Eigendünkel und Eigensinn gewesen sein, der es gethan. Der letztere ist bei uns überstark entwickelt, und man braucht nicht gerade Phrenolog vom Fache zu sein, um seine Organe in ihrer abnormen Kolossalität an dem deutschen Nationalgleichviel ob Lang- oder Kurz-Schädel herauszufinden; der erstere desto schwächer, so weit er wahrhaft national ist, sich auf die Gesammtehre, das Gesammtwohl der ganzen Nation, nicht auf irgend eine Schrulle particularistischer Selbstüberschätzung, bezieht. Anderswo möchte vielleicht dieses Motiv einem Erzeugniß älterer einheimischer Literatur zu einer Geltung verhelfen, die thatsächlich mit seinem wahren Werthe und seiner unmittelbaren Wirkung auf den unbefangenen Geist nichts gemein hat, dem Deutschen würde es seine Ehrlichkeit nicht erlauben, ein solches conventionelles Trugbild als seinen Nationalgötzen, d. h. als sich selbst anzubeten.

Was anderswo in geschickter Anwendung des großen Grundsatzes, daß zur Ehre der eigenen Nation Alles, also auch jede Art von literarischem Blendwerk erlaubt sei, mit Erfolg geleistet werden kann, davon hat die edelste unserer Nachbarnationen, die der Čechen, ein lehrreiches Beispiel zur Nachachtung für alle in gleichem Falle befindliche geliefert. Es liegt nahe, wenn man von den Nibelungen redet, der Königinhofer Handschrift zu gedenken. Denn nachdem und weil die Nibelungen in Deutschland wieder auf den Schild gehoben wurden, kam die damals noch sehr im Winkel der Prager Gäßchen versteckte čechische Literatenclique auf den ingeniösen Einfall, sie durch etwas Určechisches zu überbieten. Unter Hankas geschickter Feder wuchs die Königinhofer Handschrift aus alten Pergamentblättern zu einem stattlichen Bändchen, das

fortan als größtes Heiligthum des urslawischen poetischen Genius zu gelten berufen war. Unzweifelhaft geschah es auch hier, daß eine oft erzählte Lüge zuletzt von dem Lügner selbst geglaubt wird, wenigstens erklärt sich so am unschuldigsten der Fanatismus der Ueberzeugung, mit welcher der Betrug von denselben, die an ihm Mitschuldige gewesen sein müssen, noch heute verfochten wird. Der Betrug ist geglückt: Čechen und Slawen in corpore besitzen nun nicht bloß ein Heldenlied, sondern viele Heldenlieder, von denen jedes die Nibelungen natürlich zehn Mal aufwiegt. Aber wie gesagt, unser deutsches Klima, unser deutscher Boden ist nicht geeignet für solche Vegetation. Was uns genießbar sein soll, darf nicht darauf rechnen, daß unsere nationale Selbstgefälligkeit etwas zu seinen Gunsten gegen die Ansprüche der vorurtheilsfreien — vielleicht auch gerade zu Ungunsten des Nationalen nicht immer vorurtheilsfreien, sondern vorurtheilsvoll verstimmten — Kritik thun könnte. Nur sein eigenes Verdienst und nichts weiter kann ihm Anerkennung verschaffen, weil ihm nicht einmal der Vorzug „weit her zu sein", etwa aus Botocudien oder Hinterindien zu Statten kommt.

Es brauchte deshalb ein denkender Kenner der deutschen Art und Unart die Nibelungen nicht einmal gelesen zu haben, und er dürfte doch mit gutem Gewissen behaupten, daß ihr objectiver und insofern für immer gleichbleibender Werth ein sehr großer sein müsse. Wäre er es nicht, woher anders ihre Erfolge? würde er mit Recht schließen und auch wir schließen so, die wir die Nibelungen gelesen haben und zu kennen glauben.

Dieser Werth läßt sich als ein sehr verschiedenartiger denken; das Stoffliche des Liedes könnte für sich allein schon von so eminentem Gehalte sein, daß die eigentliche poetische Verarbeitung, die noch etwas anderes, als die bloße Technik des Verses, auch noch etwas mehr, als die Technik der Composition ist, dagegen nicht in Betracht käme. Oder letzteres Moment wäre hier für sich allein mit besonderer Energie, genialer Anlage und vollendeter Routine herausgetrieben, und das Stoffliche träte dagegen an selbständigem Verdienste zurück. Oder beide Momente hielten sich die Wage, und es wäre so die höchste Vollendung idealer Schöpfungskraft erreicht, ein für alle Zeiten classisches Werk, und insofern ein wahres Gegenstück des Homer, ein Eigenthum unseres Volkes.

Diese drei Voraussetzungen umspannen den Kreis der überhaupt möglichen, soviel wird unsere bisherige Ausführung dargethan haben. Welche aber nach unserem Urtheil die eigentlich zutreffende sei, wollen wir hier nicht erörtern: es würde zu weit führen, weiter als unsere Leser zu folgen geneigt sein möchten. Denn die Vorfrage müßte erst beantwortet werden, ob wir ein Recht haben, auf das eigenste persönliche Empfinden und Urtheilen zu recurriren und darnach den objectiven Werth des Liedes festzustellen, oder ob wir uns der allgemeinen Zeitströmung und Zeitstimmung accommodiren und aus ihr heraus gleichsam für die Nation unsere Schätzung vorzunehmen verpflichtet sind, weil es sich um ein nationales Gemeingut im idealsten Wortsinne handelt. Dann erst wäre es möglich, der Untersuchung selbst näher und in ihre sehr verwickelten Windungen einzutreten.

---

## Ueber das Epos von Gudrun.

Wenn ich es unternehme, die Aufmerksamkeit der hochgeehrten Versammlung an diesem Abende auf eine Schöpfung unserer mittelalterlichen Poesie zu richten, so weiß ich sehr wohl, wie wenig gerade in diesem Augenblicke eine Neigung zu diesem Zweige des Geisteslebens unserer Vorzeit in weiteren Kreisen sich findet, die mir und jedem Anderen, der seine Kraft einer treuen und emsigen Forschung auf diesem Gebiete widmet, förderlich entgegenkäme. Ich vermesse mich nun durchaus nicht, hierin etwa durch meine heutige Vorlesung irgend eine Aendrung hervorbringen zu wollen; es wäre thöricht, wenn ich mir das zu erreichen getraute, was Männern von höchster wissenschaftlicher Durchbildung, gereiftestem Wissen und genialer Darstellungsgabe bis heute nicht gelungen ist. Denn nicht darin liegt der Grund dieser Erscheinung, daß, wie man zu sagen pflegt, es noch Niemand verstanden habe, das Interesse des Publicums für diese Gegenstände auf die rechte Art zu erwecken, er ist in viel tiefer gehenden, im innersten Wesen unserer Gegenwart wurzelnden Verhältnissen zu suchen, und so lange nicht der

Einfluß derselben aufgehört haben wird, so lange wird auch in der Stellung des Publicums zu unserer älteren Literatur kein wesentlicher Unterschied eintreten. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo sich jeder, der überhaupt für irgend etwas Anderes, außer den nächsten Bedürfnissen des Tages, Sinn hat, von den wichtigsten Fragen des religiösen, politischen und socialen Lebens unaufhaltsam fortgerissen sieht, geht natürlicherweise sogar das Interesse für das ewig sich Gleichbleibende, rein Menschliche in der Poesie sehr leicht verloren, um wie viel mehr das für eine nur auf historischem Wege vermittelbare und verständliche Gestaltung derselben, wie es im hohen Maße die Dichtkunst unseres deutschen Mittelalters ist. Wenn schon jenen augenblicklich drängenden Fragen gegenüber das allgemein Menschliche, soweit es überhaupt noch in diesem Momente Jemand in der Poesie geltend zu machen wagt, farblos und trivial erscheinen muß, was wird man dann von einer Richtung derselben urtheilen, welche zum guten Theile gerade in der Anerkennung und Liebe dessen ihren Inhalt findet, wogegen sich die geistigen und physischen Kräfte unserer Zeit im lebhaftesten Kampfe befinden.

Wie ich aber nun auf der einen Seite die Stimmung und Neigung der Zeit gegenüber jenen Denkmälern unseres Alterthums recht wohl zu erkennen glaube, so halte ich es auf der anderen Seite für eine Art von Pflicht, allen Vorurtheilen, allem hochmüthigen Absprechen und verächtlichen Heruntersehen entschieden entgegenzutreten. Wenn Jemand erklärt, es fehle diesen mittelalterlichen Gedichten um sich an ihnen ungetrübt erfreuen und erquicken zu können, entweder die rechte Form oder der rechte Gehalt, so ist gegen eine solche Ansicht nichts einzuwenden; wenn aber Jemand vom pythischen Dreifuße herab verkündet, der ganze Plunder müsse als durchaus unbrauchbar bei Seite geworfen werden, und in demselben Athemzuge von dem bedeutenden Gewinne spricht, den man aus den Lehren der Geschichte zu ziehen habe, so gebe ich einem Solchen zunächst zu bedenken, wo denn überhaupt sich der Geist der Geschichte reiner ausspreche, als in den Erzeugnissen der Poesie, und in dem Maße reiner und leichter erfaßlich, je naiver und unmittelbarer sie ist. Daß aber unsere mittelalterliche Poesie naiv und unmittelbar sei, das wird selbst ihr erbittertster Gegner nicht abläugnen. Mag man also noch so wenig inneren Zug zu diesem Gebiete unserer Literatur fühlen, was, wie gesagt, ich ganz natür-

lich finde, denn wie Wenige haben Muße und Veranlassung, jene Vermittlung und Versöhnung auf historischem Wege eintreten zu lassen, und noch Wenigere einen so durch und durch poetischen Sinn, um ohne eine solche Vermittlung sich mit ihr verständigen zu können, so soll man ihr doch ihre höchste Bedeutung für das innerliche Verständniß der Geschichte als eigentlichem Schlüssel des geistigen Lebens der Vorzeit lassen. Und hauptsächlich von diesem Standpunkte aus bitte ich das anzusehen, was ich über eines der Erzeugnisse jener Periode, über das Epos von Gudrun, hier mittheilen werde; nicht mit dem bloß ästhetischen Urtheile möchte ich dasselbe betrachtet wissen, sondern vornämlich als Beitrag zu einer eindringenden Würdigung des geistigen Lebens unserer eigenen Vorzeit, somit auch als Mittel zum Verständnisse der Gegenwart selbst, die nur ein Resultat derselben ist, auch nur allein aus ihr innerlich verstanden werden kann. Es schien aber dieses Gedicht vor vielen anderen für eine solche Betrachtung passend, weil gerade hier eine ganz ursprüngliche Zeit, welche noch die reinen und noch ungemischten Grundlagen unseres eigenen Volksgeistes deutlich erkennen läßt, uns entgegentritt. Denn obgleich in der Gestalt, wie es jetzt vorliegt, seine Abfassung der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört, also einer Periode, wo das Leben unserer Nation durch Berührung mit den verschiedenartigsten fremden Elementen, insbesondere mit dem Christenthume und den Trümmern der römisch-griechischen Cultur eine vielfach veränderte Färbung angenommen hatte, die nur schwer den ursprünglichen Gehalt desselben erkennen läßt, am allerwenigsten aber in der Poesie der Zeit, welche, eben weil sie durch und durch naiv ist, so recht die unmittelbarste Gegenwart abspiegelt, so ist doch alles, was nicht zur äußerlichsten Form gehört, nicht bloß die zu Grunde liegende Idee, sondern auch die Gestalten, die in dem Gedichte erscheinen, die Erzählung selbst in ihren hauptsächlichsten Zügen nur allein in jener Epoche entsprungen, welche vor allen diesen Berührungen fremdartiger Elemente vorherging.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung unserer Literatur, insbesondere unserer Poesie, wie sie durch die Einwirkung des ganzen Gangs der Geschichte bedingt wurde, so erklärt sich diese allerdings auffallende Erscheinung sehr bald. Mit dem allmählichen mehr oder minder gewaltsamen Eindringen jener fremden Elemente

nämlich ist auch eine große Zerklüftung des äußeren und inneren Lebens unserer Nation eingetreten, ein Vorgang, der eigentlich an und für sich betrachtet und wenn wir die Geschichte mit heute und morgen als abgeschlossen ansehen, was stillschweigend die Art der Meisten ist, die darüber denken oder wenigstens reden, als ein unendliches Unglück betrachtet werden muß. Wie im äußern Leben und Treiben der Nation etwa seit dem 9. Jahrhundert einzelne Stände, ganze Reihen von Individuen sich schroff und schroffer von dem eigentlichen Kerne des Volkes trennten, wie sie dann auch als Ausdruck ihrer Standeseigenthümlichkeit eine dem übrigen Volke geistig entfremdete Literatur schufen, dieß Alles hier nur in den Grundzügen zu erörtern; würde zu weitführen. Genug, im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also ungefähr vierhundert Jahre, nachdem die ersten Symptome dieser Erscheinung wahrgenommen werden, ist die Kluft so groß, daß jene Stände gewissermaßen nur noch äußerlich mit der Masse der Nation zusammenhängen, innerlich aber viel enger mit den gleichzeitigen und aus denselben Grundlagen hervorgegangenen ähnlichen Bildungen ganz fremder Länder, vor Allem Frankreichs und Italiens, Englands und Spaniens, in Verbindung stehen. Das ist die Zeit, welche man nach einer ihrer charakteristischsten Erscheinungen die Periode des Ritterthums zu nennen pflegt. Sie hat so gut wie jede andere ihre eigenthümliche Poesie hervorgebracht, deren Denkmale oft einzig und allein als Zeugnisse für das ganze geistige Leben des Mittelalters gelten müssen, was durchaus unzulässig ist. Denn daneben hat sich überall, wo das Ritterthum seine Blüten trieb und allerdings nach außenhin sich als den wahren und einzigen Repräsentanten der Nation geltend machte, auch ein selbständiges Volksleben erhalten, welches sich sehr bald mit größerem oder geringerem Erfolg in Opposition zu ihm befand, sogar über jenes den Sieg davon trug. Und wie im Gebiete des politischen und socialen Lebens, so geschah das auch auf dem der Literatur im weiteren Sinne, zunächst aber in der Poesie.

In der Zeit freilich, welcher das unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nehmende Epos von Gudrun seine Entstehung verdankt, war noch lange nicht an einen solchen Sieg zu denken, obgleich gerade hier ein wichtiges Moment erscheint, welches wenn auch nicht auf das Uebergewicht der Volkspoesie, so doch auf eine größere Geltung, die sie sich allmählich errungen hat, schließen läßt. Es

ist nämlich einer der ersten Versuche eines offenbar dem Ritterthume durch seine äußere Stellung und Bildung angehörigen Dichters, einen Stoff zu behandeln, welcher in seinem ganzen Wesen in geradem Gegensatz zu den Lieblingsgegenständen der damaligen romantischen Poesie steht, welcher nichts von dem Abenteuerlichen, Zufälligen, Grotesken und nach unseren Begriffen kindisch Unfertigen in sich trägt, was jene charakterisirt, worin kein Ideal des Ritterthums, weder der Frauendienst in der chevaleresken Weise der Zeit, noch der Kampf gegen die Ungläubigen, Heiden und Muhamedaner, noch auch jene durchaus inhalts= und gedankenlose und poetisch ganz verwerfliche Kampfes= und Waffenlust, die bloß um ihrer selbst Willen sich über Hals und Kopf von einer Gefahr in die andere zu stürzen Miene macht, aber noch mehr mit dem Schwert klirrt, als daß sie wirklich zuschlägt, auch nur in den leisesten Spuren sich angedeutet fände. Und zwar ist dieser Versuch mit aller Anerkennung und Achtung vor der Eigenthümlichkeit des Stoffes gemacht, es ist nicht, wie das etwa der letzte Ordner der Lieder von den Nibelungen und viele Andere gethan haben, beabsichtigt worden, ihn der romantischen Poesie der Zeit durch allerlei Verbrämungen und Zuthaten wenigstens äußerlich näher zu führen, ein Wagniß, das bei jenem Gedichte von unkannter Hand mit beispielloser Selbstgefälligkeit und ebenso beispiellosem Ungeschick gemacht wurde. Später freilich konnte auch unsere Gudrun diesem traurigen Schicksale nicht entgehen, in solche jedenfalls sehr wohlmeinende aber höchst geistlose Hände zu gerathen, ja wie es scheint, ist sie mehr als einmal desselben theilhaftig geworden, doch zum Glücke ist in diesem Augenblicke die literarhistorische Kritik so weit gereift, um mit leichter Mühe und unbestreitbarem Erfolge ihre schon an den Nibelungen erprobte Thätigkeit auch hier anzuwenden und den echten Kern von all dem später äußerlich angeleimten Tande scharf heraustrennen zu können, so daß sich jetzt ein jeder, der überhaupt sein Auge aus Vorurtheil oder Eitelkeit den Fortschritten der Wissenschaft nicht verschließt, dem reinen und ungestörten Genusse hingeben kann, mag er nun durch umfassende literarhistorische Studien und mit Hülfe der Reflexion gewonnen oder unmittelbarer Natur sein, oder endlich, sich nur auf die historischen, stofflichen Ergebnisse beschränken, die für die Anschauung einer uralten Periode unseres geistigen Lebens hier zum

Vorschein kommen. Und von dem letzteren Standpunkte als dem allgemein gültigsten ausgehend wollen wir uns hauptsächlich zu einer Analyse des Inhaltes wenden, während ich zugleich durch Mittheilung einiger gewählter Stellen, in möglichst bis in das Mangelhafte und Beschränkte des Originals treu wiedergegebener Uebertragung, die Anforderungen derjenigen, welche außer jener Betrachtungsweise auch zu einer der anderen Lust oder Veranlassung haben, so gut es gehen will, zu befriedigen versuchen werde.

Vorher aber wird es um so mehr passend sein, das Wichtigste von dem, was auf das äußerlich Literarhistorische des Gedichtes Bezug hat, anzudeuten, weil erst in neuester Zeit etwas Sicheres und Befriedigendes darüber bekannt geworden ist, was noch keinen vollständigen Eingang in die gewöhnlichen Darstellungen unserer älteren Literaturgeschichte gefunden hat. Der Name des Dichters zunächst ist zwar noch nicht ermittelt, indessen weist Alles darauf hin, daß er seiner äußeren Stellung nach dem Ritterstande angehörte und in dem Anfange des 13. Jahrhunderts lebte. Nach geistreichen Wahrnehmungen über den Einfluß anderer damals entstandener Gedichte auf die äußere Form, namentlich auf die Behandlung der Sprache und des Reims in unserer Gudrun, möchte man versucht sein, die Jahre 1210—1212 für ihre eigentliche Entstehungszeit festzusetzen, ebenso haben andere scharfsinnige Beobachtungen ergeben, insbesondere ein genaues Studium der dialektischen Formen, so weit sie sich noch erkennen lassen, daß Oesterreich oder Steiermark ihre Heimat ist, so wie so vieler anderer Gedichte damaliger Zeit, mögen sie nun der Volks- oder ritterlich-romantischen Poesie angehören, denn beide blühten dort in jener Zeit auf das herrlichste nebeneinander. Man hatte in früherer Zeit, ehe man sich eine eindringendere Vorstellung von der Art und Weise der Verbreitung der deutschen Heldensage zu bilden vermochte, nach dem Schauplatze der Begebenheiten, die das Gedicht uns vorführt, welcher dem Küstenlande der Nordsee angehört, geschlossen, daß dasselbe auch nur dort allein entstanden sein könne. Indessen weiß man, abgesehen von allem Anderen, was dagegen spricht, nun recht wohl, wie gleichförmig durch ganz Deutschland alle nationalen Sagen, mögen sie nun ihren localen Ursprung am Rhein oder an der Donau, in den Alpen oder an der Nordsee haben, verbreitet waren, und oft in örtlich der ursprünglichen Hei-

mat ganz entgegengesetzten Punkten am meisten Anklang, und in Folge dessen auch poetische Verarbeitung gefunden haben, in welcher Gestalt sie dann öfters wieder ihrem eigentlichen Vaterlande als etwas Neues und Fremdes zugeführt wurden. — Nicht lange nach der Vollendung des Gedichtes, das übrigens in dieser Gestalt wenig aus seiner Heimat, dem deutschen Donaulande, bekannt wurde, sind auch die ersten Versuche, es mit Einschiebseln im Geschmack der Zeit zu versehen, ebenfalls von unbekannter Hand gemacht und öfters im Laufe dieses 13. Jahrhunderts wiederholt worden, die erst die neuste Kritik davon zu trennen im Stande war. Aber selbst in diesen sangreichen Gegenden seines Vaterlandes muß es bald in eine Art von Vergessenheit gerathen sein, dieß geht schon aus dem einzigen Umstande hervor, daß bloß eine Handschrift erhalten ist, die noch dazu einer späteren Zeit angehört. Sie wurde nämlich auf Befehl Kaiser Maximilians I. gemacht, des ritterlichen Freundes der Poesie, der, wenn er gleich weniger Geschmack darin zeigte, als man von einem Dilettanten selbst damaliger Zeit billig voraussetzen darf, doch wegen der Pietät, womit er die poetischen Reste früherer Jahrhunderte, vor Allem unsere Gudrun dem Untergange entriß, ein dankbares Gedächtniß bei allen denen verdient, die sich für unsere ältere Literatur interessiren.

Gehen wir nun von diesen äußeren Notizen zu dem Gedichte selbst, so muß uns zunächst das höchlich auffallen, daß wir es eigentlich nicht mit einer, sondern mit zwei ziemlich selbständigen Epopöen zu thun haben, wovon nur der zweiten der für das Ganze gewöhnlich geltende Name Gudrun zukommt; das erste Stück aber, von selbem Umfange wie das zweite, unterscheidet sich an und für sich und nicht im Zusammenhange mit dem Haupttheile desselben betrachtet, in seinem Inhalte wenig von einer ganzen Reihe anderer mittelalterlichen Dichtungen, wenn gleich die Durchbildung und Gestaltung des Stoffes hier auf eine ganz eigenthümliche Weise versucht ist, die mit ihren großen Vorzügen und nicht minder bedeutenden Schwächen im schroffen Gegensatze zu dem eigentlich romantischen Epos der Zeit steht, wie eine kurze Uebersicht leicht ergeben wird, und in einigen der wesentlichsten Momente im Verlaufe dieser Vorlesung noch genauer hervorgehoben werden soll.

Hetel, ein König im Nordseegebiete, auf dem Insellande Hegelingen thronend — wobei der Sage, wie es scheint, das heutige

Helgoland dunkel vorschwebt — will zur Reife des Mannesalters gelangt, eine Gemahlin, die seiner werth ist, heimführen. Auf das Wort eines Vasallen und Gefährten seiner Jugend, der Hilde, Hagens, des Königs von Irland, Tochter, als die schönste aller Frauen preist, beschließt er, daß diese und keine andere den Thron mit ihm theilen solle. Aber es ist unmöglich um sie zu werben, wie um ein anderes Weib, denn Hagen, ihr Vater, hat jedem den Tod gedroht, der dieß versuchen wolle. Es giebt also keinen anderen Rath, als List oder Gewalt zu ihrer Entführung anzuwenden, und drei Helden aus Hetels Ritterschaft werden damit betraut. Es ist Frute, der kluge, vielerfahrene, stille und besonnene, Wate, trotz seiner greisen Locken noch immer der alte rastlose Kämpfer, der von keiner anderen Kunst als dem Waffenhandwerk etwas wissen will, und endlich Horant, Ritter und Sänger zugleich, dieselbe durch und durch von Poesie verklärte Gestalt, die in den Nibelungen als Volker von Alzey erscheint. Diese Drei rüsten ein Schiff, oben mit den köstlichsten, reichsten Waren beladen, aber im Kiele birgt es eine Schar auserlesener Krieger. In Irland gelandet, erregen die ritterlichen Kaufleute überall große Verwunderung; Alles strömt hin, um ihre Schätze zu sehen, und der König Hagen, durch überreiche Geschenke gewonnen, giebt ihnen erst seinen Schutz und dann die Erlaubniß, an seinem Hofe zu erscheinen. Da ist es denn die verwandte kräftige Natur Wates, mit der er sich schnell innig befreundet. — Er versucht sich mit ihm in ritterlichen Uebungen, bei denen Jeder an dem Anderen seinen Meister findet, Tag für Tag, und läßt so die anderen Fremden mehr als ihm gut ist aus dem Auge. Horant nämlich hat unterdessen durch seine edele Kunst sich Aller Herzen erworben, und es ist ihm sogar gelungen bis zu Hilde selbst ohne Vorwissen ihres Vaters zu gelangen. Hören wir mit den eigenen Worten des Gedichtes, wie ihm das möglich wurde und dann, wie treu, klug er diese Zusammenkunft zu benutzen versteht, um den Entführungsplan um ein gutes Theil der Vollendung näher zu bringen:

Das war an einem Abend, wo das ihm so gelang,<br>
Da von Dänemarken der kühne Degen sang<br>
Mit also süßer Stimme, daß es wohl gefallen<br>
Mußte allem Volke und schweigen der Vöglein Singen und Schallen.

Da sprach die schöne Hilde: „Was ists, das ich vernahm,
Die allerbeste Weise nun in mein Ohr mir kam,
Die je auf dieser Erde ein Sänger hat ersonnen.
O wüßten sie die Unseren, das sollt mir sein zu steter Freud und Wonnen."

Es riefen Hagens Helden: „Ritter singt noch mehr,
Siechthum fühlt nimmer, mags lasten noch so schwer,
Wer lauschen darf der Stimme, die tönt aus Eurem Munde.
Ja wollte Gott, wir hätten des Sanges solche Kunde."

Die Thiere in dem Walde die Weide ließen stehn,
Die Schlänglein, die im Rasen leise schlüpfend gehn,
Die Fische, so im Strome die Flossen sollten heben,
Sie alle hörten stille der süßen Töne zauberhaftes Schweben.

Von dem Gesange entzückt, entbietet Hilde den edelen Sänger heimlich ohne Hagens und ihrer Mutter Vorwissen in ihr Gemach und bittet ihn, sie mit seiner edeln Kunst zu ergötzen. Horant antwortet:

„Und wagt ich Euch zu singen, o schöne Herrin mein,
Das Haupt muß mir fallen, das soll die Strafe sein,
Wills Hagen Euer Vater. Doch wärs in unserm Lande,
Gäbs nichts bei Gott im Himmel, was je aus Eurem Dienste mich verbannte."

Sie sprach: „Wer ist Dein Herre und wie ist er genannt,
Trägt er Königskrone, hat er eigen Land?
Um Deinetwillen möcht ich Huld ihm gern erzeigen."
Da sprach der kühne Ritter: „Er ist der größte König in allen diesen Reichen.

Und verräth uns Niemand, o schönes Mägdlein,
So sagt ich Dir gerne wie uns der Herre mein
Von seinem Königshofe übers Meer weit entsandte,
Um Deinetwillen Jungfrau, zu Deines Vaters Hagens fernem Lande."

Und weiter sprach Horant: „Er läßt Dir entboten sein,
Sein Herze Dich minnet, ewig Dich allein.
Nun laß ihn o Herrin Deine Güte schauen,
Du bists, dies ihm geschaffen, daß gram er werden mußte allen Frauen."

Sie sprach: „Da Deines Herren Sinn ich nun erkannt,
So sei ihm die Botschaft von mir also gesandt:
Ich lohn ihm noch die Treue, vergelt ihm noch sein Minnen,
Wagt ichs vor meinem Vater, wohl gerne wollt ich folgen Euch von hinnen."

Freudig eilt Horant zu seinen Gefährten, um ihnen das eben Gehörte zu verkünden, daß die edele Jungfrau ihrem Könige gewogen sei, und nun bleibt nur noch eines, freilich das Schwerste, übrig, die Entführung selbst mit List und Geschick zu bewerkstelligen. Dazu muß eine Einladung dienen, die an König Hagen, die Königin und ihre Tochter von den drei Helden ergeht, ihr Schiff, beladen mit den reichsten Kostbarkeiten, zu besehen. Es ist die letzte Freundschaftsgabe, die Wate von König Hagen vor seiner Abfahrt verlangt, und weil keine für den Geber wie den Empfänger ehrenvoller gedacht werden kann, so steht der König auch keinen Augenblick an, seinem ritterlichen Gesellen sie zu gewähren. Am nächsten Morgen naht sich ein stattlicher Zug dem Schiffe, der König, die Königin und in ihrer Begleitung Hilde kommen. Schlau wissen sie diese von ihrer Mutter und ihrem Vater, die sich mit den meisten Leuten des Gefolges am Ufer von den dort kunstreich aufgestellten Kostbarkeiten fesseln lassen, zu trennen und sie, die schon in den Plan gewilligt hat, auf das Schiff zu bringen. Sogleich werden die Segel aufgezogen, die Ruder eingesetzt, ehe Hagen und die Anderen von ihrem sprachlosen Erstaunen sich erholen. Was hilft es dem Könige, daß er dann in rasendem Zorne tobt, sein Schwert zückt und seine Lanze nach den Flüchtigen schleudert, daß das ritterliche Gefolge in ohnmächtiger Wuth die Waffen erhebt? Die Fremden haben es klug vorgesehen, daß kein Schiff am Strande ist, und Niemand kann es ihnen wehren, daß sie zu dem Schaden, den sie dem Könige eben gethan, noch Hohn und Spott in reicher Fülle wegen seines fruchtlosen Tobens gesellen.

Sie steuern der Heimat zu; unterwegs treffen sie Hetel, der in banger Erwartung und Sehnsucht ihnen entgegengeeilt ist. — Aber bald, scheint es, soll die Rache die kecken Räuber ereilen; Schiffe sind herbeigeschafft, von tüchtigen Helden bemannt und am Abend ist König Hagen den Fremden, die seine Tochter entführten, schon so nahe, daß sie an kein Entkommen durch die Flucht mehr denken, sondern nur den härtesten Kampf übrig haben. Sie verlassen deshalb ihr Schiff und haben kaum Zeit, auf einem sandigen Eilande in Schlachtreihe sich zu ordnen, als auch schon die rachedurstigen Feinde ihnen gegenüber sind, ihre Schiffe verlassen und ihnen entgegenstürmen. Da ist es denn Wate und Hagen, die

beiden unter den Waffen ergrauten Helden, die die Seele des Kampfes bilden; sie, die sich vor Kurzem noch im Scherz=Ritterspiele gemessen, treffen jetzt vom grimmigsten Hasse entflammt auf einander. Lange schwankt der Sieg zwischen Beiden, endlich trifft Wates Schwert des Königs Helm, daß es ihm vor den Augen dunkelt und er ist verloren, hätte nicht Hilde die Noth ihres Vaters gesehen und Hetel, der tapfer unter den anderen Helden streitet, mit angstvoller Stimme angefleht, dem Grimme des alten Wate ein Ende zu machen. Hetel, von seinen Genossen gefolgt, das wehende Königsbanner voran, bahnt sich mit Mühe durch sein gutes Schwert einen Weg zu dem Heldenpaare, das dort im grauenvollsten, dichtesten Kampfgewühl wuthentbrannt sich gegenüber steht. Schwer nur gelingt es ihm, Beide zu scheiden; Wate ist von der Hitze des Kampfes und der stolzen Siegeshoffnung so entflammt, daß er nur mit Zögern der Stimme seines Herrn und Königs, die ihm Friede gebietet, gehorcht, König Hagen zu sehr von Zorn und Scham erfüllt, als daß er aus der Hand seines Feindes das Leben als Geschenk nehmen möchte. Endlich siegt doch die lichtere Seite seines Gemüthes; er reicht die Hand zur Versöhnung, und in raschem aber nothwendigem Wechsel herrscht in seiner Brust jetzt freudige Anerkennung, bewundernde Neigung zu dem noch eben bis zum Tode gehaßten Hetel, dem Räuber seiner Tochter. Diese freilich vermag einen so schnellen Uebergang der Stimmung im Gemüthe ihres Vaters nicht zu ahnen, noch weniger zu hoffen, daß er ihr jetzt das Leid, welches sie ihm angethan, vergeben werde. Darum klagt sie, daß sie sich scheuen müsse, ihn, ihren besten Freund zu begrüßen, denn leider würde er sich ja verachtend von ihr abwenden. Ueber all diesen Kummer hilft ihr Hetels, ihres Geliebten, rascher Entschluß hinweg; er fühlt als Mann und Held besser als das Weib, wie es im Herzen des alten Recken aussieht. Er und Frute führen die Angsterfüllte, Widerstrebende an der Hand hin zu ihrem Vater, und dieser, der seiner Tochter in stolzer Freude über den heldenhaften Eidam Alles vergeben hat, bewillkommnet sie freundlich und liebevoll, ehe sie noch Worte zum Gruße finden kann. So ist aller Angst und Noth ein Ende gemacht; Hilde kann ihrem Verlobten nun mit freudigem Herzen angehören; der Vater hat ihren Bund gesegnet. Fröhliche, festliche Tage, fern von der leichenbedeckten Wahlstatt verfließen

ihnen noch zusammen, nur zu rasch, ehe sie sich trennen müssen, und Hagen und Hetel, Beide in vollkommener Zufriedenheit mit dem Ausgange der Begegnung, die anfangs so unheildrohend ausgesehen, kehren zu ihren Königsburgen heim, um die zurückgelassenen Lieben aufs schnellste aller Furcht und Angst zu entheben. Hildes Mutter muß sich wohl auf das Wort ihres Gemahles über das Glück ihrer Tochter freuen, dieser nämlich versicherte ihr, wenn er noch mehrere Töchter hätte, er würde sie alle nach Hetels Lande senden, denn nirgends seien bessere Helden als dort. —

Auf solche Art schließt dieser erste Theil des Gedichtes, für die mehr äußerliche Betrachtung vollkommen befriedigend, aber wie gesagt in seinem innersten Geiste um nichts über das Maß der gewöhnlichen Poesie jener Zeit sich erhebend, wenn wir ihn uns ohne Verbindung mit dem folgenden, der Geschichte Gudruns denken. Durch diese erst wird er in eine weit höhere, geistigere Sphäre gerückt, während, wie mir scheint, auch dieses spätere selbst wieder durch solche innere Verkettung mit dem früheren seine rechte Bedeutung und Weihe erhält, wodurch es sich der Idee nach mit dem Tiefsinnigsten und Innerlichsten, was die Poesie überhaupt zu irgend einer Zeit insbesondere während des Mittelalters hervorgebracht, auf gleiche Stufe stellt, zum ewigen Ruhme für den Geist unseres Volkes, aus dem es entsprossen ist. — Zunächst nun möge es mir erlaubt sein, der hochgeehrten Versammlung in kurzen Zügen wenigstens das Bedeutendste aus dem auch in seiner äußeren Entfaltung, nur nicht in der Form selbst, ungemein reichen und farbenspielenden Inhalte dieses Theiles, von dem, wie bekannt, das ganze Epos seinen Namen erhalten hat, vorzuführen.

Gar manches Jahr ist verschwunden, seitdem König Hetel Hilde gewonnen hat, und unterdessen ist ihre Tochter, Gudrun zu einer blühenden Jungfrau erwachsen; wie einst weit und breit in allen Landen Hildes Schönheit gepriesen, wie sie von heldenhaften, fürstlichen Jünglingen umworben worden, so jetzt ihre Tochter Gudrun. Selbst so fern hin, wie zu den äußersten Grenzen des Westens, bis nach Ormanieland, worin sich leicht ein Anklang an die Normandie oder benachbartes Seegebiet finden läßt, hat sie in der Brust des Königssohnes Hartmut heiße Sehnsucht nach ihrem Besitze geweckt. Seine Mutter Gerlint nährt dieses Verlangen eifrigst, sein Vater Ludwig, verständiger und mit den

Verhältnissen vertrauter, widerstrebt anfangs, endlich weicht er dem vereinten Andringen der Gemahlin und des Sohnes und giebt Einwilligung, feierlichst um die Tochter Hetels werben zu lassen. So stattlich und ansehnlich auch die Gesandtschaft von Ormanieland dort am Hofe des Königs von Hegelingen auftritt, so sehr sie sich für ihren Herren bemühen, es gelingt ihnen nicht, etwas Anderes als schnöde Abweisung von Seite der Eltern der Jungfrau,— denn sie selbst greift hier nicht im geringsten handelnd ein — zu erlangen. Der Grund derselben ist kein anderer als der nach den Begriffen der Zeit allerdings entscheidende, den Hilde mit der größten Bestimmtheit geltend macht: „Wie möchte Hartmut Gudrunen als Gatte geziemen, er, dessen Vater Ludwig nichts Anderes als ein Lehnsmann König Hagens von Irland ist. Es wäre ein schimpfliches Bündniß, König Hagens Enkelin und der Sohn seines Lehnsmannes.“ So leid es den Boten ist, müssen sie diese Antwort nach Hause bringen, die natürlich bei den Betheiligten je nach dem Gemüthszustande Schmerz, Erbitterung, Racheburst erregt. Es muß sich nur eine günstige Gelegenheit ergeben, und wir werden diese Leidenschaften zum Jammer des jetzt noch in stolzer, freudiger Sicherheit thronenden Königspaares und ihrer Tochter Gudrun aufs furchtbarste walten sehen, so furchtbarer je mehr sie für den Augenblick in das Innere der Brust verschlossen werden müssen; denn deutlich ist es, sogleich Rache zu nehmen, etwa durch einen Kriegszug in das Nordseeland, wäre bei der Macht König Hetels ein Unding. —

Besser als Hartmut glückt es einem anderen Freier, Herwig, der in einem benachbarten Lande König ist. Anfangs zwar ists ihm auch nicht anders ergangen als jenem; auch er hat für sein oft wiederholtes Werben nichts Anderes als Hohn und Verschmähen gefunden. Aber als Hetel ihn endlich gebeten, er möge doch seine fruchtlosen Bemühungen lassen, hatte er zur Antwort gegeben, nicht lange, so solle er ihn mit Schilden und Speeren bei sich sehen, und sogleich Wort gehalten, ehe nur Hetel sich bedenken und rüsten konnte. — Vor allen Feinden aber ist Herwig selbst im Kampfe voran und übertrifft Alle an ritterlichem Wesen, so daß Gudrun, wenn sie von den Zinnen des vom Feinde umlagerten und bestürmten Schlosses hinausblickt in den Kampf, sich sagen muß, daß der harte ungestüme Werber ihrem Herzen wenigstens ebenso

lieb wie leid sei. Es bedarf nur eines sie zum Handeln zwingenden Ereignisses, um sie, die bis dahin nie selbständig aufgetreten ist, auf einmal zur Entscheidung zu bringen. Das ist in dem Zusammentreffen Herwigs mit ihrem Vater König Hetel gegeben: sie tritt hervor, trennt die mit äußerster Erbitterung Kämpfenden und ruft, sie selbst wolle die Sache zu Ende bringen, und reicht, ohne daß jetzt noch ein Widerspruch des Vaters oder der Mutter möglich ist, Herwig aus freier, wirklicher Neigung die Hand zum Verlöbnisse.

Leider wird die Freude über dieses glückverheißende Ereigniß bald aufs unangenehmste durch traurige Nachricht aus Herwigs Heimat unterbrochen. Ein König von Mohrenland, Siegfried, hat zur See sein Land überzogen, mit Feuer und Schwert verheret, und eiligste Hülfe ist Noth. Aber selbst seine persönliche Gegenwart vermag nicht viel an dem Unglücke seines Landes zu ändern; die Uebermacht ist zu groß, er wird gezwungen sich in ein festes Bergschloß zu werfen, und sieht keine andere Rettung, als den Vater seiner Verlobten Gudrun um schleunigsten Beistand bitten zu lassen. Zwar scheint dieser dem aufgedrungenen Eidam noch nicht sonderlich geneigt, indessen überwiegt Gudruns Einfluß, deren geistige Kraft nun plötzlich in imposanter Entfaltung da steht, jetzt ebenso sehr, wie sie sich früher willenlos der Laune der Eltern fügte, und er giebt ihrem dringenden von Liebe und Angst erfüllten Flehen nach, sich selbst auf den Weg zu machen, um mit der Macht seines Reiches Herwig dem Untergange zu entreißen.

Gegen die Kraft der nordischen Helden, unter denen wieder Wate, vermögen die aus dem Süden gekommenen Scharen nicht Stand zu halten, bald ist Herwig aus seiner Bedrängniß befreit, die Feinde zerstoben und reiche Beute gewonnen. Es scheint nichts mehr zur Vollendung seines Glückes zu fehlen, als im Geleite König Hetels zu seiner Verlobten zu eilen und sie in sein Reich heimzuführen. Aber je fröhlicher dieser Zug den von allen hohen Gefühlen, die ein Menschenherz rascher schlagen machen können, erfüllten Helden sein würde, desto entsetzlicher wirkt auf sie das Unglück, was, während sie in der Ferne siegreich kämpften, in der Heimat geschehen ist, dessen Kunde sie noch im fremden Lande erreicht und fürs erste die Heimfahrt noch hinausschiebt. Jetzt, so lange das Land von allen Helden entblößt war, hatte es Lud-

wig und Hartmut Zeit geschienen, ihre Pläne, die ihnen Rachsucht und verschmähte Liebe eingab, ins Werk zu setzen. Noch einmal, aber wie sich von selbst versteht, nur zum Scheine, senden sie eine Botschaft zur Werbung um Gudrun nach Hegelingen, mit der Drohung, wenn sie eine abschlägige Antwort brächten, so solle die schöne Gudrun gar bald manchen Recken zur Augenweide vor ihrer Königsburg sich tummeln sehen. Die Antwort, stolz und ehrenhaft, aber unklug genug in ihrer Verlassenheit, ist: „Sie hat schon einen Geliebten, die herrliche Jungfrau, den sie allein im Herzen trägt, wollt Ihr Ihren Wein nicht trinken, so schenket man Euch heißes Blut zum Solde.“ Was vorauszusehen war, geschieht nun.

Ludwig und Hartmut sind mit ihren Scharen in unglaublich kurzer Zeit da, denn sie konnten wohl im Voraus denken, wie der Erfolg ihre Botschaft sein werde. So wenig Krieger auch zurückgeblieben sind im Lande Hetels, diese wenigen, Hilde und Gudrun selbst verzagen nicht. An Kampf im offenen Felde ist nicht zu denken, darum wird nur die Königsburg selbst, so gut wie es in der Eile geht, verwahrt und bemannt. Doch aller tapfere Widerstand hilft gegen die Uebermacht nichts; das Thor wird gesprengt und herein in den Palast König Hetels wehen die blutigen Fahnen Ludwigs und Hartmuts, die bald auf den Zinnen des Schlosses flattern. Wer von den Bewohnern des Palastes dem Tode entronnen ist, muß sich der Gnade des Siegers anheimgeben: Gudrun selbst sieht den in tiefster Seele von ihr gekränkten Hartmut sich gegenüber, der sie mit den bösen Worten begrüßt: bis dahin sei er von ihr stets verschmäht, nun seis an ihm auch zu verschmähen, daß irgend Jemand in diesem Hause am Leben bliebe. Gudrun aber, wie das Lied sagt,

> Sprach da nichts weiter als „O weh, Vater mein,
> Solltest Du das wissen, daß man die Tochter Dein
> Gewaltiglich führte aus Deinem Lande,
> Mir armen Königskinde geschähe nicht der Schaden noch die Schande.“

Sie muß mit 62 Frauen ihres Gefolges dem Sieger in die Gefangenschaft folgen; die Mutter Hilde lassen sie zurück, damit doch Jemand da sei, das Unglück den heimkehrenden Freunden zu verkünden, wenn die Trümmer der Burg, die qualmenden Schutthaufen der Königsstadt, die Oede weit und breit das nicht schon genugsam thun könnten. —

So hören also die Helden, daß der Sitz der Freude zu einer Stätte des herzzerreißenden Jammers umgewandelt sei. Der erste Gedanke, sobald sie sich in ihrer todesähnlichen Betäubung etwas zu faßen vermögen, ist natürlich Rache an den heimtückischen verrätherischen Räubern. Mit dem Weg, den diese, um in ihre Heimat, nach Ormanie, gelangen zu können, einschlagen müssen, wohl vertraut besteigen sie schleunigst die Schiffe und eilen ihnen mit Anstrengung aller Kräfte nach. Diese, die wohl so rascher Verfolgung sich kaum versehen haben mochten, hatten in guter Ruhe und im Gefühle vollkommenster Sicherheit — sie mußten ja glauben, Hetel und Herwig seien noch im Kampfe mit Siegfried begriffen — auf einem dünenumgebenen Werthe mitten im Meere, dem durch die Sage so sehr gefeierten Wülpensande, sich gelagert, um sich dort nach den Anstrengungen des Kampfes und Sieges in Hetels Lande einige Tage Rast und Erholung zu gönnen. Da erblicken sie die Schiffe der Verfolger; sich durch die Flucht dem Zusammentreffen zu entziehen, ist bereits zu spät; sie müssen also um jeden Preis kämpfen.

Erst versuchen sie es, die Landung der Fremden zu verhindern, nach einem hartnäckigen Gefechte wird sie von diesen erzwungen; Herwig selbst, wie immer allen voran, springt zuerst vom Schiffe hinab in die seichte See, und trotz eines Regens von Speeren stürmt er hinauf auf das Ufer, und das ganze Heer, von seinem greisen Könige, dessen Sohn Ortwin, dem alten Wate, Horant und Frute geführt, ihm nach. Aber dort finden sie harte Arbeit; die Helden von Ormanie, welche wissen, daß an kein Entkommen zu denken ist, zugleich von der Hoffnung entflammt, die köstliche Beute, die edelen gefangenen Jungfrauen vor Allem Gudrun heimzuführen, kämpfen verzweifelt, und als der Abend auf die Fluthen des Meeres und die öde Insel, die vom Getöse der Streitenden erhallt, niedersinkt, da beleuchten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne König Hetels Tod, der unter den Streichen Ludwigs erliegt.

Bis tief in die Nacht hinein währt das Morden, als wollte sich das verzweifelnde Wort Herwigs, es soll von Dreien kaum Einer am Leben bleiben, erfüllen. Endlich aber trennt sie doch die äußerste Erschöpfung, aber nur, wie Herwig und seine Freunde meinen, um beim ersten Grauen des Morgens den Kampf wieder zu beginnen und vollständig Rache für das doppelte, unge-

heure Leid zu nehmen, was die von Ormanie ihnen zugefügt haben. Doch Ludwig, der alte, vielerfahrene und gewandte Krieger, weiß durch eine List das zu vereiteln; ohne daß seine Feinde es ahnen, bringt er die Trümmer seines Heeres, die Gefangenen und die erbeuteten Schätze auf seine Schiffe und lichtet die Anker. Und als am nächsten Morgen Wate mit dem Heerhorn das Zeichen zur Schlachtordnung giebt, ist kein Feind mehr da, und an Verfolgung ist auch nicht zu denken, denn vom günstigsten Winde geführt, müssen sie, wie Frute, in solchen Dingen Meister, betheuert, einen Vorsprung von wenigstens dreißig Meilen haben. Da bleibt denn nichts übrig, als die gefallenen Helden auf dem Eilande zu begraben und traurig und mit zerrissenen Herzen nach Hause zurückzukehren, um Hilde diese neue Unglücksbotschaft zu bringen.

Wate, der den traurigen Heereszug heimwärts führt, verkündet nach seiner Weise auf die ängstlichen Fragen der Königin und der Anderen gleich die volle Wahrheit in ihrer ganzen Härte: „Sie sind alle erschlagen." — Der einzige Trost, den er zu geben weiß, ist: „Da diese nicht mehr wieder kommen, so wartet, bis unsere jungen Leute erwachsen sind, dann muß Ludwig und Hartmut ebenso klagen, wie wir jetzt." Ein Trost, der auf das stolze, hochtragende Herz Hildes allerdings Wirkung hat, ja so sehr wiegt die Königin in ihr vor, daß sie zunächst an die Rache und den Untergang der Feinde denkt und dann erst den Schmerz der Mutter über ihre Tochter Gudrun, die sie ihr in die harte Gefangenschaft geführt, walten läßt. —

Es thut nicht noth zu schildern, wie Gudrun selbst bis ins innerste Mark von Schmerz über ihr in immer neuen und immer entsetzlicheren Schlägen sie niederschmetterndes Unglück zerrissen ist, und wenn irgend Etwas in der Welt ihr Leid noch zu erhöhen vermöchte, so ist das die erneute Werbung, mit der sie Ludwig in Hartmuts Namen bedrängt, in solcher Gemüthsstimmung allerdings das Bitterste, was ihr geschehen kann. Das vermag freilich die zwar nicht gemeine und schlechte, aber doch ganz gewöhnliche und aller Gemüthstiefe baare Natur des normannischen Königs nicht zu fühlen, er wundert sich noch, wie sie auch in diesem Augenblicke, wo sie mit dem Jaworte aus der Gefangenschaft und der gegenwärtigen und zukünftigen Schmach sich lösen kann, dieß hartnäckig zu verweigern im Stande sei. Eher schon ist eine Ahnung davon Hartmut mög-

lich, der eben deshalb sich wenigstens nicht durch sein unmittelbar persönliches Hervortreten als von so ganz niederem Wesen, wie sein Vater, ausweist. Man sieht, in seiner halb aus edlen und feineren Gefühlen, halb aus gewöhnlichem Egoismus zusammengesetzten Natur, aus Egoismus, der sich selbst unter dem Gefühle dieser Liebe, wie sie bei ihm erscheint, und zwar ohne daß er es nur irgend selbst zu ahnen vermag, verborgen hat, kann sich noch kein reiner, sittlicher Gedanke frei und vollendet losringen: das Höchste, was er erreicht, was sein besseres Selbst ihm zu erreichen möglich macht, ist, daß er auch durch diese neue Zurückweisung nicht niedrig, rachsüchtig gegen Gudrun gestimmt wird, daß er die Gemeinheit der anderen auf Gudruns Schicksal Einfluß habenden Personen, seines Vaters und insbesondere seiner Mutter, so viel als möglich ist, zu mildern sucht. Und auf diese Weise ist die poetische Berechtigung wenigstens seiner Liebe, keineswegs, wie sich von selbst versteht, irgend ein möglicher innerer Anspruch auf Gegenliebe von Seite Gudruns auf eine nicht genug zu preisende Art von dem Gedichte gewahrt. Eine kurze Andeutung der sich unmittelbar anschließenden Scenen wird das noch anschaulicher hervortreten lassen.

Wie sich beinahe von selbst versteht, ist es ein Weib, Hartmuts Mutter, Gerlint, die von nun als Werkzeug der Erniedrigung Gudruns in den Vordergrund tritt. Mit wenigen aber festen Zügen ist ihr Wesen, wo möglich noch unbedeutender, leerer und gemeiner als das ihres Gemahles, gezeichnet, das, ohne von Natur gerade bösartig zu sein, sich, sobald es mit einer höheren edleren Gestalt wie Gudrun in Conflict kommt, auf der Stelle zu maßloser Rohheit hinreißen lassen muß, um wenigstens äußerlich den Sieg über jene zu behalten, der ihr innerlich nie zu Theil werden kann. Dabei läßt es Gerlint, was ebenfalls aus ihrem innersten Wesen mit Nothwendigkeit hervorgeht, nicht an entschuldigendem Vorwande für diese ihre Härte sowohl gegen die besseren Regungen in ihrem eigenen Inneren, als gegen die Vorstellungen ihres Sohnes fehlen: sie wisse wohl, wie man trotzige Kinder zu ziehen habe, und: die stolze Verachtung, die sie noch immer gegen Hartmut und dadurch gegen König Ludwig und sie, die Königin selbst, zeige, sei ein Schimpf für sie alle, der wohl harte Ahndung verdiene. Daß freilich solche Mittel, die sie allein

anwenden kann, um das stolze Herz Gudruns zu brechen, indem sie dieselbe die niedrigsten Mägdedienste verrichten läßt, gerade die entgegengesetzte Wirkung äußern, vermag sie wohl wahrzunehmen, aber nicht zu verstehen; es sei noch immer nicht genug gethan, wenn irgend noch eine größere Erniedrigung erdacht werden könne, dann hofft sie, werde sie sich schon beugen, und so steigert sich ihre Feindseligkeit in dem Maße, je ruhiger und besonnener sich Gudrun in das Unvermeidliche fügt, je mehr sie sich bemüht, durch feste Ergebenheit in ihr Schicksal ihrer Feindin nicht den geringsten Triumph über ihren Geist und Charakter zu gestatten. Vortrefflich benutzt das Gedicht eine nochmalige Werbung Hartmuts, welcher, so leid ihm auch die schmachvolle Behandlung der von ihm geliebten Jungfrau — geliebt, freilich so weiter überhaupt zu lieben vermag — ist, doch daneben im Stillen dasselbe wie seine Mutter Gerlint davon hofft, um die innere stolze Frische und Hoheit Gudruns mitten unter dieser schmählichen äußeren Erniedrigung noch einmal recht anschaulich vorzuführen, und nach dieser abermaligen Zurückweisung, scheint es, steigt in Hartmuts Seele wenigstens für einen Augenblick eine Ahnung auf von der inneren Unmöglichkeit, je auf Gegenliebe eines solchen Weibes, wie Gudrun, zu hoffen. Das hat bei seiner Natur die Folge, daß er von nun an weniger als früher der schonungslosen, rohen Härte seiner Mutter entgegentritt, die von jetzt keine Schmach für die zukünftige Braut und Gemahlin des Sohnes — denn noch immer giebt sie diese Vorstellung nicht ganz auf, sei es auch nur, um sich nicht mit dem Geständnisse, daß das unmöglich sei, die eigene Eitelkeit zu kränken — zu groß hält.

Unterdessen ist, freilich ohne daß es die arme, mißhandelte Gefangene weiß, schon Hülfe für sie in Bereitschaft. Sieben Jahre sind seit jener unglücklichen Schlacht auf dem Wülpensande verflossen, an der Stelle der damals Gefallenen ist eine frische, kräftige Heldenjugend herangewachsen, die vor Begierde brennt, die Schmach ihrer Väter zu rächen. Die Zeit ist gekommen, auf die Wate Königin Hilde vertröstet hat. Unter der Führung des alten Helden, neben dem wie so viele Jahre früher — denn die Helden der Sage haben so gut wie die mythologischen Frauen unvergängliche Kraft und Jugend — Horant, der ritterliche Sänger, und der weise Frute unter den Scharen der Jungen hervor-

leuchten. Boten werden eiligst gesandt zu Herwig, Gudruns Verlobten; der wußte wohl, weshalb sie kamen, und hat seit sieben Jahren wieder die erste freudige, wenigstens hoffnungsreiche Stunde. Er läßt Hilde entbieten, niemals soll es Hartmut vergeben sein, daß er seine Verlobte so lange gefangen gehalten, mehr als an irgend Jemand in der Welt sei es nun an ihm zu handeln. Desgleichen verkünden sie von Ortwin, Gudruns Bruder, dem König in Ortlande; er läßt die fürstliche Kurzweil, Falken und Sperber, und wappnet sich mit dem Kriegsgewand, zugleich mit ihm 20,000 seiner Mannen. Von allen Seiten strömen die kriegsmuthigen, rachedürstenden Scharen bei Hilde zusammen; sie erblickt ein Heer von 60,000 schwergerüsteten Kriegern zu ihrem Dienste und das trocknet ihr die Thränen, die nun seit sieben unglückseligen Jahren immer rannen, aber nur um sie, als das Heer nun wirklich die Flotte besteigt, die es nach Ormanie bringen soll, desto heftiger wieder strömen zu lassen, weil sie gedenkt, wie einst nicht anders, mit gleich freudiger Siegeshoffnung, ihr Gemahl König Hetel, der dort auf dem Wülpensande begraben liegt, ausgezogen ist, um nimmer wieder heimzukehren. Nach langer und mühseliger Fahrt, nachdem sie den allergrößten Theil des weiten Weges hinter sich haben, wird nach gewohnter Weise einige Tage gerastet auf einem Eilande mitten in dem Meere; Herwig und Ortwin, deren Gemüth mehr als aller Anderen nicht Ruhe finden kann, bis sie wenigstens Kunde haben, wie es der Geliebten und Schwester ergeht — denn noch wissen sie nicht einmal, ob sie noch des Lichtes der Sonne sich erfreut — eilen von dort auf leichtem Bote voraus, um selbst Kundschaft einzuziehen, während Wate das Heer unter seiner Obhut behalten und der Wiederkunft seiner jungen Herren harren soll. Aber ehe es noch diesen Beiden gelingt, Ormanie zu erreichen, Gudrun zu sehen und ihr den Trost baldiger Erlösung zu bringen, hat schon ein Bote des Himmels den Weg zu ihr gefunden, und ihr, da sie allein am öden, winterlichen Ufer des Meeres die niedrigste Mägdearbeit verrichten, die Gewande der Königin Gerlint und ihres Hofgesindes waschen muß, das beinahe gebrochene Herz wieder aufgerichtet:

Es war in Fastenzeiten, mitten um den Tag,
Ein Vogel kam geschwommen, Gudrun zu ihm sprach:

„O weh Schwan, Du schöner, Du erbarmest mich gar sehr,
Daß Du immer mußt schwimmen auf dieser Fluth," sprach die Magd so hehr.

Da sprach der Schwan, der schöne: „Du magst Dich Glücks versehn,
Dir Mägdlein in der Fremde soll großes Heil geschehn.
Willst Du mich fragen nach Deiner Lieben Lande,
Ich bin der Deinen Bote, weil Gott zum Troste Dir mich her entsandte."

Da sprach die Jammersreiche: „Da Christ Dich hat gesandt
Mir Fremden zum Troste in dieses ferne Land,
So sollst mich lassen hören, o Bote, Du guter,
Lebt noch die Frau Hilde, die war der armen Gudrun greise Mutter."

Da sprach der edle Bote: „So thu ich Dirs kund:
Hilde Deine Mutter lebt und ist gesund,
Sie sendet Dir zur Lösung ein Heer in die Lande,
Größer denn ein König um lieber Freunde Willen je eins sandte."

Da sprach die edle Jungfrau: „Bote gut und hehr,
Daß Dichs nicht verdrieße, ich will noch fragen mehr:
Lebt noch Ortwin, der König von Ortlande,
Und Herwig, mein Verlobter? Das ists, was gerne ich von Dir erkannte."

Da sprach der Schwan, der schöne: „Das thu ich Dir kund:
Ortwin und Herwig leben und sind gesund;
Die sah ich auf den Wogen durchfliegen Meeresbreite,
Die kühngemuthen Degen, sie saßen dort an einem Ruder beide."

Nun weiß Gudrun genug; und es kümmert sie wenig, daß sie zu Hause von Gerlint wo möglich noch übler wie gewöhnlich empfangen wird, daß diese die heftigsten Drohungen ausstößt, wenn sie des nächsten Tages wieder so langsam und nachlässig wie heute ihre Arbeit vollenden werde. Nach schlafloser Nacht erscheint dann der Tag, trüb, feucht und kalt, wie es nordisches Seeklima um die Osterzeit bringt, aber Gudrun und Hildeburg, Gudruns vertraute Genossin und Unglücksgefährtin, dürfen deswegen nicht rasten; zwar ringt noch das Licht mit dem grauen eisigen Nebel des Morgens, sie aber müssen schon hinaus aus ihrem elenden Gemache, wo sie kaum vor dem Sturm und dem Schnee geschützte Lager haben, und mit einer schweren Last von Kleidern, die sie waschen sollen, bepackt, hinab dem Strande des Meeres zu wandern.

Wie die beiden Freundinnen nun dort am Ufer ihrer Arbeit obliegen, sehen sie ein Bot von zwei Männern gerudert dem Strande zusteuern. Gudruns erster Gedanke ist zu fliehen, damit sie kein Fremder, er möge sein wer er wolle, in dieser Erniedrigung, in diesem ärmlichen, sie kaum bedeckenden Sclavengewande erblicke. Aber die Flucht der beiden Jungfrauen ist von den Ankömmlingen schon wahrgenommen, sie sind eilig ans Ufer gesprungen und haben sie bald erreicht. Es sind die Fremden Niemand anderes als Herwig und Ortwin, die wir auf ihrer einsamen Fahrt verließen. Aber weder sie noch die Jungfrauen ahnen noch, wem sie sich gegenüber haben. Herwigs freundliche Stimme, die ihnen guten Morgen bietet — was ihnen von ihrer bösen Herrin niemals zu Theil worden ist — erweckt ihr Vertrauen, und es bedarf nicht der reichen Gaben, die ihnen Herwig verheißt, wenn sie ihm Auskunft über seine Fragen geben wollten, um sie zum Bleiben und Antworten zu vermögen. Doch sollen sie es schnell thun, bittet Gudrun, denn wenn man sie bei ihnen fände, das würde ihnen bei ihrer Herrin übel bekommen. Die beiden fremden Helden erfahren nun, was sie schon ahnen, daß sie sich in Ormanieland befinden, daß die stolze Burg vor ihnen Hartmuts und Ludwigs Schloß sei und daß diese Beiden mit ihrem ritterlichen Gefolge, ohne irgend an Feinde zu denken, sich es drinnen mit allerlei Kurzweil wohl sein lassen. Wie Herwig während des Gespräches die Jungfrau wieder und wieder anblickt, da schien es ihm, als gliche sie Einer, an die er so oft mit Seufzen gedacht. Endlich kann er es nicht länger lassen, er spricht zu Ortwin: „Wenn Eure Schwester Gudrun noch lebet, so ist es diese hier, die vor uns steht, und keine andere.“ Auch ihr, die bis dahin von Bestürzung und Scham geblendet war, wird es jetzt licht vor den Augen. „Ihr gleicht Einem,“ redet sie zu Herwig, „der heißt Herwig und ist von Seeland, lebt der Held noch, dann erlöst er uns von diesen Banden.“

Da sprach der edle Ritter: „Nun sehet meine Hand,
Ob Ihr das Gold erkennet, ich bin Herwig genannt.
Da mit wurd ich verlobt Gudrun zu Minnen,
Seid Ihr meine Herrin, ich führ Euch freudenreich von hinnen.“

Sie lachte in ihrer Wonne, da sprach das Mägdlein:
„Den Goldring wohl kenn ich, vordem war er mein,

Nun sollt Ihr sehen diesen, den mein Geliebter sandte
Als ich arms Mägdlein mit Freuden war in meines Vaters Lande."

Er blickte nach dem Finger, als er das Gold ersah,
Herwig der edele, zu Gudrun sprach:
„Nur eins Königs Tochter, die trug den Ring bis heute,
Nun hab ich nach manchem Schmerze gesehen Dich meine Wonn und Freude."

Zunächst freilich müssen sich die Liebenden, so weh es ihnen sein mag, wieder trennen. Herwig und Ortwin eilen zu den Genossen zurück, um die frohe Kunde des eben Erlebten zurück zu bringen, und Gudrun und Hildeburg sind, wenn auch hoffentlich nur für wenige Stunden, bis sie die Schilde ihrer Freunde in der Sonne blitzen sehen, wieder zu den niedrigen Mägdediensten wie vorher verdammt. Aber Gudrun denkt jetzt an Anderes, als an den Zorn und die Mißhandlung der alten Gerlint, womit sie bei der Heimkehr, wenn sie die Arbeit nicht vollständig gethan, empfangen werden wird; sie berührt keines der Gewänder mehr trotz des ängstlichen Zuredens der sorgsamen Hildeburg.

„Mich küßten zwei Könige und haben mich mit ihren Armen umfangen," giebt sie zur Antwort und trägt die verhaßte Bürde, das Werkzeug ihrer äußersten Erniedrigung, hin an den Saum des Meeres, um sie alle, mag nun kommen was da will, den Wellen zu übergeben.

Da nahet der Abend, wo sie heimkehren müssen, Hildeburg mit ihrem Theile Gewänder, die sie am Morgen herausgetragen, belastet, schweren Herzens, wenn sie an die nächsten Stunden denkt, Gudrun schreitet frei und leicht, die Brust von den kühnsten Gedanken geschwellt, neben ihr. Im Schlosse angekommen, tritt ihnen auch wirklich Gerlint entgegen: wo die Gewänder seien, die Gudrun habe waschen sollen, fragt sie scheltend, mit unheilverkündenden Blicken. „Die liegen unten am Wasser," ist Gudruns Antwort, „als ich sie mit heim tragen wollte, waren sie mir schwer, sollten sie geraubt werden, ist mirs leid."

Solchen Hohn von der Magd hören zu müssen, erhitzt Gerlints Zorn bis zur wahnsinnigen Wuth, sie will über sie herfallen, sie schlagen, wie sie es oft gethan: „Gemach" spricht jene, „rührt Ihr mich an, so wird es Euch übel bekommen, wenn ich Königskrone hier im Ormanieland trage; ich will den nehmen,

den ich bis zur Stunde verschmäht, ich werde Hartmuts Weib." Wie durch einen Zauberschlag ist Gerlints Herz durch diese Antwort umgewandelt, sie weiß sich vor Freude und Stolz nicht zu lassen: „Und hättest Du auch Tausend der kostbarsten Gewande verloren, gerne will ich sie missen, wenn Du Hartmut, den Fürsten von Ormanie Dir erwählst." Dieser so schleunig als möglich von seinem Glücke benachrichtigt, eilt, ohne länger als einen Augenblick an der Wahrheit zu zweifeln, herbei zu seiner Braut, die er freudig umfangen will. Sie aber spricht: „Nein, edler Fürst, erst muß ich nicht mehr die arme Wäscherin in ihrem Sclavenkleide sein, ehe sich das für Euch ziemt." Natürlich steht ihr nun auf der Stelle alle Bequemlichkeit, aller Ueberfluß des Lebens zu Gebote, sie jedoch fordert nichts, als andere, ziemendere Gewande und die Vergünstigung, alle ihre Genossinnen, die mit ihr in die Gefangenschaft geführt und bisher ihr hartes Loos getheilt haben, um sich zu versammeln.

Sie erscheinen, alle in dem nämlichen Kleide, was sie seit Langem gewohnt sind zu tragen, ein Hofgesinde, keineswegs einer Königsbraut würdig. Das fühlt auch Hartmut und wer sonst noch von seinen nächsten Freunden zugegen ist: alle beeifern sich, sie zu schmücken und sich Gudruns Huld dadurch zu verdienen. Dann bringt man ihnen Meth und den besten Wein, der im Palaste sich findet, daß sie sich gütlich thun können. Gudrun befiehlt, sie mit ihren Genossinnen allein zu lassen.

Augenblicklich wird gehorcht. Jetzt wo sie unbeobachtet sind, fließen die Thränen der Jungfrauenschar viel reichlicher als vordem, selbst im Augenblicke ihres tiefsten Elendes; sie glauben, nun müßten sie der Heimat auf ewig Lebewohl sagen. Gudrun aber lächelt, wie die Anderen wehklagen; sie heißt die Thüren fest verschließen, und nun wo sie sicher vor allen Spähern sind, offenbart sie ihnen das Geheimniß ihrer baldigen Erlösung. Frohes Entzücken bemächtigt sich aller und kaum vermögen sie das Licht des nächsten Morgens zu erwarten.

Wie dieser erscheint, sind auch die Befreier schon da. Herwigs und Ortwins Rückkehr zu dem Lager ihres Heeres war glücklich und in größter Verborgenheit vor den Feinden vollbracht worden. Die Kunde, die sie von der wiedergefundenen Schwester und Braut bringen, von der Erniedrigung der Königstochter, die

sie am Strande, wie ein gemeines Dienstweib, haben die Wäsche besorgen sehen, entflammt Aller Herzen. Noch, in derselben Nacht — denn Waten vor Allem hatte es nicht länger mehr ruhen lassen — waren sie von sonnenhellem Mondschein geleitet, aufgebrochen und als der Morgenstern aufgegangen ist, da erblickt Gudrun von der Zinne des Schlosses aus weithin nichts als glänzende Helme, funkelnde Schilde, sie sieht die schwanenweiße Fahne ihres Landes, die himmelblaue Herwigs, mit den wohlbekannten Blättern der Wasserrose geschmückt. Aber in demselben Augenblicke ertönt die Stimme des Wächters von der Höhe des Thurmes: „Wacht auf, Ihr stolzen Recken, auf, Herren, zu den Waffen! Ihr kühnen Normannen, ja traun, zu lang, zu lang habt Ihr geschlafen.“ Gerlint zuerst hat den Angstruf vernommen, sie eilt hinauf auf die Zinnen und wagt ob des drohenden Anblicks nicht recht ihren Augen zu glauben, sie weckt ihren Gemahl und ihren Sohn. Diese haben kaum die Feinde erblickt, so wissen sie auch, wer sie sind und daß es nun einen Kampf auf Leben und Tod gelte. Noch ehe sich die erschrockenen Ritter im Schlosse vollständig gewaffnet haben, ertönt schon dreimal nach einander Wates furchtbares Schlachtenhorn, das schon so oft das Zeichen zu dem blutigen Werke gegeben. Lautlos, nur das Wiehern der Rosse hört man, rückt das Heer an die Burg. Aber Hartmut, ein Held, nicht minder wie die Besten seiner Feinde, ist mit den Kühnsten seiner Ritter hoch zu Roß schon vor dem Burgthor. Er stürzt sich zuerst auf Ortwin, und es gelingt ihm, diesen jungen Ritter, der noch nicht oft den Ernst des Kampfes gesehen, zu verwunden..

Ebenso ergeht es auch auf der anderen Seite der Wahlstatt, wo Ludwig, der greise König, noch immer ein Held wie Wate, sich unter den Scharen seiner Feinde ein Opfer nach dem andern erwählt. Ja selbst Herwig erliegt zuerst vor seinen Streichen, bis ihn der Gedanke an Gudrun, vor deren Augen er kämpft, mit neuer, übermenschlicher Kraft erfüllt, auf ihn eindringt und ihm die angethane Schmach mit dem Todesstreiche vergilt. Nach dem Falle des Königs dringt das Heer der Feinde dicht geschlossen an das Thor und die Mauern heran, aber Hartmuts kampfesfreudiges Herz wankt noch nicht: „Ich kann nicht fliegen, Fittige habe ich nicht. Ich will nicht unter die Erde, wir können vor den Feinden auch nicht zu den Wellen der See, nun steigt ab, Ihr tapferen Ritter und kämpft

vor dem engen Thorwege zu Fuße!" ruft er den Seinen zu. Aber jetzt steht Hartmut dem alten Wate gegenüber, und daß er nun verloren sein muß, ist sicher. Das sieht Ortrun, Hartmuts Schwester, welche diesen Kampf ängstlich mit den Augen verfolgt, in Verzweiflung stürzt sie zu Gudrun und fleht sie, ihrem Bruder das Leben zu retten. Sie läßt sich erbitten und zum Glücke hört Herwig ihre Stimme und gehorcht auch sogleich ihrem Worte. Er dringt zu Wate und entreißt diesem, der in Kampfeshitze weder Freund noch Feind schont, mit Gefahr des eigenen Lebens, Hartmut, der nun sein Gefangener wird. Endlich ist es auch Wate und Horant gelungen, trotz aller Pfeile, Lanzen und Steinmassen, die ihnen entgegenfliegen, die gewaltigen Riegel, welche das Burgthor in den Fugen gehalten haben, zu zerhauen, und frei ergießt sich der ganze Strom der Krieger in das Innere der Burg, die sogleich von dem furchtbarsten Blutbade erfüllt ist. Die einzige Sicherheit ist bei Gudrun; dorthin stürzt Ortrun mit ihrem dienenden Gefolge, und wird von ihr mit der freundlichen Verheißung sicheren Schutzes bewillkommnet. Auch Gerlint, die alte Königin, nimmt jetzt in der Todesgefahr Zuflucht zu der von ihr Gemißhandelten, aber noch ehe Gudrun die Empfindungen des Zornes und der Rache, welche dieser Anblick in ihrem Herzen hervorruft, niederzukämpfen vermag, hat sie schon der alte Wate mit seiner furchtbaren Hand gefaßt und fortgerissen zu dem wohlverdienten Tode: „Königin, Du Stolze, Euch soll meine junge Herrin Eure Kleider nimmer waschen!" ist das letzte Wort, was ins Ohr der Sterbenden dringt. —

Nun ist auch nirgends mehr ein Feind zu bekämpfen, was noch lebend ist, wird begnadigt. Die Helden, Herwig an der Spitze, nahen in ihrer blutigen Schlachtrüstung ihrer befreiten Herrin. So schnell als möglich wird die Burg, der Schauplatz der ärgsten Verwüstung, verlassen und die Schiffe der Heimat zugewendet.

Auf solche Weise hat das Gedicht seinen befriedigenden Schluß gefunden; die zu Grunde liegende poetische Idee ist in der ganzen Fülle der Entwicklung, deren sie überhaupt fähig war, ins Leben getreten, und man darf wohl behaupten, daß in der Gestalt des Gedichtes, wie ich sie hier von allen ungehörigen Zuthaten gereinigt, der hochgeehrten Versammlung in ihren Hauptzügen vorgeführt

habe, kaum ein Moment, welcher benutzt werden mußte, wenn wir die höchsten künstlerischen Anforderungen an die Schöpfung stellen, nicht empfunden, wenigstens angedeutet, wenn auch nicht vollständig in wirklich kunstmäßiger Darstellung zur Entfaltung gekommen ist. Vor allen Dingen aber muß, betrachten wir die Composition des Ganzen in ihrer letzten Grundlage, der tiefsinnige Gedanke, welcher die beiden äußerlich getrennten Theile — jenen ersten von Hildes Entführung und den zweiten, Gudruns Geschichte selbst, mit einander innerlich verbindet, die größte Bewunderung in Anspruch nehmen. Es ist ein durch und durch tragischer im höchsten Sinne des Wortes, denn was kann großartiger gedacht werden, als diese Art von Sühne der objectiven Sittlichkeit, wie sie hier vor unseren Augen geschieht. Man kann ihn heidnisch-düster nennen. Es ist das eine Idee, die deutlicher oder unklarer zum Bewußtsein gekommen, in einer Reihe von Mythen, Dogmen oder Philosophemen und nicht wenigen Schöpfungen der Poesie aller Zeiten und Länder sich verkörpert hat. Weniger, glaube ich, wird man von unserm gewöhnlichen Standpunkte aus gegen den Grundgedanken des zweiten Haupttheils einzuwenden haben, den man als die sittliche Reinigung und Vollendung durch Unglück charakterisiren könnte, der jedoch seinen eigentlichen Schwerpunkt verliert, sobald jene Grundidee des Ganzen aufgegeben wird. Freilich bedarf es kaum der Erwähnung, daß der Dichter, welchem die Sage von Gudrun ihre gegenwärtig allein bekannte Gestalt verdankt, nicht auf den Ruhm Anspruch machen kann, die ganze unendliche Tiefe dieser Idee erfaßt zu haben, es ist dankenswerth genug, daß er nur überhaupt soviel Achtung vor der innersten Gestalt der Sage, wie sie ihm überliefert war, hatte, um sich vor aller willkürlichen Verstümmlung und Verdrehung zu hüten, was, bedenken wir die Richtung, welche damals die deutsche Poesie beherrschte, ihm so nahe lag. Der beste Beweis hiefür sind die Zuthaten, welche das Gedichte so bald erhielt und die nicht bloß das Zeugniß für ihre Verfasser ablegen, daß sie von dem innersten Gedanken desselben keine Ahnung hatten, sondern auch, daß sie mit einer Art von mitleidiger Geringschätzung auf es herabsahen und sich Wunder welches Lobes und Dankes der Nachwelt würdig hielten für ihr eifriges Bemühen, an allen möglichen Stellen, die ihnen gar zu wenig modern und interessant schienen, im Stile der gespreiztesten und hohlsten Ritterromane der Zeit längere oder

kürzere Episoden in den Redensarten, die damals dem Ohre schmeichelten, einzuflechten. Hat ja sogar diese Sucht, dem, wie man meinte, gehalt- und schmucklosen Gedichte einen glänzenden Firniß und Aufputz zu geben, irgend Einen dieser Gesellschaft soweit geführt, daß er auf eigene Hand hin einen ganz neuen Anfang des Epos aus lauter Reminiscenzen der damals en vogue stehenden Romantiker zusammenflickte, der auch zum wirklichen Entsetzen des nur einigermaßen mit poetischem Sinne begabten Lesers bis heut zu Tage noch an der Spitze aller Ausgaben paradirt, ja sogar in neuen Bearbeitungen und Uebersetzungen übergegangen ist.

Aber auch die sonstigen Vorzüge des Gedichtes sind, wenn wir den Maßstab unbefangener Kritik daran legen, mehr in diesem passiven Verhalten des Dichters zu seinem gegebenen Stoffe als in seiner selbständigen productiven Thätigkeit zu suchen. Ohne Zweifel z. B. verdient die Sicherheit und Festigkeit der Charakterzeichnung aller, selbst der Nebenfiguren das vollste Lob, insbesondere, wenn wir sie mit den nebelhaften Gestalten, welche in den Ritterromanen der Zeit herumspuken, vergleichen.

Aber das ist ein Vorzug, der jeder volksmäßigen epischen Poesie von Natur einwohnt und in um so höherem Maße, je mehr sie volksthümlich ist. Diese so plastisch runden, in sich selbst begründeten, natürlichen und in den Grenzen echter Menschlichkeit sich bewegenden Gestalten, die in ihrer Solidität und Gediegenheit, Einfachheit und Derbheit sich gegen die Figuren des griechischen Epos etwa wie Granit zu Marmor verhalten, sind die Schöpfungen einer damals längst verschwundenen Zeit, wo das deutsche Leben noch rein und ungetrübt von außen her, weder von einer fremden, selbst schon durchaus herabgekommenen Religion, wie es das Christenthum des ersten Mittelalters ist, noch von dem giftigen Krankheitsstoffe einer in sich selbst untergehenden Weltcultur, wie es die griechisch-römische war, berührt, aus dem reichen Schatze seines eigenen Gemüthes die Gestalten beseelt, welche seine Poesie bedurfte. Wie aber hätte im 13. Jahrhundert irgend Jemand, und wenn wir uns selbst seine poetische Begabung als die bedeutendste, die je einem Sterblichen zu Theil wurde, denken wollten, dergleichen Gestalten zu schaffen vermocht. Betrachten wir nur, wenn wir sehen wollen, was die Zeit aus sich hervorbringen konnte, ihre genialsten Vertreter, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von

Straßburg. Der erste Blick wird uns lehren, daß zwischen ihren Gestalten und denen der Gudrun innerlich eine größere Kluft ist, wie zwischen Homerischen und Ossianischen. — Ebenso wenig wie dieser erwähnte Vorzug, gehört ein andrer dem Dichter eigenthümlich an, ich meine die reiche und bunte, ganz eigenthümliche Entfaltung des Stoffes, ein Vorzug, worin es die ganze poetische Literatur der Zeit weit übertrifft. Diese Hunderte endloser Ritterromane von 20,000 und mehr Versen, sind doch ihrem Inhalte nach so dürftig, so ganz nach einem Schema, noch dazu einem geist- und phantasielosen erfunden, daß nur das rein Aeußerlichste der künstlerischen Behandlung, die Gewandtheit und Eleganz der Form, höchstens die Kunst in der Ausmalung einzelner Situationen, die ihrem Inhalte nach nicht bloß immer wiederkehren und dadurch widerwärtig wirken, sondern auch geradezu läppisch zu nennen sind, das Urtheil über dieses ganze Genre, versteht sich, mit Ausnahme Gottfrieds und Wolframs, einen Augenblick bestechen könnte. Dagegen hier, welche Fülle der wirksamsten, poetisch tüchtigsten Situationen, welche alle aus innerer Nothwendigkeit geboren sind, und doch, wenn sie vor unsern Augen fertig dastehen, im hohem Grade überraschen und spannen.

Selbst die Nibelungen, für die sonst, wie sich von selbst versteht, alles das gilt, was unser Gedicht im Gegensatze zu der ganzen übrigen Literatur der Zeit Eigenthümliches hat, können sich darin nicht mit ihm messen, wie eine Vergleichung ihres Inhaltes, den ich wohl als allgemein bekannt voraussetzen darf, leicht ergiebt. Ebenso sehr müssen sie auch in einer anderen Beziehung unserem Gedichte den Vorrang lassen, nämlich in der vortrefflichen, vom sichersten, feinsten Tacte zeugenden Anordnung dieses reichen, vielgegliederten Stoffes, in der schönen, lichtvollen Verflechtung der einzelnen, größeren und kleineren Theile der Erzählung, kurz in der Kunst der eigentlichen Composition, worin es überhaupt wenige Seinesgleichen nicht bloß unter den gleichzeitigen Erscheinungen hat. Wenn man sich die Stellung des Dichters zu dem gegebenen Stoffe, wie wir sie bis jetzt sahen, und die Gestalt, in der er ihn fand, deutlich macht, so ist das offenbar der einzige Punkt, wo wir ihm ein wirklich selbständiges Verdienst in hohem Maße zuerkennen müssen. Denn ohne Zweifel hat er denselben in ähnlicher Gestalt wie die Nibelungen uns jetzt vorliegen, d. h.

einer Reihe selbständiger Lieder oder Romanzen, wie die des Cid, wenn das die Sache anschaulicher macht, vorgefunden, die von den verschiedensten Verfassern, wohl auch zu verschiedener Zeit entstanden, innerlich wohl durch den auf gemeinsamer Sage wurzelnden Inhalt miteinander in Beziehung standen, aber natürlich, wenn wir sie in ihrer Urgestalt noch vor Augen hätten, keine Spur einer äußeren, am wenigsten einer kunstmäßigen Verflechtung zeigen würden. Diese kann überhaupt ja nur das Werk eines einzigen Geistes sein, der mit vollem Bewußtsein dessen, was er will, schafft, eines dichtenden Künstlers im wahren Sinne des Wortes, und nun und nimmermehr vermag durch bloß zufälliges Aneinanderreihen solcher selbständigen Glieder, die nur einen idealen Leib haben, ein wirkliches Kunstwerk zu Stande zu kommen.

In dieser Thätigkeit unseres Dichters also haben wir sein hauptsächlichstes Verdienst zu suchen, was um so mehr anzuerkennen ist, weil er hierfür in den Literaturerzeugnissen, die man bei ihm als bekannt und seine Ausbildung bestimmend voraussetzen darf, eigentlich gar Nichts lernen konnte, sondern Alles seinem eigenen natürlichen Kunstsinne verdanken mußte. Hier hat er seinen poetischen Beruf an den Tag gelegt, an dem man, fassen wir seine sonstige Abhängigkeit und Unterordnung unter das Ueberlieferte ins Auge, besonders da, wo sie für das Gedicht in seiner jetzigen Gestalt zu offenbarem Nachtheile gereichte, billig zweifeln könnte. Dahin gehört vor Allem das Aeußerlichste der Form, deren er sich bediente.

Wie unleugbar feststeht, ist unser nationales Epos immer in strophischer Form geblieben, die, wenn man sie nach den künstlerischen Anforderungen, die man an diese Gattung der Poesie stellen muß, betrachtet, durchaus unpassend erscheint. Die Strophe, die Verbindung einzelner Verse zu einem größeren, in sich geschlossenen Ganzen, das in gewisser Selbständigkeit und Abgeschlossenheit dasteht, widerstreitet dem gleichmäßig und unaufhaltsam fortrollenden Flusse der Darstellung, den das Epos fordert. Darum hat auch die griechische Poesie den Hexameter geschaffen, der dieser Aufgabe unter allen Versen am meisten entspricht, während manche Spuren darauf hinweisen, daß auch dort in einer Zeit geringer Kunstbildung eine strophische epische Poesie existirte, über die man aber hinauskam, als die Entwickelung des griechischen Schönheitssinnes die verschiedenen Kunstgattungen und ihre Gebiete scharf von ein-

ander sonderte und dadurch auch die Form einer jeden feststellte. Auch während des deutschen Mittelalters ist eine ähnliche Erscheinung zu bemerken: in dem Momente, wo die eigentliche ritterliche, romantische Poesie auftritt, wird auch die Strophe des Volksepos verlassen und ein, wenn auch nicht dem unübertroffenen Hexameter gleichkommender, doch passender Vers gewählt, sei es, um nun auch hierin sich von dem Gewöhnlichen zu sondern, oder aus tiefer liegenden, eigentlich ästhetischen Gründen; jedenfalls zum großen Vortheile der formellen Vollendung der Poesie, die wir hier ganz unabhängig von ihrem inneren Gehalte betrachten müssen. Das Volksepos hingegen ist immer bei der Strophe geblieben und dadurch wohl noch mehr in Nachtheil gegen die Ritterpoesie gekommen, als das schon aus anderen Gründen genugsam der Fall war. — So hat denn auch der Dichter unserer Gudrun sich an diese strophische Form gefesselt, zu dem größten Nachtheile für ihn und sein Werk. Denn außer den die ganze Art treffenden Vorwürfen, sind noch ganz eigenthümliche in seiner Subjectivität begründete Ungehörigkeiten entstanden, welche den reinen Genuß des Lesens sehr stören.

Es ist nämlich gar nicht zu verkennen, daß er selbst in eine Art von Zwiespalt mit dieser Form, die ihm nur etwas Fremdes und Todtes war, sich befunden habe, sie aber, eben weil sie für diese Gattung des Epos die allein gebräuchliche war, nicht zu verlassen wagte. Daher ist zwar vom rhythmischen und metrischen Gesichtspunkte nichts, oder höchstens eine gewisse Ungewandtheit im Reim, gegen seine Strophen einzuwenden, wohl aber oft genug an ihrem Inhalte etwas aussetzen. Einmal muß eine Menge stereotyper Redensarten, immer wiederkehrender Floskeln dazu dienen, die Lückenbüßer zu machen, wenn eine der umfangreichen Strophen irgendwo nicht durch den Gehalt der Erzählung selbst zu einer Art von selbständigem, in einem eigenen Rahmen gefaßten Bilde werden kann, wie auf der anderen Seite wieder, wenn der Stoff zu größerer Fülle der Darstellung drängt, es einen höchst störenden Eindruck macht, ihn in den Fesseln dieser Strophe verkümmern zu sehen. — Aber mag man deshalb und wegen anderer Dinge, die ich hier übergehen will, weil sie sich im Wesentlichen auf dieselbe Unfreiheit des Geistes und Abhängigkeit von dem Gegebenen zurückführen lassen, oder weil sie überhaupt die ganze Gattung des Volksepos im Allgemeinen und nicht dieses

Gedicht allein treffen können, noch so gerechten Tadel gegen den Dichter aussprechen, mag man es noch so sehr bedauern, daß dieser vortreffliche Stoff sich nicht in der kunstvollen Hand eines Gottfrieds oder Hartmanns von Aue in einer ungetrübten harmonischen Schönheit der Form entfalten durfte, das bleibt doch immer höchst anerkennungswerth und ist stets, wenn wir uns über ihn ein Urtheil erlauben, zu beherzigen, daß ohne seine Scheu, selbständig schöpferisch aufzutreten, ohne seine Ehrfurcht vor dieser Gestalt unserer grausten Vorzeit, wir in der Erkenntniß des tiefinnersten Gehaltes derselben, in dem Verständniß des eigenen Volksgeistes um ein beträchtliches Stück ärmer wären.[18])

---

## Der Minnesinger Heinrich von Breslau.

[H. Luchs, schlesische Fürstenbilder des Mittelalters, Breslau 1869. 9. Heft, S. 32—39.]

Zunächst den Dichtern von königlichem Range folgen in der Handschrift unserer mittelalterlichen Lyriker, welche als die vollständigste unter allen gelten muß, in der pariser oder manessischen, zwei Lieder mit der Ueberschrift: Herzoge Heinrich von Pressela. Aber eine nähere Bezeichnung des Verfassers ist so wenig gegeben, wie bei seinem Vorgänger in derselben Sammlung, König Wenzel von Beheim, oder König Konrad dem Jungen, oder auch Kaiser Heinrich. Es steht daher die Wahl zwischen einer stattlichen Reihe Herzoge, Heinrich genannt und nach Breslau benannt, frei. Doch hat man sich von jeher begnügt, diese Wahl auf zwei zu beschränken: auf Heinrich IV. und Heinrich V. Während eine Anzahl älterer Literatoren, die man bei Hagen, Minnesinger IV., 20. Anm. 1 verzeichnet findet, sich für Heinrich V. entschieden, ist seit Bodmer Heinrich IV. als Dichter jener beiden Lieder allgemein angenommen worden.

Die Gründe, aus denen es geschah, lassen sich kurz dahin zusammenfassen: man weiß, daß Heinrich IV. einer der glänzendsten Fürsten im ritterlichen Stile seiner Zeit war. Alle Vorzüge, die einem Ideale der Ritterschaft einwohnen sollten, sind ihm nicht bloß von schmeichelnden und lohnbegierigen Poeten, sondern

auch von den nüchternen Zeugen der Geschichte zuerkannt worden. Daß sich darunter auch die Kunst des Gesanges finde, ist nach der Sitte der Zeit selbstverständlich. Es begreift sich leicht, daß die Lieder eines solchen Fürsten, ganz abgesehen von ihrem dichterischen Werthe, schon deshalb, weil sie von ihm stammten, ein besonderes Anrecht auf Reception in die Liederbücher der fahrenden Sänger besaßen. Von Heinrich V. ist kein Zug überliefert, der mit dem reichgeschmückten und vielgepriesenen Bilde seines Vetters rivalisiren könnte. Auch stimmt Sprache und Stil beider Lieder besser zu einer etwas früheren Zeit, als zu den letzten Jahren des dreizehnten oder den ersten des vierzehnten Jahrhunderts.

Bei alle dem bleibt dem Zweifel freilich noch immer Raum, denn ein urkundlicher Beweis, wie ihn der Gegenstand verlangt, kann für Heinrich IV. nicht beigebracht werden. Das Meiste, was für ihn und gegen Heinrich V. spricht, würde auch gebraucht werden können, um Heinrich III., den Enkel der heiligen Hedwig an die Stelle Heinrich IV. zu setzen. Wüßte man etwas mehr von dem Leben und Treiben an dem Hofe jenes älteren Fürsten, wäre irgend eine Notiz überliefert, aus der man über sein Verhältniß zu den Dichtern und der Dichtkunst seiner Zeit etwas entnehmen könnte, so würde die Sprache und Conception der beiden fraglichen Lieder, die noch besser mit der Zeit vor 1266, dem Regierungsantritt Heinrich IV., als mit der Zeit nach 1266 harmonirt, ein bedeutendes Gewicht für Heinrich III. in die Wagschale legen.

Bleiben wir bei der gewöhnlichen als der wahrscheinlichsten Vermuthung stehen, die sich für Heinrich IV. erklärt, so wäre eine weitere Frage nach der genaueren Datirung der beiden Lieder zunächst am Platze. Daß sie einen jugendlichen Eindruck — und zwar im besten Sinne des Wortes — machen, wird keinem Leser entgehen. Sie athmen noch durchweg den naiven Idealismus einer Altersstufe, die sich mit vollem Herzen der Allgewalt der Minne hinzugeben vermag. Aber damit ist für ihre Chronologie noch wenig gewonnen, denn ihr Sänger ist ja bekanntlich in der ersten Blüte des Mannesalters, in der Periode, die wir für die damalige Menschheit noch mehr als für unsere rasch lebende Gegenwart als die Uebergangsstufe vom Jünglinge zum Manne bezeichnen dürfen, von einem jähen Tode weggerafft worden. Ebenso wenig bieten sich andere Anhaltspunkte. Für unsere moderne An-

schauung liegt die Vermuthung nahe, beide Lieder vor die Vermählung des herzoglichen Dichters mit Mechtild von Brandenburg, also vor 1278 zu setzen. Aber wer die Zustände und das Gemüthsleben der höheren Gesellschaft, der ritterlichen oder höfischen Welt des Mittelalters, kennt, weiß, daß ein vermählter Mann mit eben so gutem, ja beinahe mit noch besserem Rechte als ein unvermählter solche Lieder an seine Herzenserkorene singen durfte und zu singen pflegte. Denn daß sie nicht an Mechtild gerichtet sind, versteht sich von selbst: das wäre ganz gegen den guten Ton gewesen; auch selbst dann, wenn, wie es in dieser Ehe der Fall gewesen zu sein scheint, wirkliche Herzensneigung sich mit politischen und anderen maßgebenden Rücksichten bei der Schließung eines Ehebündnisses unter den Vornehmen dieser Zeit zusammenfand, wollte es doch nicht für schicklich gelten, solch zartere Gefühle zur Schau zu tragen. —

Auf diese Art kann man jeden Abschnitt in dem kurzen Leben Heinrich IV. für gleichberechtigt ansehen, diese Lieder hervorgebracht zu haben, natürlich die eigentliche Kindheit abgerechnet. Wie früh aber ein fürstlicher Sänger dieser Zeit der Königin Minne huldigen durfte, zeigt das Beispiel des Königs Konrad des Jungen, der doch wohl kein anderer als der bei uns mit welschem Namen populär gewordene Conradin, der letzte Hohenstaufe, sein wird.

Dagegen läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Zeitfolge zwischen den beiden Liedern selbst ermitteln, vorausgesetzt, daß beide an dieselbe Herzensgebieterin gerichtet sind, was sehr wohl möglich, aber keineswegs sicher ist. Trifft diese Voraussetzung zu, so würde das zweite, kunst- und umfangreichere Lied früher entstanden sein, als das erste, denn jenes ist eine Klage verschmähter Liebe, dieses ein Freudengesang wirklicher Erhörung.

Unabhängig davon, wie man sich über diese Frage entscheiden möge, ist die Vermuthung, daß wir in den beiden erhaltenen Liedern durchaus nicht die Gesammtheit der poetischen Productionen Heinrichs besitzen. Wenn wir selbst von den bedeutendsten Dichtern der ritterlichen Periode wissen, daß uns neben Vielem, was sich erhalten hat, sehr Viel verloren gegangen ist, so wird ein, wenn auch noch so begabter, doch keineswegs allgemein genannter Name, wie der Heinrichs — hat er ja doch nicht einmal in einigen der umfassenderen Liedersammlungen der Zeit Aufnahme finden können —

noch viel weniger Anspruch darauf erheben können, daß jede Zeile, die von ihm ausging, auf die Nachwelt gekommen sei.

Beide Lieder setzen aber eine so virtuose Ausbildung des poetischen Talentes voraus, wie sie nur durch häufige und unablässige Production erworben werden kann. Es sind keineswegs bloße geniale Naturlaute, wie etwa die zwei Lieder seines mit der Kaiserkrone geschmückten Namensvetters, Heinrich VI., die ein modernes Gemüth gerade durch das, was für die Empfindung des Mittelalters an ihnen mangelhaft erscheinen mußte, um so tiefer treffen. Wer „Ich grüeze mit gesange die süezen“ und „Wol hoeher danne rîche“ gesungen hatte, konnte damit sich und der Welt genug gethan haben, nicht so aber der wirklich durchgebildete Techniker, der uns in den beiden Liedern Heinrich IV. entgegen tritt. Denn daß er ein Fürst und zwar vom höchsten Adel, aus königlichem Stamme war, weshalb er auch in der Rangordnung der Pariser Handschrift unmittelbar nach den wirklichen Königen und vor den übrigen Herzogen eingereiht ist, schützte ihn nach der damaligen Auffassung weder vor den strengsten Anforderungen der Kritik, falls wir den modernen Ausdruck für eine auch damals im Wesen ebenso wie jetzt vorhandene Sache brauchen dürfen, noch legte es ihm die zweideutige Verbindlichkeit auf, seinem hohen Stande zu Ehren weniger zu lernen und weniger zu leisten, als ein Anderer, der bloß dem Haufen der gewöhnlichen Milites, den Ritterbürtigen, angehörte.

Die durchgebildete Technik des Dichters ergiebt sich, wie es der Inhalt erfordert, am Glänzendsten aus dem größeren Liede, das nicht bloß im Vergleich mit dem anderen, sondern auch an sich eine hervorragende Stelle in unserer Lyrik des Mittelalters einnimmt. Während das erste, das wir aus inneren Gründen für später entstanden zu halten geneigt sind, eine sehr einfache Strophenform und demgemäß auch eine gleich einfache metrische und rhythmische Construction zeigt und dadurch so zu sagen etwas Volksthümlich-gemüthliches erhält, ist die Strophe des zweiten zu bedeutendem Umfange herausgetrieben, entsprechend dem reichen Inhalt, den sie jedesmal in sich beschließt. Die Verse selbst wechseln in ihrer größeren oder geringeren Entfaltung aufs nachdrücklichste mit einander und die künstlichen aber nicht verkünstelten Reimverschlingungen steigern noch das dramatische Pathos, wie man es wohl nennen darf, welches das ganze Lied beseelt.

Was den Sprachausdruck angeht, so ist dieser noch im Ganzen auf der Höhe der besten höfischen Zeit und gleich weit von der ungefügen Steifheit und dürren Nüchternheit eines Marner oder Regenbogen, wie von der gezierten Wichtigthuerei eines Frauenlob entfernt. Die beiden Lieder gehören auch deshalb zu den besten Erzeugnissen dieser Epigonenzeit und es will uns scheinen, als wenn nur der eine, noch immer sehr ungebührlich unterschätzte, Konrad von Würzburg unter den zeitgenössischen Dichtern diesem gefürsteten Sangesgenossen den Lorbeer streitig machen könnte. Doch schließt das Gesagte nicht aus, daß sich auch hier, wenn auch nur spärlich, einzelne mundartliche Eigenthümlichkeiten eingedrängt haben, die wir bei der Wiedergabe des Textes sorgfältig beachten müssen. Sie können nur in dem Originale selbst und nicht durch die Schreiber der Handschrift hinein gekommen sein, die bis auf den einen, von dem die sogenannten Möserschen Fragmente stammen, ihre oberdeutsche Heimat deutlich verrathen. Daß die roheren Formen des Dialekts, die wir aus ungefähr gleichzeitigen Quellen schon als vorhanden nachweisen können und anderwärts [19]) wirklich nachgewiesen haben, von einem Dichter, welcher die Blüte seiner Kunst repräsentirt, einer Kunst, die wesentlich an die Sprache selbst gebunden ist, vermieden werden, bedarf keiner Erwähnung. Jedenfalls aber wird es erlaubt sein, in diesen beiden Liedern die besten Erzeugnisse der gesammten deutschen Poesie in Schlesien während des ganzen Mittelalters anzuerkennen, und insofern besitzen sie auch an sich, unabhängig von der Persönlichkeit ihres Verfassers, die sie so glänzend illustriren, einen eigenthümlichen Werth.[20])

Des besseren Verständnisses wegen geben wir eine möglichst getreue Uebertragung der Lieder in die heutige Sprache, wobei wir jedoch den Sachverständigen die großen und eigenthümlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zu wohlwollender Berücksichtigung empfehlen. Sehr mit Recht hat der routinirteste Techniker auf diesem Gebiete, Simrock, erst neulich wieder bei Gelegenheit seiner Uebersetzung des Freidank bemerkt, daß es für ihn und setzen wir hinzu für jeden Anderen eine viel leichtere Arbeit sei, aus einer beliebigen fremden Sprache als aus unserer älteren in die heutige zu übersetzen.

Frühere Uebersetzungsversuche kann man bei Hagen a. a. O. S. 25 verzeichnet finden. Daß wir vorgezogen haben, selbst einen neuen

zu geben, möge ein Vergleich zwischen ihnen und dem unsrigen rechtfertigen.

I.

Mir ist das Herz geworden froh
Durch ein holdselig reines Weib,
Drum fliegt auch mein Gemüth so hoh:
Sie ist mir theurer denn der Leib.
Es sei mein Jubel offenbar,
An ihr ist nichts, das Fehler heißt,
Das nehm ich für gelocktes Haar.

Ein Weib in zarter Sitte Bann
Ist wahrlich höchsten Preises werth,
Und minder nicht der edle Mann:
Gott gebe, was ihr Herz begehrt.
Wär all die Welt gemeinsam so,
Mit ihnen litt ich gerne Noth
Und wollt auch gerne leben froh.

Die mir wohl Freude geben mag,
Der Bild ist alles Glückes Schrein.
Ach Gott, auch bis zum jüngsten Tag
Wärs Wonne, stets bei ihr zu sein
Und neues Glück soll stets erstehn.
Wenn ich die Freundin sehen kann,
Muß überall ich Rosen sehn.

II.

„Dir klag ich, Mai, Dir klag ich, Sommerwonne,
Dir klag ich, bunte Heide breit,
Dir klag ich, Aug erfreunder Klee,
Dir auch, Du grüner Wald, und Dir, o Sonne,
Dir klag ich, Venus, Schmerz und Leid,
Daß mir die Liebe thut so weh.
Wollt Ihr sie helfen büßen,
So trau ich Euch, es wird die Liebe müssen
Gehorchen dann der Minne Recht.
Nun laßt Euch hier verkünden meinen Kummer,
Bei Gott, und was mir frommt, das sprecht.“

„Was thut sie Dir? laß hören ihr Verschulden,
Daß ohne Recht ihr Nichts geschieht
Von uns, das fordert weiser Sinn.“

„Im stillen Traum schwelg ich in ihren Hulden,
Wenn weiter doch mein Wunsch mich zieht,
Heißts sterben ehr, als solch Gewinn
Mir von ihr wird zu Theile.
Das ist mein Tod an Minnelust und Heile.
Ach, jenem Blicke schlechten Dank,
Der mich ihr gab, die lieblich reichet
So bittersüßen Schmerzenstrank."

„Ich Mai will meinen Blumen streng befehlen,
Den Rosen roth, den Lilien weiß,
Daß sie sich vor ihr schließen fest."
„An mir," spricht Sommer, „solls nicht fehlen:
Der kleinen Sänger süßer Fleiß
Soll schweigen vor ihr in dem Nest."
„Ich Heide breit will fangen
Sie, wenn sie will nach Schimmerblumen langen
Auf mir, ich will sie halten mir.
So sei der Krieg gekündet dieser Schönen,
Dann wird sie wohl sich fügen Dir."

„Ich Funkelklee will Dich mit Blinken rächen,
Wenn sie mich an mit Augen sieht,
Daß sie von Glanze zwinkern muß."
„Ich grüner Wald will ab mein Laub mir brechen,
Wenn sie in meinen Schatten zieht,
Bis endlich sie gewährt der Liebe Gruß."
„Ich Sonne will durchhitzen
Das Herz, die Brust, kein Sonnenhut für Schwitzen
Soll ihr vor mir da helfen nicht,
Bis sie den Sehnsuchtskummer endet,
Wie treuer Herzensliebe Pflicht."

„Ich Venus will ihr alles das verleiden,
Was lieb und gut geschaffen ist,
Folgt sie nicht süßer Gnade Rath."
„O weh, soll man sie von der Wonne scheiden,
Eh wollt ich sterben sonder Frist,
So sehr sie mich betrübt auch hat."
„Willst Du Dich rächen lassen,
Ich schaffe, daß sie aller Freuden Straßen
Betreten dürfe hinfort nie." —
„Das zarte Bild, es möcht das nicht ertragen
Laßt mich nur sterben, leben sie!"

# Sebastian Brants Narrenschiff.

[Schlesische Zeitung, Jahrg. 1872, Nr. 158.]

Es giebt Bücher, die sehr viel gelesen, aber sehr wenig genannt werden, und wieder andere, deren Titel Jedermann im Munde führt, aber Niemand denkt daran, sie zu lesen. An letzterer Gattung ist unsere deutsche Literatur vor allen ihren Schwestern besonders reich, und es wäre eine nicht unebene Aufgabe für eine der zahlreichen Federn, die sich mit der jetzt so beliebten Analyse culturgeschichtlicher Probleme beschäftigen, den Ursachen dieser seltsamen Erscheinung nachzuspüren.

Sebastian Brants Narrenschiff gehört mit in erster Reihe in diese Rubrik. Schon in der Tertia hört man es als eines der hervorragendsten Erzeugnisse des 15. Jahrhunderts rühmen. Der drastische Titel des Buches läßt es schwerer vergessen, als die lange Reihe anderer Namen, womit man in der Schule das Gedächtniß zu belasten für Pflicht hält. Gelesen aber wird es von den Hunderten und Tausenden unserer schulmäßig Gebildeten wohl kaum Einer haben. Bedürften sie einer Entschuldigung, so könnten sie sich auf keinen Geringern als auf den Großmeister aller deutschen Wissenschaft, auf Jacob Grimm selbst berufen, der noch 1826 als ein Vierzigjähriger gestand, es nie gelesen zu haben.

Es ist und bleibt etwas Unnatürliches, wenn sich eine Literatur mit einer Masse todten Inventars schleppt und man darf, wie uns scheint, nicht mit gemüthlicher Leichtfertigkeit einen solchen Zustand einfach ignoriren. Er stimmt schlecht mit der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, die wir als das höchste Kleinod und Palladium unseres nationalen Wesens, auch in scheinbar geringfügigen Dingen, mit peinlichster Sorgfalt zu pflegen haben. Man redet uns vor, daß ein gewisses Buch zu den vorzüglichsten Schätzen unseres geistigen Eigenthums gehöre, wir glauben es, bleiben aber in der bloßen nachgebeteten Phrase stecken. Deshalb wird man Simrocks Versuch, die Phrase auszutreiben und die lebendige Wirklichkeit dafür einzusetzen, auch von einem allgemeinen nationalen Gesichtspunkt aus freudig begrüßen.[21]) Niemand könnte befähigter dazu gedacht werden als er, dem wir die Wiederbelebung der Nibelungen,

des Parzival, Walthers von der Vogelweide und so mancher anderer bedeutender Erzeugnisse unserer mittelalterlichen Dichtung verdanken. Natürlich werden sie auch jetzt nicht von der bunten Masse unserer Leserwelt so verschlungen, wie der fremde und einheimische Romanschund, aber sie haben sich doch einen verhältnißmäßig zahlreichen und gebildeten Kreis allein durch das Verdienst ihres Uebersetzers erobert, ohne welchen sie immer nur das Eigenthum einiger weniger berufsmäßiger Forscher und Kenner geblieben wären.

Mancher wird wohl fragen, wozu es einer Uebersetzung des Narrenschiffes bedürfe? Ein deutsches Buch, das 1494, ein paar Jahrzehnte vor Luthers Bibelübersetzung, gedruckt worden ist, sollte ja auch in seiner Originalgestalt heute noch lesbar sein. Ein neuer Abdruck, allenfalls in einer den jetzigen Gewohnheiten unseres Auges entsprechenden Orthographie und mit einigen erläuternden Anmerkungen scheint zu genügen und eine eigentliche Uebersetzung, die doch immer eine völlige Umformung bedingt, überflüssig zu machen.

Gewiß, als Brant sein Narrenschiff vom Stapel ließ, war Luther, dessen Sprache wir noch heute für unsere eigenste erkennen, schon zehn Jahre alt; aber es giebt Zeiten, in denen ein Jahrzehnt so schwer wiegt, wie ein andermal kaum ein Jahrhundert. Der Elsässer Brant ist noch ganz ein Mann der alten Zeit und ist es bis an seinen Tod 1526 geblieben. Ob er, wie so viele Andere, über sich selbst hinausgekommen und sich in der neuen Zeit, die ja doch erst seit 1521 anhebt, mit verjüngt hätte, ist eine müßige Frage. Er und seine Bücher, darunter vor allen andern das Narrenschiff, gehören durch Gesinnung und Sprache einem andern Jahrhundert als dem Luthers an. Immerhin mag man Brant zu den Vorläufern der neuen Zeit zählen, zu den Vorreformatoren, Humanisten, oder wie man sie sonst nennen will; das eigentlich Neue, das was noch jetzt unser Fleisch und Blut ist, hat weder sein Geist noch seine Sprache in sich. Beide bedürfen, um sich uns verständlich zu machen, einer Verdolmetschung, und diese wird am einfachsten und sichersten durch eine gediegene Uebersetzung bewerkstelligt. Die Männer vom Fach, die einer solchen nicht benöthigt sind, werden aber doch sich wohl bewußt sein, daß auch sie nicht ohne gründliche Vorbereitung sich in allen Winkeln

und Ecken des Narrenschiffes zu Hause fühlen. Ein Zeugniß dafür legt Zarnckes gelehrte und tiefgehende Ausgabe von 1854 ab, die in ihrer Art mustergültig genannt werden kann, auch darum, weil sie die mancherlei Mängel unseres Wissens offen eingesteht.

Wir sind nicht gesonnen, demselben Fehler Vorschub zu leisten, den wir vorhin gerügt haben. Wir denken nicht eine langathmige literarhistorische Vorlesung über das Narrenschiff zu halten, die nach der Art und Tendenz unserer gewöhnlichen Literarhistorien das Selbstlesen überflüssig zu machen beabsichtigt. Nur zum Verständniß derjenigen, die das nunmehr wieder zurückeroberte Buch wirklich lesen wollen, seien hier einige Gesichtspunkte angedeutet.

Zunächst: wie kommt dieß Buch zu seiner Weltberühmtheit? Daß es eine solche, wenigstens eine gewisse Periode hindurch, besessen hat, ist außer Frage. Die Aufzählung aller seiner Auflagen, Nachdrucke, Uebersetzungen in alle möglichen Sprachen seiner Zeit, darunter auch, was damals für die höchste Ehre galt, fünf- oder sechsmal ins Lateinische, füllt ganze Columnen. Der berühmteste Prediger der damaligen Christenheit, nicht bloß Deutschlands, Geiler von Kaisersberg, hat auf der Canzel des Straßburger Münsters einen großen Predigtcyklus über einzelne Abschnitte des Narrenschiffes gehalten, die er gerade mit derselben Ehrerbietung wie die biblischen Perikopen behandelte. Aber es war doch nur ein ephemerer Erfolg: schon seit den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts werden die Auflagen seltener, hier und da wagt sich noch bis zum Schluß des Jahrhunderts eine hervor, ja sogar noch 1624, dann aber zieht der dreißigjährige Krieg über diese, wie über so viele andere Reste unserer Vorzeit seinen blutigen Vernichtungsstrich, und von da an fristet sich das Buch nur noch in den geheimen Schatzkammern des gelehrten Wissens sein imaginäres Dasein.

Ohne Zweifel hat gerade das, was so rasche Erfolge veranlaßte, auch eben so rasch wieder sie verschwinden lassen. Literarische Meteore pflegen wie die siderischen nie länger als einen Moment zu leuchten, und Bücher, die der Menschheit für alle Zeiten werth bleiben sollen, steigen niemals in der Gestalt von Meteoren auf.

Brants Narrenschiff hat das Bedürfniß des Augenblickes völlig befriedigt, aber eben nur des Augenblickes, in dem es geboren

war. Die tiefe Strömung der Reformation hatte die Gemüther noch nicht erfaßt, aber sie waren mit sich selbst und mit allem, was um sie herum noch aufrecht stand, Kirche und Staat, Gesellschaft und Haus, gründlich zerfallen. Von modernem Weltschmerz, jenem widerlichen Absceß einer physischen und moralischen Bleichsucht, wußte jene Zeit nichts. Sie fühlte sich durch und durch unbehaglich, aber voll Saft und Kraft. Sie wäre gern gesund geworden, und ihr unverwüstlicher Instinct sagte ihr, daß sie es werden könne und müsse. Vor Allem aber wollte sie wissen, wie es mit ihr stünde, wie weit die Krankheit schon um sich gegriffen habe und wo man sich zuerst nach Heilmitteln umsehen müsse. Wenn ihr Jemand einen getreuen Spiegel vorhielt, dessen Bilder Jedermann verständlich, immerhin etwas scharf beleuchtet, nur nicht bis zur Caricatur verzerrt sein durften, so war der erste Schritt zur Heilung gethan. Man wußte denn doch, wie der Patient wirklich aussah. Das hat nun das Narrenschiff vollbracht. Es ist nichts weiter, als eine möglichst vollständige Bilderreihe der typischen Charakterköpfe der Zeit, und diese heißen seinem Verfasser wie den Zeitgenossen selbst ohne Ausnahme Narren, weil sie alle von dem wahren Typus des verständigen Lebens abgewichen sind. Weder das, was wir jetzt Laster, noch das, was wir Thorheit oder Narrheit zu nennen pflegen, ist es allein, was seine Repräsentanten zur Bemannung des Narrenschiffes sendet, sondern auch alle jene zwischen beiden schwankenden Charaktere, die zu aller Zeit das Gros der Menschheit bilden. Auch sie gelten für Narren, so gut wie die anderen, weil auch sie in kurzsichtiger Verblendung und eitler Gedankenlosigkeit gegen ihr eigenstes wahres Interesse handeln.

In diesem Sinne konnte das Buch als eine Art weltlichen Gegenstückes zu der Bibel aufgefaßt werden, wie es unzählige Leser und vor Allem der Prediger Geiler gethan hat. Die Bibel giebt uns die Richtschnur der ewigen Seligkeit, das Narrenschiff aber lehrt, wie man im Diesseits als handelnder Mensch eigentlich sein müßte, wenn nicht die Narrheit, die Schwäche, Thorheit, Verderbtheit der menschlichen Art hinderlich wäre. Immerhin nur eine negative Moral, aber auch in jenem großen Axiom, das wir noch jetzt gelten lassen: „Was Du nicht willst, das Dir geschicht, das thu auch einem Andern nicht“, ist auch nichts weiter enthalten, als eine negative Lehre.

Von größtem Belange für den Inhalt ist auch hier die Form des Buches. Gerade jene absolut unkünstlerische Aufzählung einzelner Bilder wirkte auf die breite Masse damaliger Leser ganz anders als die kunstvollste Composition vermocht hätte. Jedes Bild stand fest und stark für sich selbst auf eigenen Füßen da und doch wieder in deutlichstem Bezuge neben seinen Nachbarn, die alle dieselben Familienzüge trugen. Ein höchst bequem gehandhabter Vers und Reim verdunkelte nirgends die volksthümliche Drastik des Gedankens, trug aber dazu bei, ihn um so wirksamer der Phantasie und dem Gedächtniß einzuprägen, so wie das gleichviel wie gereimte Sprichwort von jeher vor dem in der Alltagsprosa im Volke beliebt gewesen ist. Endlich noch, damit Nichts fehle, die Holzschnitte, die pünktlich jede einzelne Narrengestalt in ihrer concretesten Realität bis auf die Schuhschnäbel und die Knöpfe am Wamms man möchte sagen photographiren. Daß sie in Simrocks Wiedererneuerung gleichfalls und zwar vortrefflich wiedergegeben sind, rechnen wir zu deren größten Verdiensten: diese Bilder gehören so organisch zu dem Buche, wie die Verse selbst. —

Man sieht, wenn wir auf den eigentlichen Kern des Buches gehen, hier ist Alles auf den Einzelnen geschoben. Von ihm hängt es ab, ob er seine Narrenkappe tragen, oder ein vernünftiger d. h. sittlich und verständig untadelhafter Mensch sein will. Die Voraussetzung ist, daß er es kann und die Kraft zum Können liegt in ihm selbst. Die äußeren Hilfsmittel der Kirche, der Gesetze &c. sind nur dann etwas werth, wenn sie unter jener einen Bedingung der Selbstumkehr angewandt werden. So wie sie sind, mögen sie bleiben: daß sie bisher so wenig zum wahren Heile der Menschen gethan haben, ist nicht ihre, sondern der Menschen Schuld. —

Zwanzig Jahre später empfand man ganz anders. Die Zeit war revolutionär geworden, denn sie hatte sich überzeugt, daß die concrete Gestalt der großen Institutionen, an die sich die Heilsbedürftigkeit der Seele anklammerte, durch und durch verkehrt und verderbt sei. So lange von dieser aus die Miasmen über die ganze Atmosphäre sich verbreiten durften, war keine Möglichkeit zur Genesung. Denn selbst wenn die eigene Kraft des Menschen das vermocht hätte, was ihr Brant zutraute und was ihr tiefere Geister wie Luther und Seinesgleichen mit Recht nicht zutrauten,

was hätte alle Energie des Einzelwillens, alle Vernunft im täglichen Leben und Thun gegen die legitimen Gewalten der Zeit vermocht, die aus der großen Heilsanstalt der Christenheit eine Cloake der absoluten Verruchtheit gemacht hatten? In solcher Stimmung war man nicht mehr geneigt, die Arzneimittel, die das Narrenschiff bei sich führte, als wirksam anzuerkennen, sie mußten sich in die Rumpelkammer zu anderem verbrauchtem Wuste stecken lassen, wo sie bis zu unseren Tagen liegen geblieben sind.

Unsere Zeit aber, die vor allen ihren Vorgängerinnen ein ernstes Bedürfniß empfindet, sich mit allen geschichtlichen Voraussetzungen, auf denen sie selbst ruht, bekannt zu machen, ist dazu angethan, das Buch zwar nicht wieder zu seinem alten Leben zu bringen, aber doch es zu verstehen und an seiner Stelle in dem lebendigen Schatze der nationalen Vergangenheit einzufügen.

---

# Der Dramatiker Jacob Ayrer.

[Blätter für literar. Unterhaltung, Jahrg. 1866. S. 49—53, 69—72.]

Jacob Ayrer hat vor den meisten anderen seiner zeitgenössischen deutschen Mitbrüder in Apollo ein günstiges Los gezogen. Er war unter den Mitlebenden gebührend geschätzt, und was noch mehr ist, seine unzähligen Erzeugnisse: Tragödien, Komödien, Fastnachtsspiele und Singspiele haben sich noch weit über ein Menschenalter auf dem Repertoire der damaligen deutschen Bühne erhalten. Daneben scheint ihn auch ganz gegen die gewöhnliche Regel Fortuna mit den zwar prosaischen, aber höchst schätzbaren Gaben bürgerlicher Wohlhäbigkeit und weltlichen Ansehens nicht vernachlässigt zu haben. Er hat es zuletzt bis zu der ebenso einträglichen wie geehrten Stellung eines kaiserlichen öffentlichen Notarius und Procurators bei den Gerichten seiner Vaterstadt Nürnberg gebracht, in der er auch das volle Bürgerrecht besaß, was damals, wo sich die Stadt noch beinahe auf dem Höhepunkt ihrer commerciellen und industriellen Bedeutung erhielt, nicht wenig besagen wollte. Seine Berufsthätigkeit war trotz ihrer Ausdehnung

und Einträglichkeit doch nicht so anstrengend, daß sie ihm nicht noch Zeit und Kraft zu einer wahrhaft erstaunlichen poetischen Fruchtbarkeit übrig ließ, wobei er doch ganz und gar seinem Genius oder seiner Neigung folgen konnte und durch keine äußeren Rücksichten des Erwerbs und der Nothdurft des Lebens gedrängt wurde. Es ist zwar sehr möglich, daß seine einst so gern gesehenen und oft gegebenen Stücke ihm auch, wie anderen deutschen und fremden Dramatikern der Zeit, namentlich seinem größten Zunftgenossen Shakespeare, einen nicht unbeträchtlichen klingenden Lohn abwarfen, aber er war doch keineswegs wie jeder andere darauf angewiesen. Ein brauchbarer, vielbeschäftigter und fleißiger Notarius publicus und Procurator in dem damaligen Nürnberg verdiente ohne Zweifel noch mehr Geld als etwa ein geschätzter Advocat heutigen Tags in Hamburg oder Bremen.

Nicht weniger günstig ist ihm das Los in der Nachwelt gefallen. Bedenkt man, wie der bei Weitem größte Theil unserer poetischen Literatur jener Zeit entweder völlig verschollen ist, oder doch nur eine sehr dürftige Beachtung unter den Späteren gefunden hat, wie für gewöhnlich selbst der Literarhistoriker und fachgelehrte Kenner unseres Alterthums die Periode der absterbenden Volkspoesie des 16. Jahrhunderts bei Seite liegen läßt, so muß man Ayrer auch in dieser Hinsicht für einen Bevorzugten des Geschicks erklären. Freilich lebt er nicht mehr unter uns, wie Shakespeare unter uns lebt, aber die Wissenschaft hat ihm doch eine Art von Unsterblichkeit bereitet, und es kann nicht fehlen, daß von ihren Bemühungen auch hier wie anderwärts mehr und mehr in den allgemeinen Bildungsvorrath dieser Zeit und der Nachwelt Eingang finden wird. Von Gottsched, der dem zu seiner Zeit ganz vergessenen Dramatiker mit anderen gleich ihm abgestorbenen Repräsentanten der deutschen Bühne ein künstliches Leben wieder einzuhauchen sich bemühte, bis hinab auf den neuesten Herausgeber, Ad. von Keller, dessen umfangreiche Arbeit uns vorliegt, haben die geachtetsten Vertreter der deutschen literargeschichtlichen Forschung und Darstellung ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Unsere Chrestomathien enthalten oft sehr umfängliche Bruchstücke aus seinen Werken; ja Tieck hat es nicht verschmäht, auch hierin Gottscheds Spuren zu folgen, und fünf ganze Stücke Ayrers in seinem „Deutschen Theater“ wieder abdrucken lassen. Auch die Ehre einer

saubern und geistvollen monographischen Behandlung ist ihm zu Theil geworden, die andere seiner Kunst- und Zeitgenossen noch lange werden entbehren müssen. Karl Schmitts „Jakob Ayrer, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas" (Marburg 1851), ist unleugbar eine der wenigen mustergültigen Arbeiten auf diesem Felde, bei denen nur zu bedauern ist, daß sie nicht regere Nacheiferung hervorgerufen haben. Und was bei uns noch immer als eine besondere Begnadigung gilt, auch das Ausland, oder wenigstens fremde Zungen, haben es nicht verschmäht, sich um unsern Dichter zu kümmern. Der bekannte William Bell, den wir allerdings mehr als halb dem Geiste nach für einen der Unserigen halten dürfen, und neuestens noch Albert Cohn in seinem epochemachenden 'Shakespeare in Germany' haben ihm nicht bloß vorübergehende Aufmerksamkeit zugewendet, sondern ihn gründlich studirt, freilich nur wegen seiner so überaus interessanten Beziehungen zu Shakespeare und der englischen Dramatik überhaupt und nicht um seiner selbst Willen.

Dennoch gehört alles, was die Persönlichkeit des Dichters betrifft, zu den unbekanntesten Dingen, wenn wir einige, allerdings wichtige Notizen abrechnen, die der fleißige Nopitsch in seiner Fortsetzung des „Nürnberger Gelehrtenlexikon" von Will giebt. Ohne sich auf eine weitere Quelle zu berufen, wie er das ja auch sonst oft in der Gewohnheit hat und wie es für seine Zeit der Unbefangenheit im Gegensatz zu unserer Epoche der quellenmäßigen und diplomatischen Forschung, Begründung und Kritik angemessen war, theilt er mit, was wir überhaupt von dem Dichter wissen. Neuere Forschungen haben in einigen Punkten die Richtigkeit seiner Angaben bestätigt, was um so wünschenswerther war, als gerade diese Punkte früher für zweifelhaft gelten durften. Auch empfängt dadurch die Glaubwürdigkeit seiner anderen Notizen, für die sich noch keine weitere quellenmäßige Begründung hat auffinden lassen, eine erkleckliche Bekräftigung. Es wäre indessen wahrscheinlich nicht so schwer, neues Licht auf diese dunkle Stelle unserer Literaturgeschichte zu leiten, wenn die Localforschung sich des Gegenstandes annähme. Die Familie des Dichters gehörte noch längere Zeit nach seinem Tode zu den Honoratioren der Stadt und scheint auch ziemlich ausgebreitet gewesen zu sein. Irgendwelche Familienpapiere werden sich bei unermüdlichem Suchen

unzweifelhaft auffinden lassen, aus denen sich Aufschluß über den, wie wir im Allgemeinen wissen, keineswegs in der gewöhnlich bürgerlichen Bahn der bequemen Alltäglichkeit verlaufenden Entwickelungsgang der Jugend und des frühen Mannesalters Ayrers gewinnen läßt. Für die spätere Zeit muß sich in seiner Vaterstadt gleichfalls noch manches urkundliche Material, sowohl für seine eigentliche Berufsthätigkeit, wie für seine dramatische und dramaturgische finden lassen.

Vielleicht würden wir mehr von dem Leben Ayrers wissen, wenn es eintönig und gleichförmig in dem gewohnten schläfrigen Tacte des damaligen Spießbürgerthums sich von Anfang bis zu Ende abgeleiert hätte; ganz gewiß aber wäre er der Ehre eines oder mehrerer weitläufiger Enkomien theilhaftig geworden, wenn er sich dem Chor der damals eben aufkommenden gelehrten Poesie zugesellt hätte, als dessen Führer Opiz anzusehen ist. Unser nürnberger Procurator ist aber in seiner Kunst oder Unkunst noch ganz auf der alten volksmäßigen Bahn geblieben, auf der er im Gebiet des Dramas in seiner Vaterstadt Nürnberg die begabtesten Vorgänger hatte. Er ist nicht bloß ein Epigone des Hans Sachs, sondern auch des Folz und Rosenplüt. Aber mit ihm war auch die Kraft der Nationalbühne, wie man sie wohl nennen darf, in ihrem einstigen Hauptbrennpunkte, in der Hauptstadt des deutschen Südens, erloschen, und nach ihm bürgerte sich die heroische Kunstoper, das heroische Drama, das Melodrama und das Schäferspiel der gelehrten Poesie auf denselben Bretern ein, die bis dahin nur Gestalten von echt volksmäßigem Kerne getragen hatten. Die Zunft der Schäfer an der Pegnitz ignorirte Ayrer, wie alle anderen Dichter älteren Schlags, und es ist begreiflich, daß sie, die so sehr besorgt war, die Verdienste ihrer Genossen einer papiernen Unsterblichkeit theilhaft zu machen, keine Silbe von ihm der Nachwelt zu überliefern wußte.

Das Wenige, was uns Nopitsch aus unbekannten, aber wie schon bemerkt, unverdächtigen Quellen über Ayrers äußere Lebensschicksale aufbewahrt hat, genügt allenfalls, um uns einen Blick auf die Hauptmomente zu verstatten, welche für seine literarische Bildung und Thätigkeit entscheidend wurden. Er ist als ein armer Knabe nach der Stadt Nürnberg gekommen und hat dort längere Zeit in einem Eisenkram gedient und dann selbst einen eröffnet.

Als er schlechte Geschäfte machte, verließ er die Reichsstadt und wandte sich nach dem benachbarten Bamberg, wo er sich, wie es scheint, durch Privatfleiß in schon vorgerückten Jahren die Kenntnisse erwarb, denen er fortan eine ehrenvolle und einträgliche Stellung verdankte. Er gab nämlich sein Gewerbe ganz auf und beschäftigte sich mit advocatorischer Thätigkeit, bis er endlich die Würde eines Procurators am Hofgericht des Bisthums Bamberg erlangte. In diesem Amte war er eine Reihe von Jahren thätig, doch muß er schon vor 1594 wieder nach Nürnberg zurückgewandert sein, denn von diesem Jahre datirt sein nürnberger Bürgerbrief, der ihm, dem früher nur Schutzverwandten und ursprünglich vielleicht gar Heimatlosen, nachdem er mittlerweile im Auslande zu Amt und Würden aufgestiegen war, auch für die Stadt Nürnberg eine ähnliche Laufbahn eröffnete, wie er sie in Bamberg bis dahin verfolgt hatte. Als Grund seiner Rückkehr wird der religiöse Druck angeführt, dem er, der Protestant, unter der damals eben in Bamberg durchdringenden Gegenreformation und ihrem Purificationssystem nicht länger ausgesetzt sein wollte.

Aus diesen wenigen Grundstrichen lassen sich doch die Hauptzüge im Bild Ayrers recht wohl erkennen, in gegenseitiger Begründung und Bestätigung der charakterisirenden Momente, die seine Werke allein gewähren. Es war ein Mann des praktischen Lebens im eminenten Wortsinn, der, was er besaß, sich selbst verdankte, so auch seine Bildung. Obwohl er als Advocat bei einem schon überwiegend mit gelehrten Richtern besetzten Tribunal, vor dem Bamberger Hofgericht eine gewisse Summe rechtsgelehrter Kenntnisse nicht entbehren konnte, so darf man sich diese doch nicht zu groß denken, und noch viel weniger folgt daraus überhaupt ein systematisches gelehrtes Studium nach heutiger oder auch nur nach damaliger Art, wo man für die Beschäftigung mit einer Facultätswissenschaft, z. B. Jurisprudenz oder Medicin, keine andere allgemein wissenschaftliche Propädeutik forderte, als die unmittelbar nöthige, d. h. im Wesentlichen nur eine praktische Kenntniß der lateinischen Sprache, als der gewöhnlichen Sprache aller wissenschaftlichen Bücher und aller Universitätsvorträge. Lateinisch scheint Ayrer gründlich gelernt zu haben, aber außerdem hat er seine vielseitige Bekanntschaft mit fremden Literaturerzeugnissen, wie es scheint, nur durch Uebersetzungen sich erworben. Namentlich

liegt keine Spur vor, daß er die Werke englischer Dramatiker, die doch auf sein eigenes Schaffen so einflußreich wurden, in ihrer Originalsprache gekannt habe, so wenig wie die Tausende von deutschen Theaterbesuchern damaliger Zeit, welche sich an dem Spiel der berühmten englischen Komödianten ergötzten. Denn wenn diese auch ursprünglich und viel längere Zeit hindurch, als man sonst glaubte, wirklich aus geborenen Engländern bestanden, die ein englischer Theaterunternehmer nach den Niederlanden, nach Deutschland oder sonst wohin führte, so haben sie doch nur ausnahmsweise ihre heimischen Stücke in ihrer heimischen Sprache aufgeführt. Die Person des Unternehmers oder Directors und des Regisseurs fiel bei diesen Gesellschaften gewöhnlich zusammen, und ihm lag auch die Pflicht ob, für eine Uebersetzung, oder gewöhnlich eine dem Landes- und Ortsgeschmack angepaßte Umarbeitung in die jedesmalige Landessprache zu sorgen. Englisch gehörte ja damals zu den unbekanntesten Fremdsprachen im größten Theile von Deutschland. Nur in den Seestädten der Niederlande und Niedersachsens scheint man einigermaßen durch die gerade damals sehr lebhaften Handelsbeziehungen damit vertraut gewesen zu sein. Aber im innern Deutschland beschäftigten sich die Wenigen, die aus Liebhaberei fremde neuere Sprachen trieben und damit von dem alleinseligmachenden Kanon der classischen Bildung abwichen, doch noch am meisten mit dem Italienischen, auch wohl mit dem Französischen und hier und da auch mit dem Spanischen, bis gerade zu Ayrers Zeit die Blüte der niederländischen Kunstliteratur die Aufmerksamkeit der strebsamen deutschen Literatoren vorzugsweise dorthin lenkte und auch ungefähr so lange fesselte, bis die Anziehungskraft der französischen classischen Poesie in der Mitte des 17. Jahrhunderts alles Interesse auf sich allein concentrirte. Wenn sich Ayrer für seine beiden Tragödien von der Melusina auf eine „französische Geschrift" beruft, so hat er seinen Stoff hier ebenso wenig unmittelbar daraus genommen, wie er in der „Komödie von dem getreuen Ramo, des Soldans von Babilonien Sohn, wie es ihme mit seiner falschen Stiefmutter ergangen", die „Histori, die davon in Persischer Sprach beschriben", selbst gelesen hat. Dagegen wird er wohl für seine großen historischen Stücke aus der römischen Geschichte den Livius im Original benutzt haben, obgleich es gerade hier, besonders in den spätern, an den wunder-

lichsten Abweichungen von der Quelle nicht fehlt. Es sind auch nicht bloß solche, die sich aus dem beliebten Princip der poetischen Freiheit oder der dramatischen Wirkung rechtfertigen lassen. Häufig scheint es, als wenn er, durch irgendwelche andere Autorität verführt, gerade da sich von Livius entfernt habe, wo der Anschluß an ihn größern Effect gemacht hätte.

Denn der Bühneneffect nach dem Geschmacke seines Publicums ist die eigentliche Lebensmacht für die Muse Ayrers. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich von dem ihm so nahe verwandten Hans Sachs. Dieser hat vielleicht nur in einem kleinen Theil seiner Dramen außer seinen Fastnachtsspielen und Schwänken die Bühne im Auge gehabt, bei den meisten seiner zahlreichen übrigen dramatischen Arbeiten, mögen sie Tragödien oder Komödien heißen, gewiß nicht. Sie waren von dem Dichter nur zum Vorlesen bestimmt, und wenn einzelne, aber wahrscheinlich nicht viele, später doch auf die Bühne gebracht wurden, so lag dieß nicht in der ursprünglichen Intention ihres Verfassers. Daher denn auch die breite Anlage, die weitausgesponnene Verflechtung und gelegentlich wieder die knappe Beschränkung der eigentlichen Handlung zu Gunsten des lehrhaften Elements. Diese Dramen sollen eigentlich nur lehrhafte Erzählungen in dialogischer Form und scenischer Abtheilung sein und es ist ein ungerechter Maßstab, wenn man die Begabung des Dichters für die dramatische Form nach ihnen mißt. Die Verkehrtheit eines solchen Urtheils ergiebt sich allein auch schon an dem Vergleich mit den unzweifelhaft für die Volksbühne bestimmten komischen Stücken des Dichters, die auch in rein technischer Hinsicht zu dem Wirksamsten und Vollendetsten gehören, was die gesammte Dramatik in diesem Genre hervorgebracht hat. Warum sollte derselbe Dichter hier ein so vollendeter Künstler und dort ein so arger Stümper gewesen sein, wenn er nicht das eine Mal mit bewußter Absicht alle die Forderungen von sich abgelehnt hätte, die er das andere Mal so vollkommen erfüllt?

Der Bühneneffect der Dramen Ayrers beruht noch ausschließlich auf einer möglichsten Häufung von überraschenden und eindrucksvollen Begebenheiten. Es ist weniger die eigentliche Handlung im Sinne der geläuterten dramatischen Kunst, als die Thatsache an sich, auf die es ankommt. Freilich fallen beide Begriffe formell sehr häufig zusammen, z. B. wenn etwa eine Schlacht auf

dem Theater dargestellt wird, und darum kann man auch mit einigem Rechte sagen, daß diese Stücke bis zum Uebermaß vollgestopft mit Handlung seien. Aber die Hauptrolle spielt doch immer der Zufall, der durch die wunderlichste Häufung und Verkettung aller Situationen, die im Bereiche der Phantasie liegen, es übernimmt, den dramatischen Knoten zu schürzen und zu lösen. Jede innere Verbindung der äußern Vorgänge mit den auftretenden Personen fehlt noch gänzlich. So welterfahren der Dichter und so geschärft sein Auge war für die Vorgänge der Wirklichkeit und insoweit auch für das Charakteristische in dem Benehmen der verschiedenen Stände und Berufsclassen von dem Straßenbettler bis hinauf zu den gekrönten Häuptern, so hat er es doch niemals verstanden, dieß zur nothwendigen Bedingung des Handelns und des Gebarens seiner Figuren zu machen. Sie reden alle nach einer Schablone und denken und empfinden, soweit sich überhaupt etwas von ihrem innern Leben äußert, ebenso schablonenhaft. Romulus ist bis auf seinen Titel als römischer König genau derselbe Mann, wie Kaiser Otto III. oder Heinrich II., oder auch wie die Heldenkönige der deutschen Volkssage Hugdietrich, Wolfdietrich und Otnit. Was der Eine im Drama zu thun hat, konnte ebenso gut auch der Andere thun, wenn man nur die Namen vertauschen wollte. Es versteht sich von selbst, daß eine feinere psychologische Durchbildung der Charaktere, wie sie sich bei Shakespeare bis zur äußersten Grenze des künstlerisch Möglichen und, setzen wir hinzu, Erträglichen findet, für die deutsche Volksbühne dieser Zeit nicht angebracht war. Hat ja auch die übrige englische Dramatik neben Shakespeare nur in sehr beschränkten Grenzen sich dieses stärksten Reizmittels eines sehr gebildeten Publicums zu bedienen verstanden, ohne daß sie deshalb auf die Zeitgenossen in ihrer Heimat und außerhalb geringere Wirkung ausgeübt hätte, als Shakespeare selbst. Ja, es läßt sich wohl annehmen, daß gerade dieses psychologische Moment in den Schöpfungen des großen Dichters der Verbreitung und dem Fortleben derselben eher schädlich als förderlich gewesen sei, wie er es denn selbst in einer Anzahl von Stücken nicht in Anwendung gebracht hat, die eben darum von der spätern Kritik aus innern Gründen ihm abgesprochen wurden, so z. B. im „Titus Andronicus", den „Beiden Veronesern", „Eduard III." u. s. w. Aber die besseren unter jenen übrigen englischen Dramatikern sind

doch insoweit Darsteller des innern Menschen, daß sich die einzelnen Hauptgestalten an sich schon, auch abgesehen von ihrem äußerlichen Gewande, selbständig und charakteristisch zusammenschließen und wenigstens auf der Grundlage psychologischer Möglichkeit ruhen, auch wenn sie in ihrem Wollen und Thun ins Grobe und Ungeheuerliche getrieben sind, wie es ihre Bestimmung für die Volksbühne forderte. Es findet sich bei ihnen schon der Ansatz zu wirklichen Individuen, nicht bloß Typen oder gar nur Masken gewisser Hauptformen der menschlichen Zustände. Ihre Helden und Tyrannen sind nicht bloß Helden und Tyrannen im Allgemeinen und mit den herkömmlichen bunten und festen Pinselstrichen gemalt, die ihren Beruf gleichsam schon von Weitem her dem stumpfen Auge der Masse ankündigen. Sie sind auch nicht bloß gradweise von einander verschieden, etwa so, daß der eine Tyrann noch mehr schauderhafte Mordthaten und Schlächtereien vollbringt als der andere, oder daß der eine Held mehr Schlachten gewinnt oder mehr Bösewichte zu Schanden macht als der andere. Trotz aller Rohheit der Conception athmen diese Gestalten durch ihre eigene Lebenskraft und dienen nicht bloß als Drahtpuppen, die nach dem Bedürfniß der Handlung dahin und dorthin geschoben werden.

Der Eindruck aller Figuren Ayrers, vielleicht einige komische abgerechnet, ist dagegen ausschließlich darauf basirt, daß sie eben nur als Marionetten agiren oder vielmehr, daß mit ihnen wie mit Marionetten agirt werden kann. Für sich allein würden sie weder stehen noch gehen, weder reden noch handeln. Der einzige wirkliche Acteur ist der Dichter selbst, deshalb darf man bei ihm noch viel weniger als bei seinen andern deutschen Vorgängern, namentlich bei Hans Sachs, von einer eigentlichen Charakterzeichnung sprechen. Hans Sachs hätte vielleicht die Gaben dafür gehabt, wie man aus seinen specifisch dramatischen Erzeugnissen im komischen Genre abnehmen kann, in denen sich neben der typischen Allgemeinheit bestimmter Lieblingsfiguren der Volksbühne doch auch allerlei individuelle Physiognomien erkennen lassen. Nur sind sie, wie man wohl sagen darf, mit richtigem Verständniß für die Forderungen des Geschmacks und des Urtheils seines Publicums jenen allgemeinern Typen bescheiden untergeordnet. Denn sein Publicum wie das einer jeden wirklichen Volksbühne würde durch ein unbedingtes Hervorbrechen der Individualisirung nur

irregemacht worden sein; es verlangte nichts weiter als die altbekannten und durch und durch verständlichen Typen seiner Bühne, die mit den Hauptgestalten seiner eigenen Lebenserfahrung zusammenfielen, in immer neuen Situationen und neuen Verwickelungen, natürlich auch in immer neuem Gewande sich vorgeführt zu sehen. Die psychologische Mannigfaltigkeit, die erste Forderung des gebildeten modernen Freundes der Bühne, überließ und überläßt das eigentliche Volk den Wenigen, die daran sich zu ergötzen verstehen.

Ayrers völlige Unbekanntschaft mit diesen modernen Kunstforderungen läßt sich am Auffälligsten da wahrnehmen, wo die von ihm benutzte Vorlage jene im höchsten Grade erfüllte. Es ist nach den Untersuchungen von Cohn in seinem schon erwähnten Buche über Shakespeares Einfluß auf die deutsche Bühne des 16. und 17. Jahrhunderts als gewiß anzusehen, was früher bei unsern Literarhistorikern nur als sehr wahrscheinlich galt, daß Ayrer für seinen „Spiegel weiblicher Zucht und Ehr. Comedia von der schönen Phönicia und Graf Tymbri von Golison aus Arragonien, wie es ihnen in ihrer ehrlichen Lieb gangen, bis sie ehelich zusammenkommen", Shakespeares „Viel Lärmen um Nichts" unmittelbar benutzt und im gewöhnlichen Sinne des Worts überarbeitet hat, desgleichen für seine „Comedia von der schönen Sidea, wie es ihr bis zu ihrer Verheuratung ergangen", den „Sturm". Wenn nun auch wohl anzunehmen ist, daß beide Dramen selbst in England nicht in der Gestalt zur Aufführung kamen, in der sie uns die Drucke von Shakespeares Werken überliefern, und wenn es sich weiter von selbst versteht, daß die deutschen Bearbeitungen der englischen Komödianten, welche Ayrers directe Quelle gewesen sein müssen, da sich von gedruckten deutschen Uebersetzungen Shakespeares aus dieser Zeit noch keine Spur findet, noch weiter von dem Original sich entfernt haben werden, und zwar nach der Richtung hin, die wir vorhin als die naturgemäße der Volksbühne bezeichneten — Verwischen der feinen psychologischen Lasuren und Verstärkung der Grundfarben — so muß doch noch Ayrers Hand das Meiste dazu gethan haben, um auch hier jene Mannigfaltigkeit aus eigener Kraft und nach eigenen immanenten Gesetzen lebender Gestalten zu den gewöhnlichen hölzernen Puppen umzuformen, die sich in Nichts von dem übrigen Per-

sonneninventar des nürnberger Dichters unterscheiden. Selbstverständlich verliert dadurch auch die Handlung, die auch in diesen leichtern Erzeugnissen Shakespeares doch wesentlich nur der Spiegel des inneren Lebens und der inneren Nothwendigkeit ihrer Träger ist, ihre eigentliche innere Motivirung und sinkt zu einem bloßen Aggregate zufälliger Situationen herab. Daß sie interessanter sind als die meisten in den übrigen Stücken Ayrers, ist allerdings nur die Folge des unzerstörbaren Reizes und Gehaltes seiner Vorlage; was in seinen Kräften stand, hat er gethan, um das Pikante darin stumpf, das Geistreiche schal und das Originelle alltäglich zu machen. Wenigstens hat er auch nicht einmal den Versuch gemacht, mit seinem Vorgänger auf dessen eigenthümlichem Gebiete zu wetteifern, wie sich so häufig nicht viel besser als Ayrer begabte Geister durch Shakespeare aus ihrer natürlichen Art ganz herausdrängen ließen, ohne es zu etwas Anderem als zu burlesken Grimassen zu bringen. Der nürnberger Dichter ist trotz Shakespeare ein echter Sohn seiner Vaterstadt geblieben, ein Spießbürger wie seine anderen Landsleute, aber doch keine Caricatur geworden.

Ebenso wenig wie durch Shakespeare hat sich Ayrer durch antike Muster aus seiner natürlichen Eigenart drängen lassen. Auch ihnen gegenüber blieb er der wahre Vertreter der ältern volksthümlichen Weise poetischer oder überhaupt literarischer Production. Sie hielt an ihrem Ton fest, gleichviel wie die Muster beschaffen waren, denen sie ihre Motive entnahm. Es war der vollständige Gegensatz zu der Weise der gelehrten Kunstdichtung, die neben der Blüte dieser populären Literatur lange Zeit nur in den exclusiven Kreisen der Fachgenossen ein für das Ganze wenig einflußreiches Dasein geführt hatte, bis es ihr endlich gelang, die Herrschaft auf dem deutschen Parnaß zu erobern und auf ihm nicht bloß fremde Stoffe, sondern auch fremde Formen und mit ihnen fremden Geist einzubürgern. Was Ayrer von der Fremde entlehnte, war außer der Fabel seiner meisten Stücke nichts Anderes, als allerlei Kunstmittel, die er für die scenische Wirkung brauchen zu können glaubte. Er bediente sich ihrer, weil er sah, daß sich andere seiner Genossen auch schon mit Glück derselben bedient hatten; aber er verwandte sie ganz nach seinem eigensten Bedürfniß, ohne alle reflectirte Pietät für ihre originale Gestalt. Die Kunstdichtung dieser und der späteren Zeit unterschied sich aber

gerade durch die ihr einwohnende Stimmung der demüthigen Hingabe und bewundernden Nachahmung des Fremden von dem Gebaren der volksmäßigen Dichter. Die eine wie die andere konnte ihre Stoffe immerhin aus der antiken, französischen, italienischen, spanischen Literatur entnehmen, aber die eine that es so, daß sie bei ihrer Uebertragung auf deutschen Boden auch ganz von selbst und durchaus deutsch wurde, ohne daß bei dem Uebertragenden irgend eine Reflexion dabei thätig gewesen wäre; die andere versuchte es, soviel an ihr war, die fremdartigen Gebilde in ihrer vollen Selbständigkeit auch auf dem Boden der deutschen Sprache zu erhalten. Geschah es auch nicht für gewöhnlich durch wortgetreue Uebersetzungen, sondern meist durch eine freiere Art der Aneignung, so lag doch der Grund dafür nicht in der Energie der nationalen Substanz des deutschen Bearbeiters, wie meist bei den Vertretern der volksthümlichen Literatur, sondern allein in der noch so wenig ausgebildeten Technik der Sprache. Das Deutsche in der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts war, wie schon der einzige Fischart mehr als zur Genüge zeigt, ein Material, das unter geschickten oder genialen Händen zu Allem gebraucht werden konnte und an bildungsfähiger Fülle schon damals wie heute alle anderen Cultursprachen Europas weit übertraf. Aber diese Eigenschaften bezogen sich doch mehr auf die Sprache als solche, als bloße Form des rein geistigen Gedankeninhalts. Die Formen des literarischen Ausdrucks mit ihrer nothwendig gegebenen conventionellen Technik mußten am Schluß der volksthümlichen Literaturperiode eigentlich ganz von Grund aus neu gefunden werden, denn was ihnen allenfalls Entsprechendes damals existirte, war, wie es auch Ayrer zeigt, einer künstlerischen Belebung nicht mehr fähig.

Ayrer hat seine brauchbaren fremden Vorbilder, wie sich jetzt ohne alle Einschränkung behaupten läßt, in der englischen Bühne dieser Zeit, oder bei den sogenannten englischen Komödianten gefunden, die er ja auch in Nürnberg, ebenso wie in den andern Hauptstädten des deutschen Südens, oft genug spielen sehen konnte. Von ihnen hat er zunächst seine ganze Bühneneinrichtung entlehnt, die bis ins Einzelne mit der englischen zu Shakespeares Zeiten stimmt, und sich in wesentlichen Dingen von der älteren einfacheren des deutschen Theaters entfernt. Doch ist wieder die Aehnlichkeit zwischen beiden, da ja beide ihren Ursprung auf die Bühne des

geistlichen Volksschauspiels zurückführten, so groß, daß die Neuerungen, welche das deutsche Publicum von England her erhielt, ihm nur wie Verbesserungen eines Altgewohnten erscheinen mußten. Erst mit dem Hereinbrechen der Herrschaft des französischen Geschmacks, seit und nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, und der italienischen Oper wurde auch die Bühneneinrichtung eine wahrhaft fremdartige, obgleich wir Neuern uns an sie so sehr gewöhnt haben, daß jene ältere uns als eine antiquirte Curiosität vorkommt. Weniger ausgemacht ist es, ob Ayrer seine Singspiele gleichfalls nur der Anregung der fremden Schauspieler verdankt, die allerdings damit, wie urkundlich feststeht, bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland großes Glück machten. Uebrigens war auch hier die Aufnahme der fremden Form durch die heimische Gestaltung des Dramas hinlänglich vorbereitet. Denn schon die alten geistlichen Volksschauspiele, die während dieser ganzen Periode und noch bis in den dreißigjährigen Krieg auch in dem protestantischen Deutschland immer fortlebten, natürlich in zeitgemäß veränderter und beschränkter Art — wesentlich auf eigentlich biblische Stoffe reducirt — enthielten alle Elemente zu dem nachherigen Singspiel und sogar zu der Oper: Arien, Wechselgesänge und Chöre. In die weltlichen Volksdramen ernsteren Inhalts — denn die Bezeichnung als Komödie, die viele davon führen, entscheidet nichts über ihre innere Beschaffenheit — fanden gelegentlich auch Gesangstücke der verschiedensten Art Eingang, wie ja auch in Ayrers Dramen sehr viele solche eingestreut sind. Die deutsche Bühne hat dieß musikalische Element offenbar viel reichlicher entwickelt und liebevoller gepflegt, als die englische, die es fast durchgängig von dem eigentlichen Drama — dem ernsten und komischen — ausschloß und für eine besondere Art kleinerer, meist burlesker Stücke, eben das sogenannte Singspiel, aufsparte. Die Texte zu den Gesangstücken in unseren deutschen Dramen sind gewöhnlich von dem Dichter selbst verfertigt, die Melodien dagegen in der Regel nicht. Meist ist den Worten eine volksmäßige bekannte Melodie untergelegt, ja selbst die Singspiele besitzen keine selbständige Musik, sondern auch sie werden in dem „Ton“ irgend einer bekannten meist komischen Ballade gesungen, wie sie auf die natürlichste Art den Uebergang von der eigentlich epischen zu der dramatischen Form bilden. Es cursiren ja solche populäre Reime

der Kunstoper noch jetzt in nicht geringer Anzahl unter den Bänkelsängern in allen Theilen Deutschlands und werden noch jetzt nicht bloß gesungen, sondern auch gespielt. Im eigentlichen Volk, soweit es überhaupt noch singt, ist diese dramatische Form des Liedes selten mehr vorhanden; wo sie noch vorkommt, dient sie oft auch als Tanzlied, gerade so wie sich der „Reie", d. h. die Grundform des Ballets, an jene Singspiele des Volksschauspiels und an das Singspiel anschließt. Auch bei Ayrer trifft man nicht selten auf eine solche Vereinigung aller musischen Künste, die nicht wenig dazu beitrug, das Publicum zu unterhalten. Hat er doch sogar keinen Anstoß daran genommen, derartige Intermezzos in seine geistlichen Dramen einzuschieben, wovon bis jetzt freilich nur ein einziges wieder zum Vorschein gekommen ist, die „Tragedie vom reichen Mann und armen Lazaro", denn die „Comedie von Nicolay, dem verlorenen Sohn, den sein leiblicher Vatter richten lassen will", gehört doch so gut wie andere Rührstücke dieser Art in das Genre des gewöhnlichen weltlichen Schauspiels. Das Gastmahl des reichen Mannes, das in den glänzendsten Farben gemalt ist, die dem Pinsel Ayrers zu Gebote stehen, kann darum auch dieses Schmucks nicht entbehren. In den zu Nutz und Frommen der Aufführung vom Autor beigefügten Bemerkungen heißt es: „hie soll man pfeiffen (d. h. Instrumentalmusik machen) und singen. N. B. und ihr zwen kommen und danzen."

Ebenso wenig ist die Einführung des Clown der englischen Bühne als eine eigentliche Neuerung für die deutsche zu betrachten. Allerdings hat Ayrer, der ihr am weitesten unter seinen Zeitgenossen Raum gab, sie erst den englischen Komödianten abgesehen. Mehrere seiner Werke, solche, die auch aus anderen Gründen und nicht bloß deshalb, weil sich in ihnen noch keine Spuren von englischen Einflüssen zeigen, für seine frühesten gehalten werden können — z. B. sein großes Geschichtsgemälde von der Stiftung des Bisthums Bamberg und die erste seiner römischen Tragödien, die gleichfalls in der Art eines historischen Tableau alle die großen Momente der Urgeschichte Roms von der Gründung von Albalonga bis zum Tode des Romulus darstellt —, haben noch keine berufsmäßige lustige Person, obgleich auch sie komische Figuren und Scenen in Fülle enthalten. Ganz so ist es ja auch in unserem übrigen historischen Volksschauspiel dieser Zeit, das den eigentlichen

Narren nicht kennt, aber den eintönigen Ernst der Haupt- und Staatsactionen durch solche heitere Einschiebsel mäßigt und dem Volke genießbar macht. Daß aber der eigentliche Narr, wie er auch in allen übrigen tragischen Stücken Ayrers erscheint, von der englischen Bühne importirt ist, sagt schon seine gewöhnliche Bezeichnung „der engelländisch Narr“, oder „Jan Clam (Clown) oder Jahn, ist kleidt wie der englendisch Narr“. Was Shakespeare aus dem Clown seiner heimischen Volksbühne gemacht hat, darf man natürlich nicht von dem Narren Ayrers erwarten. Auch er ist ein und dieselbe typische Maske, die nur verschiedenen Namen trägt und in verschiedenen Situationen, aber immer nur als untergeordnetes Glied der dramatischen Maschinerie verwendet wird. Im Grunde ist es schon der echte Hanswurst der spätern gemeinen Volksbühne oder des Puppentheaters. Wie dieser ist er ein ungeschlachter Geselle, ausstaffirt mit allen möglichen gemeinen Zügen des Leibes und der Seele. So schildert sich Jodel, der Lakai und Kutscher, der Clown in der mit besonderen Greuelthaten ausgestatteten „Tragedie, von Servii Tullii Regiment und Sterben, darinnen der schönen Lucretia Histori begriffen“:

„Hab stolzen Muth und krausen Sinn,
Ein lieblich holdselige Red,
Die mir von unten wohl ausgeht.
Mein Augen gleißen wie Rubin,
Zumal wenn ich gar blindvoll bin.
Mein Nasen sicht wie ein Wetzstein,
Ist nicht zu groß, auch nicht zu klein.
Wenn ich sie um ein Tröpflein bitt,
Ein Hand voll versagt sie mir nit.
Mein Maul ein guten Sparkrug geit,
Denn es ist je fein zimblich weit,
Daß man viel könnt sparen darein.
Mein Zähn, die darinnen sein,
Die geben gar gut Lautenzweck...
Mein Stimm laut so lieblich und süß,
Als käm mir ein Hund unter die Füß.
Mein Kopf mir zwischen den Ohren stat.
Mein Vater einmal ein Kälblein hat,
Das hat gleich Ohren eben wie ich.
Auch so thut hoch erfreuen mich,
Daß ich so grade Arme han,
Die ich nicht baß vergleichen kan,

Als einem Drüschel an eim Flegl.
Secht nur! meine Finger und mein Nägl
Seind kurz und dick, als wie eins Schleifers,
Oder wie eines Bauern Sackpfeifers,
Mein Leib geformirt wie ein Säutrog
Oder wie ein kurz dicks Segbloch,
Mein Gsäß ist ausgfüllt wie ein Küß,
Meine Schenkel seind resch und gwiß
Gleich wie die Schenkel eines Helfanten,
Allein ich habs ein wenig krum gestanden.
Mein Füß geben gute Wäschbleil,
Mit den viel Schnecken ich ereil."

Die Art von Selbstironie, mit der er dieses saubere Bild dann in die Worte zusammenfaßt:

„Kurzum in Summa Summarum,
Besehet mich halt um und um,
So bin ich der schönst Mensch auf Erd —"

wirkte wohl mit derselben unwiderstehlichen komischen Kraft auf das Publicum Ayrers, wie auf jedes spätere von ähnlichem Bildungsgrade, aber eben darum hat er der deutschen Bühne mit der von ihm hauptsächlich durchgesetzten Einführung dieser Gattung von komischer Person einen schlechten Dienst erwiesen, besonders da es so ziemlich das Einzige war, was sich aus der Periode der volksthümlichen Naivetät in die folgende des gelehrten Pathos hinüberrettete.

Ueberschaut man die Masse der Ayrerschen Erzeugnisse, so begreift man leicht, daß sie eigentlich alle nur Concepte sind und von einer Durcharbeitung nach irgend welchen Gesichtspunkten der Kunst oder der Technik gar nicht die Rede sein kann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie selbst nur als solche betrachtete und zwar unbedenklich auf der Bühne gebrauchen ließ, wo sie selbstverständlich durch die Willkür der Schauspieler vielerlei Veränderungen ausgesetzt waren, aber nicht daran dachte, sie dem Druck in dieser Gestalt zu übergeben. Erst die dankbare Nachwelt hat dieß gethan, wahrscheinlich weil bei der Beliebtheit dieser Stücke damit eine gute Geldspeculation zu verbinden war. Doch waren die Zeiten nicht danach, um große buchhändlerische Erfolge zu erzielen. Die Vorrede des 'Opus theatricum', desgleichen das Titelblatt weist das Jahr 1618, also das erste des dreißigjährigen Kriegs, und

wenn auch, wie der neueste Herausgeber vermuthet, diese Jahreszahl sich nur auf die eigentliche Ausgabe des ganzen Werkes, keineswegs auf die Vollendung des Druckes der in ihm enthaltenen Dramen beziehen sollte, so weist doch nichts darauf hin, daß sie vor dem Jahre, welches der Titel zeigt, in den Buchhandel gekommen seien. Die Vorrede versprach, wenn möglich, noch eine weitere Fortsetzung aus dem, wie es scheint, unerschöpflichen Vorrathe. Der gewaltige Foliant des 'Opus' enthielt schon nicht weniger als 30 große Dramen und 36 Fastnachtspiele und Singspiele; 40 andere sollten noch nachfolgen, die aber niemals erschienen sind. Vermuthlich existirt dieß und jenes davon noch handschriftlich, wie ja auch Kellers neue Ausgabe drei, bisher ungedruckte, aus einer Handschrift geben konnte, die einst in Gottscheds Besitz gewesen war und jetzt der dresdener Bibliothek gehört. Diese dresdener Handschrift beurkundet, was wir auch aus anderen Notizen wissen, daß Ayrers Stücke noch eine geraume Zeit nach dem Tode ihres Verfassers auf der deutschen Bühne beliebt waren. Sie scheint erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gefertigt und, wie schon allein daraus abzunehmen ist, daß sie unter ihren 22 Nummern 3 enthält, die dem gedruckten 'Opus' fehlen, entweder nach den Originalmanuscripten Ayrers selbst, oder nach Einzeldrucken, die dann freilich spurlos, wie so vieles Andere, was während und unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege gedruckt wurde, verschwunden sein müßten. Sie gewährt das einzige erhaltene Beispiel eines geistlichen Dramas, der „Tragedie vom reichen Mann und armen Lazaro", und widerlegt dadurch die früher allgemeine Behauptung, daß Ayrer dieß einst so beliebte und eigentlich ursprüngliche Genre des Volksdramas bei Seite habe liegen lassen. Vermuthlich stand auch dieß geistliche Drama nicht einsam da, wie ja seine ganze Art zu produciren eine Massenproduction war.

Von Ayrer gilt mit vollem Recht Platens: „Er war ein Held an Fruchtbarkeit trotz Calderon und Lope", leider freilich auch das, was darauf folgt: „Er schmierte, wie man Stiefel schmiert." Denn kein einziger unter den damaligen deutschen Dramatikern oder auch unter den ausländischen, wenn man die Spanier abrechnet, kann sich ihm an Zahl der wirklich auf die Bühne gekommenen Stücke vergleichen. Selbst sein älterer Vor-

gänger und Landsmann, Hans Sachs, hat es zwar auf 208 Nummern in allen dramatischen Gattungen gebracht, aber unzweifelhaft ist ein großer Theil davon nie auf die Bühne gekommen und war überhaupt gar nicht für die Bühne bestimmt. Denn wenn er selbst sagt, daß die meisten davon in Nürnberg und auch auswärts mit Beifall aufgeführt worden seien, so bezieht sich diese Angabe, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, eben nur auf die Stücke, die der Dichter selbst für die theatralische Aufführung bestimmt hatte, nicht auf alle überhaupt, die aus seiner unermüdlichen Feder flossen. Von Ayrer aber liegen jetzt nicht weniger als 69 wirklich aufgeführte Stücke vor und jene 40, die als Fortsetzung der ersten Publication versprochen wurden, aber nie erschienen, sind unzweifelhaft auch aufgeführt worden. Selbst wenn darunter die 3 einbegriffen wären, welche die dresdener Handschrift allein gewährt, würden doch noch 106 im Ganzen herauskommen.

Diese Productivität kann nicht überraschen, wenn wir erfahren, wie schnell der Dichter arbeitete, falls man überhaupt von Arbeit bei dieser Art von Compositionen reden darf. Die dresdener Handschrift hat uns darüber einige interessante chronologische Notizen aufbewahrt, an deren Zuverlässigkeit nicht zu zweifeln ist. So fallen in das eine Jahr 1598, wo er allem Vermuthen nach schon wieder in Nürnberg lebte und seine ausgebreiteten juristischen Geschäfte versah, die doch den weitaus größten Theil seiner Zeit beanspruchten, nicht weniger als 3 große Tragödien, jede von 6 Acten, 2 Fastnachtspiele und 5 Singspiele, also im ganzen 10 von den 22 Stücken der genannten Handschrift; wie viel von den andern 84, die sie nicht enthält, läßt sich nicht einmal muthmaßen. Da unter den 22 einige nicht datirte vorkommen, so wäre es sogar denkbar, daß auch sie noch demselben Jahre zuzurechnen sind. Ueberhaupt sind alle jene 22 Stücke, soweit sie datirt sind, nur in den Jahren 1595—98 entstanden und merkwürdigerweise geht dabei noch das Jahr 1597 leer aus, und doch ist es nicht zu vermuthen, daß in ihm Ayrers Muse gefeiert haben sollte. Aber wir wissen noch Genaueres von seinem rüstigen Schaffen: dieselbe Quelle erwähnt, daß der erste Theil der Tragödie von der Melusina, ein wahres Ungethüm von Größe, sechs lange Acte mit unzähligen Scenen und Personen, in 11 Tagen, vom 8. bis 19. März entstand. Schon am 20. März setzte sich die Feder des

Mannes wieder in Bewegung, um den zweiten Theil derselben Tragödie, wieder in sechs Acten, zu liefern. Wie lange Zeit er dießmal gebraucht habe, ist leider von unserer Quelle nicht überliefert. Nach diesem Verhältniß würde für die einactigen Fastnacht- und Singspiele ungefähr jedesmal ein Tag aufgegangen sein.

Bei solcher Hast des Producirens begreift es sich auch, daß sich in Ayrers Stücken keine Spur von einer fortschreitenden oder überhaupt auch nur einer sich vollziehenden Entwickelung der äußern Kunstformen aufweisen läßt, so wenig wie von einem innern Fortschritt bei ihm geredet werden kann. Schmitt hat sich zwar mit großem Scharfsinn und Fleiß bemüht, mehrere Perioden in Ayrers Thätigkeit zu unterscheiden und die einzelnen Stücke jedesmal am gehörigen Orte unterzubringen, aber seine Beweisführung ist zu künstlich, als daß sie überzeugen sollte. Nur so viel mag zugegeben werden, daß, wie wir schon früher bemerkt haben, die Einwirkung der englischen Komödianten für Ayrer epochemachend gewesen ist. Doch ist damit noch nicht nothwendig gegeben, daß die relativ wenigen Stücke, in denen sich eine solche nicht direct nachweisen läßt, wo also der berufsmäßige Narr, der Clown der Engländer, fehlt, zu einer Zeit entstanden wären, wo Ayrer mit den Engländern noch unbekannt war. Auch diese Stücke setzen dieselbe Bühneneinrichtung voraus, die erst mit ihnen nachweislich nach Deutschland kam, auch sie haben denselben gehäuften Reichthum von scenischen Knalleffecten wie die andern und wie keins der frühern deutschen Bühnenstücke vor dem Eindringen des englischen Geschmacks. Es ließe sich sogar endlos darüber streiten, ob die verhältnißmäßige Einfachheit gewisser Stücke, z. B. der Tragödie von Erbauung und Ankunft des Stiftes Bamberg, ein Zeichen eines allmählich sich läuternden Geschmacks sei, also auf die späteste Zeit Ayrers hinweist, oder ob er von dieser einfachern Art zu jener geschmücktern fortgeschritten sei. Die innere Wahrscheinlichkeit liegt aus psychologischen Gründen allerdings auf Seite der letztern Annahme, obgleich zu bedenken ist, daß gerade in dem angeführten Falle die sonst unbekannte Entstehungszeit des Dramas einigermaßen durch ein anderes Opus des Dichters fixirt wird, durch seine große bamberger Reimchronik, die mit 1599 abschließt. Sie scheint der dramatischen Bearbeitung zu Grunde zu liegen, und somit müßte die letztere in den spätesten Jahren Ayrers entstanden sein.

Aus den Jahren 1596 und 1598 haben wir einige datirte Tragödien, in denen sich alle die Neuerungen, die auf Rechnung der englischen Komödianten zu setzen sind, zusammenfinden, diese wären sonach doch älter als jenes Stück, das Schmitt, nach Gründen der neueren Kritik, für das älteste aller uns erhaltenen ansieht. Zwischen mehrern Stücken, die denselben Hauptinhalt in historischer Folge behandeln, zeigt sich doch ein solcher Unterschied der Manier. Von den vier großen Tragödien aus der römischen Geschichte ist die erste in dem angeblich ältern Stile, alle drei andern sind dagegen in dem spätern gearbeitet. Und doch weisen die hier zufällig erhaltenen chronologischen Angaben aus, daß die zweite und dritte um ein Jahr später als die erste entstanden sind. Die erste gehört in das Jahr 1595, die beiden folgenden zu 1596 und nur die letzte ist durch eine längere Pause von zwei Jahren von diesen getrennt. Ayrer müßte also zwischen 1595 und 1596 den Einfluß der Engländer zuerst auf sich haben wirken lassen, und wenn er ihm von da an stets unterworfen blieb, wie man annimmt, so folgt daraus, daß alle die bisher von ihm bekannten Tragödien, mit Ausnahme der Gründung von Bamberg, und alle seine Singspiele zwischen 1595 und 1605, seinem Todesjahr, entstanden sein müßten: eine Annahme, deren Bedenkliches sich leicht ergiebt.

Als letzter Repräsentant der volksthümlichen Dramatik hat sich Ayrer, trotz der fremden Einflüsse, die er nicht abweisen konnte, die alte schlichte Diction so wenig wie den althergebrachten Vers von vier Hebungen und paarweise gestelltem Reime rauben lassen. Seine Sprache, die sich aus den Drucken und aus der dresdener Handschrift doch mit einiger Zuverlässigkeit entnehmen läßt, hält sich nicht einmal ganz frei von den Idiotismen seiner fränkischen Heimat. Es ist weniger specifisch Nürnbergisches darin als bei Hans Sachs, denn alles, was dem nürnberger Dialekt bei ihm zugehört, ist auch zugleich allgemein fränkisch. Ja, wenn eine eigentliche Localsprache in ihm durchklingt, so ist es noch eher die bambergische, als die seiner frühesten und spätern Heimatsstätte. Uebrigens sind diese Reminiscenzen des Dialekts durch alle erhaltenen Stücke gleich vertheilt und es läßt sich auch daran kein Früher oder Später in ihnen unterscheiden. Eine gewisse Gewandtheit des Ausdrucks ist überall ungefähr in gleicher Weise zu erkennen und auch hierin scheint sich der Verfasser gleich vom

Anfang auf dieselbe Höhe erhoben zu haben, über die er niemals hinausgekommen ist. Diese Sprache eignet sich am besten zur Darstellung alltäglicher und komischer Situationen; für alles, was auch nur einiges Pathos erfordert, ist sie nicht geschaffen. Auch hierin gleicht er Hans Sachs, nur daß diesem Letztern wenigstens der Ausdruck ernsthafter und tiefer Empfindungen besser gelingt, ohne Zweifel, weil er in seinem eigenen Gemüth ernster und tiefer gestimmt war. Auf den heutigen Leser müssen die ungeschlachten Versuche Ayrers, sich betreffenden Orts zu dem nöthigen tragischen Pathos aufzuschwingen, gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem, welchen der Dichter beabsichtigt, machen; die Zeitgenossen scheinen anders empfunden zu haben. Aber auch in den komischen Stücken fehlt der Sprache doch jene originelle Frische, die Hans Sachs auszeichnet, obgleich sie auch bei ihm im Vergleich mit der oft wahrhaft erstaunlichen Naturkraft des Ausdrucks in seinen noch ältern Vorbildern, den Schwänken und Lustspielen des 15. Jahrhunderts, schon etwas abgeblaßt ist.

Man sieht auch an Ayrers Sprache dieselben Symptome eines unaufhaltsamen Verfalls der ganzen ältern volksthümlichen Literatur, die uns überall in den spätern Erzeugnissen derselben begegnen. Fischart war der Letzte, der ihr mit seinem unermeßlichen Talent noch einiges Leben einhauchen konnte. Nach ihm wurde Alles nüchtern, schal und starr, und es würde auch ohne Opiz und dessen neue Kunstpoesie, ja auch ohne den dreißigjährigen Krieg mit der Volksliteratur im ältern Sinne zu Ende gewesen sein, obgleich zuzugeben ist, daß, wenn nicht der Erste eine so bedenkliche Bahn vorgezeichnet und der Zweite nicht alles Selbstvertrauen des deutschen Geistes gründlich vernichtet hätte, unsere Literatur eine gedeihlichere Erneuerung erfahren haben würde, als ihr seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts zu Theil wurde. Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts hätte dann wahrscheinlich nicht nöthig gehabt, ganz wieder von vorn anzufangen, sondern an das 17. Jahrhundert ebenso anknüpfen können, wie es anderwärts geschah.

---

# Friedrich der Große und die deutsche Literatur.

[Schlesische Zeitung, Jahrg. 1873, Nr. 81.]

Es giebt gewisse literarische Themata, die man unsterbliche oder unverwüstliche nennen könnte. Was ist nicht Alles über Friedrich II. Verhältniß zu der deutschen Sprache und Literatur geschrieben worden, seit jener ersten und würdigsten Antwort, die Justus Möser dem viel berufenen königlichen Memoire von 1780 'De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger' in seinem Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur gab, gleichsam als Gegenmanifest des wahrhaft deutschen Bewußtseins, bis zu dem ebenso eleganten wie stattlichen Buche H. Pröhles „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" von 300 Seiten, und wie viele andere Essays, Abhandlungen und Bücher gleichen Inhaltes ruhen noch ungeboren in dem Schoße unserer zukünftigen Literatur! Aber es ist auch ein unerschöpfliches, wenigstens ein noch unerschöpftes Thema. Auch dieser neueste Versuch zur Lösung so mancher Räthsel, die es enthält, unternommen von einer in jeder Art dazu befähigten Kraft und mit zum Theil bisher noch kaum gekannten, jedenfalls nicht ausgenutzten Hilfsmitteln, verwickelt nur wieder in neue Räthsel, deren baldige Lösung sehr erwünscht, aber nicht wahrscheinlich ist, und es ist leicht zu berechnen, daß selbst wenn ein solcher vorläufiger Abschluß dereinst erreicht wäre, er immer nur ein vorläufiger heißen könnte. So lange der deutsche Volksgeist nicht mit abgeschwächter, sondern mit erfahrungsmäßig immer verstärkter Anziehungskraft von der größten Gestalt seiner lebendigen Geschichte beherrscht wird — und so lange es einen deutschen Volksgeist giebt, muß dieß geschehen — kann auch hierin keine Aenderung eintreten. Ein Abschluß, der als solcher empfunden würde, könnte nur bedeuten, daß der große König für das deutsche Volk wirklich todt wäre, und dieß wieder würde nach unserer Einsicht nichts Anderes bedeuten, als daß auch das deutsche Volk seinen letzten Lebenstag erreicht habe.

Alle, die bisher über Friedrichs Verhältniß zu der Sprache und Literatur seines Volkes ihr Urtheil abgeben zu sollen sich be-

rufen hielten, und jeder glaubte sich in diesem Falle, der über ihn schrieb, lassen sich in zwei Gruppen arrangiren. Die erste hat das Banner der pathetischen Entrüstung aufgesteckt, die andere das der großmüthigen Resignation. Hinter jenem Banner sammeln sich zunächst die meisten damaligen zeitgenössischen Stimmen, wie begreiflich vor den Anderen die Wortführer der deutschen Literatur selbst, die hier mit Fug pro aris et focis zu fechten sich bewußt sind. Außerdem aber auch noch ein minder befugter Haufe von Dunkelmännern aller Art, politische, kirchliche, sociale Reactionäre, Todfeinde der großen Ideen, die sich in dem großen König verkörperten, deshalb auch darauf angewiesen, nach Allem und Jedem zu greifen, womit sie das Antlitz der verhaßtesten unter allen verhaßten Incarnationen des echten und wahrhaftigen preußischen Wesens besudeln zu können hoffen dürfen. Endlich noch alle Gefühlspolitiker von dieser oder jener doctrinären Farbe bis an die blutrothe heran, alle particularistischen, großdeutschen und demokratischen Romantiker. Sie alle brechen mit unendlichem Aufwand patriotischer Gefühle den Stab über den undeutschen König und unterlassen es niemals, ihre schmerzliche Verwunderung darüber zu erkennen zu geben, daß das verblendete deutsche Volk aller Belehrung über die wahre Natur seines Helden so unzugänglich bleibt.

Die andere Gruppe, entschieden an Intelligenz, Wissen und Gesinnung der vorigen weit überlegen, oder bestimmter gesagt, diejenige, welche die besten und gediegensten Vertreter der deutschen Geschichtsschreibung unter sich zählt, versucht den Thatbestand zwar nicht zu leugnen, was auch schwer fallen dürfte, aber wohlwollend zu begreifen, wahrscheinlich im Hinblick auf das mehr gemüthlich warme, als scharfgedachte Dictum: „Alles begreifen heißt Alles verzeihen.“

Es wäre ehrlos, wollte man daneben noch eine dritte Gruppe anführen, zu welcher einige geckenhafte Franzosen und hochnäsige Engländer sammt ihren obligaten Nachtretern anderer Nationalität gehören würden, die Friedrich in so weit Recht geben, als sie seine Verachtung der deutschen Sprache und Literatur vollkommen begründet finden, bloß weil es ihrem eigenen Vorurtheile entspricht und sie der lästigen Pflicht, sich gründlicher im Deutschen zu unterrichten, gleichsam zu überheben scheint.

Begreiflich kann nur die zweite Gruppe für zurechnungsfähig gelten, und mit ihr allein wird sich jeder auseinanderzusetzen

haben, der die Acten noch nicht für abgeschlossen hält. Bei aller scheinbaren Mannigfaltigkeit individueller Formulirung läuft doch auch hier Alles auf eine und dieselbe Art der Deduction hinaus, wodurch die Aufgabe sehr erleichtert wird. Der bekannte traurige Zustand der deutschen Literatur in der Jugend- und Bildungszeit Friedrichs wird mit den grellsten, wenn auch nicht gerade unwahren Farben gemalt, desgleichen die allmächtige Herrschaft des französischen esprit über die gesammte höhere deutsche Gesellschaft, vor Allem die Höfe und was dazu gehört. Gottsched auf der einen Seite, Voltaire auf der anderen, daraus erklärt sich nach dieser Art von Beweisführung, wie ein durch und durch geistvolles, ja sogar selbst literarisch productiv angelegtes Naturell nicht bloß ein Anbeter, sondern ein Nachbeter der Franzosen oder anders gewandt, ein kalter Verächter der Deutschen werden muß. Die ungeheuren Schicksale und Thaten seiner Mannesjahre, die riesigen Aufgaben der Wirklichkeit hätten dann so ausschließlich Friedrichs Geisteskraft verbraucht, daß er unfähig wurde, das gewohnte Gleis zu verlassen, oder überhaupt die Literatur anders als eine selten vergönnte Näscherei zu genießen. Beweis dafür jenes Memoire von 1780, das abgesehen von dem ganz unrichtigen Standpunkt auch von einer völligen Unbekanntschaft mit den Thatsachen zeuge und nicht einmal als die Aeußerung eines unterrichteten Dilettanten, geschweige denn eines eigentlichen Kenners gelten dürfe.

Schließlich vergißt man nicht, darauf hinzuweisen, wie schon Goethe (eigentlich aber auch schon Justus Möser in jenem oben erwähnten Briefe) klar erkannt habe, daß die neue Aera unserer Literatur, die wir mit Stolz unsere classische nennen, von dem Genius Friedrichs zum Leben erweckt worden, weil er zuerst dem deutschen Geiste durch das Pathos großer Thaten und Charaktere der Wirklichkeit die eigentliche Emphase künstlerischer Schöpferkraft eingehaucht habe. Auf diese Art sei er, freilich contre coeur, der rechte Schöpfer unserer Literatur geworden, noch dazu ohne den gefährlichen Beigeschmack eines Augustus oder Ludwig XIV.

Hier in diesem landläufigen Raisonnement ist uns immer auffallend geblieben, wie man so ohne Weiteres gewisse aus den geschichtlichen Zuständen an sich richtig abstrahirte Sätze, die eben als solche für die Durchschnittsköpfe gelten dürfen, auch auf ihn ausdehnt, der nicht bloß um Kopfeslänge über alle Anderen her-

vorragt. Ein solcher origineller Genius soll in der Trivialität der Alltagsprinzen und Hofschranzen stecken geblieben, ein solches Adlerauge sein Lebelang durch eine ebenso trübe wie verzerrende Brille gesehen haben? Wer sich damit beruhigen kann, möge es; wir gehören nicht dazu. Natürlich empfindet man dann aber um so mehr das Bedürfniß, auf einem anderen Wege zu dem Ziele zu gelangen, denn das Ziel selbst, die Erklärung, kann Niemand von sich abweisen, der sich mit Friedrich geistig abzufinden als Nothwendigkeit erkennt. Unsere eigene Erklärung streift freilich jene wohlgemeinte Decke ab, womit man die einzige oder die größte Blöße des Helden zu verhüllen denkt. Es scheint uns nämlich, als ob die Eigenart oder das Naturell des Königs und das Wesen der deutschen Literatur, nicht bloß etwa seiner Zeit, wobei dann erst wieder zu unterscheiden wäre zwischen der Zeit Gottscheds und der Lessings, die beide seine sind — in einem psychologisch unvereinbaren Gegensatz zu einander stehen, der jede Möglichkeit einer wahren, positiven Verständigung ausschließt.

Schon Mösers gesundheitsstrahlendes Auge hat gesehen, daß aus jenem verächtlichen Urtheile des Königs eigentlich der Schmerz und die Verbitterung einer getäuschten Lieblingshoffnung spreche, weil eine Blüte der Literatur nach dem Schema oder Ideale eines augusteischen Zeitalters das unerreichbare Ziel seiner Wünsche gewesen sei. Und in der That, alle seine Ausstellungen und alle seine Besserungsvorschläge setzen ein solches Ideal voraus, und weil sein Verstand ihm sagte, daß weder er selbst, noch sein Vaterland berufen sei, es zu verwirklichen, zürnt er mit dem letzteren und macht es mit begreiflicher Selbsttäuschung allein dafür verantwortlich. Ohne daß er sich dessen hätte bewußt werden können, glaubt er, daß eine Literatur wie ein Staat, wie ein Heer, wie sein Staat, sein Heer aus dem Nichts geschaffen, organisirt werden könne. Daß ihm dabei zunächst das Modell der französischen vorschwebte, war natürlich, und wenn er auch zu geistvoll war, um eine sclavische Nachahmung desselben zu verlangen, so verlangte er doch als unerläßliche Bedingung aller und jeder, also auch der deutschen Literatur, die Principien, auf denen die Gestaltung jener gegründet war, eine strenge Organisation der Form und des äußeren Betriebes, einen festen Mittelpunkt, ein straff geregeltes Verhältniß, wie unter den productiven Kräften, so zu dem Publicum oder der Nation.

Er fühlte instinctiv, daß in der deutschen Literatur etwas enthalten sei, was sich nicht reglementiren, nicht discipliniren, nicht unter das Machtgebot des autonomen Willens des Einen zwingen ließe, der schrankenlos nicht bloß über die Leiber, sondern auch über die Geister und Gewissen, soweit der Staat und die großen Ordnungen des äußeren Lebens reichten, zu gebieten sich berufen fühlte. Friedrich, die höchste und vollendetste Incarnation des rationellen, despotischen Staatsgeistes, über die hinaus es nur Zerrbilder geben konnte, berufen und berechtigt dazu; durch die Logik der geschichtlichen Entwickelung bis zu seiner Zeit und durch die Situation seines Staates, seines Volkes und seines Standes — ihm gegenüber der Befreiungskampf des deutschen Genius aus den Banden der Convention, der Manier, des Herkommens und der von Außen octroyirten Schablone, der Kampf für das natürliche Recht des deutschen Gemüthes so zu sein, wie es ihm angeboren ward, ein Kampf, der einstweilen nur in der Literatur, und hier zumeist in dem idealsten Gebiete derselben, in der Poesie, gefochten werden konnte, das sind zwei allzu ungleich geartete Mächte, Repräsentanten nicht bloß zweier verschiedener Zeitalter, sondern zweier grundverschiedener Stimmungen der menschlichen Seele. Der König seinerseits hätte das natürliche Recht der deutschen Literatur, so zu sein, wie sie war, nur dann begreifen und anerkennen können, wenn er aus sich selbst und über sich selbst hinüber gekonnt hätte. Da ihm dieß, wie jedem anderen Sterblichen versagt war, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als die ihm unverständliche Erscheinung entweder zu ignoriren oder sie durch ein wie auch immer objectiv unzureichendes, so doch ihm genügendes Raisonnement begrifflich zu vernichten. Bildung und Gewöhnung, Liebhaberei und wirkliches ideales Interesse ließen es nicht zum Betreten des ersten Weges kommen, er mußte daher den anderen einschlagen, auf dem er als weltgeschichtlich-psychologische Warnungstafel seine Schrift über die deutsche Literatur noch ganz am Ende seiner Tage errichtet hat.

Die deutsche Literatur ihrerseits hat nicht bloß wegen der äußerlichen Mißachtung und Zurücksetzung, die sie von dem Heros des Jahrhunderts und, was mehr war, Deutschlands, erfahren mußte, sich innerlich von ihm abgekehrt. Je mehr sie sich der Fülle ihres eigenartigen Lebens bewußt wurde, desto weniger ver-

mißte sie einen Augustus, dessen Hand sie pflegen und beschirmen, aber auch modeln sollte. Was aber der innerste Kern der Größe Friedrichs war, das vermochte sie, die völlig in der Sphäre des idealen Privatmenschenthums befangen, von der eigentlichen Natur des Staates und seinem ethischen Inhalte keine Ahnung hatte, nicht zu begreifen. Was sie ihm mittelbar verdankte, hat, wie wir wissen, Goethe in absoluter Classicität ausgesprochen, aber wie hätte man es damals wissen können? Damals erschien Friedrich zwar als der erste Held, der weiseste Landesvater seiner Zeit, und als solchen pries ihn wohl auch der deutsche Dichterchor, falls er nicht, wie Klopstock, Krieg und Staat für etwas hält, das an sich, so zu sagen, des gebildeten Genius der reinen Menschlichkeit unwürdig sei. Aber selbst die glühenden Bewunderer Friedrichs, der Schwabe Schubart, wie der Niedersachse Gleim, fühlen sich doch immer von einer unheimlichen Macht angeweht, wenn sie ihrem Helden gegenüber stehen. Gemüthlich ist er ihnen nie geworden, und wie sehr sehnten sie sich doch darnach, aber welch ein Glück auch für Deutschland, daß der Größte aller Deutschen es verschmähte, ein gemüthlicher deutscher Biedermann zu sein!

# D. Fr. Strauß und sein Einfluß auf Wissenschaft und Leben.

[Schlesische Zeitung, Jahrg. 1874, Nr. 91, 93, 95.]

## I.

Der tiefe Eindruck, welchen der Tod David Friedrich Straußens überall hervorgebracht hat, scheint die Gegenwart in jene Zeiten zurück zu versetzen, wo wir Deutsche ein überwiegend literarisches Volk hießen und waren. Der Dahingeschiedene ist nichts als ein Schriftsteller gewesen, er hat nur mit seiner Feder, kaum merkbar und sehr vorübergehend mit Wort und That, in das Leben der Zeit eingegriffen, und doch folgt ihm bei Freund und Feind eine Theilnahme, wie sie seit Goethes Tode bis heute für altmodisch geworden galt. Es giebt immer noch Manche, die gegen diese Art

von Heroencultus nichts einzuwenden haben, auch dann nicht, wenn ihr Gegenstand nicht durchaus sympathisch die eigene Seele erfaßt. Sind sie sich auch selbst vollkommen klar über die Stellung der ideellen Arbeit im Gesammtgefüge des Lebens der Zeit und unserer Nation, so begrüßen sie doch mit Genugthuung ein Zeugniß der öffentlichen Meinung, das indirect, aber mit schlagender Deutlichkeit gegen die einreißende Herabwürdigung der Begriffe „Arbeit" im Allgemeinen und „geistiger Arbeit" im Besonderen protestirt.

Es kann sie nicht irre machen, daß Straußens Name zum Theil von denen am meisten gefeiert wird, die sich sonst als die gründlichsten Verächter alles dessen bekennen, was man ideales Gut des menschlichen Geistes und der Menschheit zu nennen pflegt. Heute haben wir nur ein mitleidiges Lächeln für die gespreizte Selbstgefälligkeit, kraft welcher sich ein Biester und Nicolai als die einzigen Erben Lessings geriren zu müssen glaubten: wissen wir doch ganz genau, wo seine wahren Erben zu suchen sind. Und so kann man es auch unseren modernen Klopffechtern gegen alles Ideale nachsehen, wenn sie einen Mann sich zurechnen, der sein ganzes Leben im Dienste der wissenschaftlichen Arbeit und zwar der härtesten und entsagungsvollsten geopfert hat. Sein Schwert hat in dem Kampfe gegen die althergebrachte Entgegensetzung von Diesseits und Jenseits, Materie und Geist, die wuchtigsten Streiche geführt, aber das Diesseits, für dessen Recht er es zog, ist das gerade Gegentheil von dem, was jene darunter verstehen. Es ist die von den höchsten idealen Mächten des Gedankens, der Kunst, der Sittlichkeit völlig durchdrungene Welt oder Menschheit, und die Spitze der irdischen Genüsse, welche ihr die Poesie oder die Kunst in allen ihren Strahlenbrechungen bieten soll, dürfte von dem Genußziel jener anderen vielleicht noch weiter abstehen als die specifisch spiritualistische Weltanschauung oder sagen wir deutlicher, die christliche von der des „Neuen Glaubens".

Es ist schwer, die Summe eines so reichen Lebens in eine kurze Formel zusammenzudrängen. Deshalb wird die immer wiederkehrende Behauptung, Strauß gehöre zu jenen überwiegend kritischen Naturen, deren Beruf es sei, den Schutt der Vergangenheit wegzufegen, weil sie schon zu einer Phrase erstarrt ist, allen denen bedenklich sein, die im Geiste des großen Todten allem Dogma abhold sind. Wer in das Gefüge des menschlichen Seelen-

lebens eine etwas tiefer dringende Einsicht hat, wird ja überhaupt der noch immer grassirenden Vorstellung von einem solchen fundamentalen Gegensatz in der Organisation der Einzelnaturen nur sehr bedingt Recht geben und in unserem Falle nur so weit, daß wir die Popularität, die Strauß wie keinem Anderen zu Theil geworden ist, aus den Geistesthaten erklären, die vorzugsweise von der kritischen oder negativen Seite seines Naturells getragen wurden.

Indem er damit das rechte Wort zu rechter Zeit sprach, was Tausenden das Gefühl der geistigen Befreiung gab, ist er für diese begreiflich nur der Befreier oder, anders gewandt, der Zerstörer geblieben und sein Bild hat für sie nur diesen einen typischen Zug. Wenn also ein schärferes oder ruhigeres Auge daneben noch viele andere erkennt, die ebenso wesentlich dazu gehören, so wird doch die zusammenfassende Beurtheilung des ganzen Lebensertrages sich der thatsächlichen Uebermacht jenes Zuges anbequemen und aussprechen müssen, daß die Gegenwart in ihrer Art ein Recht hat, Strauß als den Heros der Negation zu feiern oder zu verdammen. Negation hat gewiß ihm selbst nicht als der eigentliche Inhalt oder die Aufgabe seines Wesens gegolten. Von einer revolutionären Zerstörungslust, dem Erbtheil der Kinder und kindischer Männer, war Niemand weiter entfernt als er. Darum hat es ihn auch noch am Schlusse seines Lebens gedrängt, in seinem „Neuen Glauben“ wenigstens die Umrisse einer neuen, durch und durch positiven Weltanschauung zu zeichnen, freilich mehr zum Nutzen und Frommen seiner selbst, als zur Erbauung oder nur zur Genugthuung der Anderen, die nach wie vor nur den Zerstörer des Alten, aber nicht den Begründer eines Neuen in ihm sehen wollten und mit gewissem Rechte auch sehen mußten.

Ueberhaupt wird man, um zu einer gerechten Würdigung des ganzen Menschen Strauß zu gelangen, seinen psychologisch-genetischen Entwickelungsproceß zum Gelehrten und zum Schriftsteller mehr betonen müssen, als es gewöhnlich geschieht, wo die Parteistimmung sich allein an die Resultate seiner Wirksamkeit heftet. Je nachdem der Einzelne steht, wird er diese für schädlich oder förderlich halten und darnach die ganze geistige Persönlichkeit ihres Urhebers beurtheilen. So gilt er den Einen für einen der größten Wohlthäter der Menschheit, den Anderen mindestens als ein entfernter

Anverwandter des höllischen Feindes, und selbst die, die gerne ihre unparteiische Haltung dadurch beurkunden möchten, daß sie weder den Einen noch den Anderen völlig Recht geben, sind doch in der Mehrzahl geneigt, seinem Talente und Geiste alle mögliche Hochachtung zu bezeugen, seinen Einfluß aber auf die Zeitgenossenschaft im Allgemeinen, oder doch viele Einzelne, verderblich zu finden. Und doch handelt es sich für den vielgerühmten und vielgeschmähten Mann ursprünglich nicht um eine solche entschieden praktische oder für das concrete Leben einflußreiche Thätigkeit. Er ist ohne es zu wissen und zu wollen zu ihr gelangt, denn er wollte ursprünglich nichts weiter als ein wissenschaftlicher Arbeiter in seinem gelehrten Berufsfache der Theologie sein, und wenn er forschte und gestaltete, geschah es zunächst für ihn selbst, zur Förderung und Befreiung seines eigenen Geistes. Wenn er schrieb, so that er es in der Art, wie es Tausende gelehrter Theologen vor ihm gethan, und wenn er sofort bei seinem ersten schriftstellerischen Auftreten nicht bloß durch den Inhalt, sondern auch die Formengewandheit seiner Darstellung eine nicht gewöhnliche Erscheinung heißen durfte, so empfand er diese ihm von der Natur verliehene Gabe, die er später mit vollem Bewußtsein zur Virtuosität umbildete, keineswegs als die Hauptsache. Diese war ihm das wissenschaftliche Gefüge, die gelehrte Begründung und die gedankenmäßige Wahrheit dessen, was er als seinen eigenen Beitrag zur Förderung der Wissenschaft beisteuerte.

In diesem Sinne ist sein „Leben Jesu" in der ursprünglichen Gestalt aufzufassen, und es mag als eine den Verfasser selbst befriedigende Gewähr für die Solidität und den Ernst betrachtet werden, womit er jene erste größere Leistung in sich verarbeitet hatte, daß er am Ende eines langen in unaufhörlicher geistiger Arbeit und reichster innerer Entfaltung fortschreitenden Lebens, nach vollen 35 Jahren, sich im Wesentlichen noch zu den Resultaten seiner jugendlichen Forschungen bekennen durfte. Daß er inzwischen, aber doch auch verhältnißmäßig erst spät und bedingungsweise, seine Auffassung der idealen oder ewigen Bedeutung der Person Jesu als des in der idealen Seite der menschlichen Natur begründeten und aus ihr heraus gestalteten Typus der höchsten Humanität und Sittlichkeit veränderte, ist im Vergleich zu dem, was er als bleibend in seiner Arbeit erkannte, von ge-

ringem Belange. Denn um ein solches Resultat von positivem Gehalte handelte es sich ja gar nicht: es ergab sich keineswegs mit logischer Nothwendigkeit, sondern es war nur gleichsam ein lautes Zwiegespräch, das der Verstand und das Gemüth des Verfassers mit einander am Schlusse des Werkes führten, wo der müde Arbeiter die Feder aus der Hand legte. Wie er selbst, so mochten sich gar viele seiner Leser an gleicher Stelle fragen, was dann noch bliebe, wenn der Verstand sein letztes Wort mit unwiderleglicher Härte gesprochen habe; ob dann das Gemüth, ein Ding, dessen Dasein und Recht am Wenigsten eine Natur, wie die Straußens zu verleugnen vermochte, gar nichts mehr von den alten lieben Bildern und Stimmungen festhalten dürfe, die es für die Summe seines religiösen Besitzes zu halten gewöhnt war, und die Antwort darauf gab eben jene ideale Christusgestalt, die sich in den meisten Zügen mit jener deckt, welche der jetzt so viel und gewöhnlich im Namen des Verfassers des „Lebens Jesu" geschmähte Schleiermacher für sich und ihm ähnlich geartete Naturen gezeichnet hatte. Denn der Christus Schleiermachers unterscheidet sich von dem des schwäbischen Theologen nur dadurch, daß die intellectuelle Seite in ihm mit entschieden größerer Macht, man dürfte beinahe sagen mit einer gewissen Hoheit herausgekehrt ist und das schöne Gleichgewicht der seelischen Ausstattung dadurch zu Gunsten der einen Potenz, derselben, in der Schleiermacher alle Anderen neben ihm überragte, gestört wird. Daß Schleiermacher an der herkömmlichen kirchlichen Fassung festhielt und seinen Christus nicht als ein Erzeugniß seiner eigenen Subjectivität gelten lassen wollte und durfte, begreift sich leicht, aber nicht etwa daraus, daß er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und Professor der Theologie war.

Ebenso leicht war es für einen Strauß, den Sand, auf welchem Schleiermacher sein Gebäude errichtet hatte, als Sand nachzuweisen. Wenn Strauß in der Kritik der uns allein überlieferten Zeugnisse des geschichtlichen Daseins Christi durch eine rückhaltlose Anwendung der überall sonst als selbstverständlich anerkannten Methode der Quellenforschung und Quellenvergleichung den Nachweis führte, daß aus allen diesen Zeugnissen, aus einem Evangelium wie aus allen vieren zusammen, oder aus allen vieren zusammen noch weniger wie aus einem, kaum ein ein-

ziges Körnchen unanfechtbarer geschichtlicher Thatsächlichkeit oder Wahrheit herauszulesen sei, wie man sie sonst von dem zu besitzen verlangt, was als Geschichte gelten soll, so mußte natürlich auch das Zeugniß des Johannes-Evangeliums sich demselben kritischen Proceß unterwerfen lassen wie das des Marcus, und das Ergebniß konnte von diesem Standpunkte kein anderes sein für jenes wie für dieses. Daß Männer wie Fichte und Schleiermacher von ihrer Subjectivität aus das Johannes-Evangelium für das einzig „echte" erklärten, d. h. für dasjenige, in dessen Rahmen die Züge ihres Christusbildes am besten sich einfügen ließen oder vielmehr sich einfügen zu lassen schienen, war für die Wissenschaft, für die streng wissenschaftliche Quellenforschung und Kritik ganz gleichgültig.

## II.

Es wird bis zu einer gewissen Grenze immer unerklärlich bleiben, wie Strauß so lange an jenem von ihm selbst geschaffenen Ersatz des von ihm kritisch vernichteten historischen Christus festhalten konnte. Noch in der Volksausgabe seines „Lebens Jesu" vom Jahre 1864, also fast dreißig Jahre später als die ursprüngliche Gestalt desselben, thut er es und gewiß nicht aus irgend welchen Opportunitätsrücksichten, die er ja niemals vor seinem wissenschaftlichen Bewußtsein gelten ließ. Wohl auch nicht, weil es ihm damals darauf angekommen wäre, dem tiefen Eindruck, welchen Renans Buch in der deutschen Leserwelt machte, gleichsam ein Paroli zu biegen. Denn Renan hatte mit französischer Leichtfüßigkeit die eigentliche Grundfrage eines Biographen Jesu, der er doch sein wollte, übersprungen. Er wollte einen historischen Christus schaffen, so wie er ihn brauchen konnte, und erhielt ihn, indem er, was ihm dafür paßte, aus den gewöhnlichen Quellen entweder entnahm oder in und zwischen sie hineinphantasirte. Dem durch und durch modernen und zwar pariserisch-französischen Typus dieses Christuskopfes konnte im Bereiche des deutschen Verstandes und Gemüthes keine längere Lebensdauer zukommen, wie sie andere an gleicher Stelle und aus dem gleichen Stoffe formirte Modeartikel bei uns zu haben pflegen. Das, was man Sensation nennt, durfte wohl ein solches Buch, so gut wie einst „Der ewige Jude" oder „Der Graf von Montechristo" erregen, aber einer ernstgemeinten, wenn auch nur indirecten Bekämpfung durch einen Strauß war es nicht werth.

Daß aber fast unmittelbar an jenes erneute Zeugniß des deutschen Gelehrten für die noch ungebrochene Macht der Tradition innerhalb seines Gemüthslebens sich ein oder eigentlich zwei offene Absagebriefe dagegen richten, „Der christliche Glaube und die Resultate der Geschichte" und „Die Halben und die Ganzen", beide von 1865, gehört in die Rubrik des für ein fremdes Auge undurchsichtigen Dunkels des innersten Eigenlebens. Wer sich getraut, das Secirmesser und die Loupe zu handhaben, deren man bedürfte, um hier an die Stelle bloßer Muthmaßungen unumstößliche Ergebnisse psychologischer Einsicht zu setzen, der mag es versuchen. Uns genügt es zu begreifen, daß endlich einmal eine Krisis in Strauß eintreten mußte, durch die er jene absolut unmotivirte und unwissenschaftliche Zuthat des Gemüths von dem übrigen Gefüge seines wissenschaftlichen Calcüls trennte. Seine Kritik der Geschichtsquellen für die Biographie Christi hatte ein bloß negatives Resultat ergeben; es wurde aber verdeckt durch jenes Idealgebilde, das nicht sowohl den aufmerksamen Leser, als den Verfasser über die wahre Antwort auf die Frage, wie sie einmal gestellt war, täuschte.

Und doch ist es nicht bloß als ein großer Fortschritt für Strauß selbst, sondern auch für die gesammte Wissenschaft, ja noch mehr für das gesammte Geistesleben unserer Zeit und der Zukunft zu bezeichnen, daß er selbst jenes hohle Gebilde des idealen Christus und der „Fortentwickelung der Christus-Religion zur Humanitäts-Religion, worauf alle anderen Bestrebungen der Zeit gerichtet sind", zerstört hat. Daß er selbst und begreiflich viele Andere mit ihm sich dem Wahne hingaben, es sei damit der christlichen Religion, wohl gar der Religion überhaupt der Boden im menschlichen Geiste, oder im Geiste derer entzogen, die auf der Höhe der Bildung der Jetztzeit stehen, läßt sich psychologisch völlig zureichend erklären und ist vielleicht im einzelnen Falle Diesem oder Jenem auf der schwindelnden Höhe seines jetztzeitlichen Bildungsstandpunktes gefährlich geworden. Doch ist dafür weder die Wissenschaft noch die Religion verantwortlich. Dagegen hat der Abklärungsproceß, die Grenzberichtigung zwischen den Gebieten beider Großmächte des menschlichen Geistes gerade durch ein solches offenes Bekenntniß, daß beide nicht auf einem Raume neben und durcheinander zu existiren vermögen, noch immerhin sehr bedeutende, wenn auch äußerlich noch kaum merkbare

Fortschritte gemacht. Wie immer wirkt ein solches geistiges Ferment lange Zeit im Stillen, bis sich auf einmal, um ein biblisches Gleichniß zu gebrauchen, zum Erstaunen aller auch der blödesten Augen erweist, daß das unscheinbare Stückchen Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert hat.

In diesem Sinne werden alle, die nicht in den verschiedenen Strömen der augenblicklich herrschenden Dogmen oder, wenn man es lieber hört, Ueberzeugungen schwimmen, Strauß als einen der heilsamsten Förderer und Befreier des Geistes verehren. Er hat schärfer als irgend ein Anderer dieser Zeit jenen schon lange unhaltbar gewordenen Mischmasch wissenschaftlicher und religiöser Bestandtheile, aus denen alle christlichen Kirchen und alle Theologen vor ihm die Gestalt Christi supranaturalistisch, mystisch oder rationalistisch construirten, zersetzt, aber an der eigentlichen Substanz derselben nichts geändert, weil diese weit jenseits des Bezirkes liegt, den die Wissenschaft mit Recht sich zueignet und den sie gegen jeden Eindringling zu vertheidigen befugt ist. Christus als geschichtliche Persönlichkeit muß eben denselben kritischen Waffen Stand halten wie Buddha und Mohammed und wenn er nicht kann, so ist nicht der Wissenschaft, sondern dem, was sich früher dafür ausgegeben hat, ein Vorwurf zu machen.

Freilich ist es nur die Wissenschaft in ihrem ganzen strengen Ernste und ihrer entsagungsvollen Selbstbeschränkung, die hier das entscheidende Wort zu sprechen hat, und daß sie sich aufrichtig und ehrlich darum bemüht, liegt jedem, der die neueren Detailforschungen im Bereiche unserer neutestamentlichen Literatur kennt, klar vor Augen. Es wäre zu viel, wollte man behaupten, sie seien durch das „Leben Jesu" erst selbst ins Leben gerufen worden. Sie waren schon vorher da und man könnte mit mehr Wahrheit den ursächlichen Zusammenhang umkehren. Der Geist, in welchem ein Niebuhr und Ranke die Kritik des historischen Quellmaterials unter neuen fruchtbaren Gesichtspunkten zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben, konnte auch an unserer deutschen theologischen Wissenschaft nicht spurlos vorübergehen. Aber er ist hier doch nur langsam eingedrungen und hat sich schüchtern mehr in den Winkel als in die Mitte der geistigen Arena, wohin er doch gehört, gestellt. Erst Strauß hat den Anstoß gegeben, der auf einmal die ganze Physiognomie unserer biblischen oder historisch theologischen Wissen-

schaft, soweit sich sich auf die Urgeschichte des Christenthums bezieht, gründlich veränderte, und darum wird ihm innerhalb dieses engeren Bereiches im besten Sinne zünftiger Forscher und Streiter der vollste Dank um so weniger versagt werden, jemehr sie gerade durch ihn gelernt haben, ihn selbst und seiner, begreiflicherweise in vielen Einzelheiten noch mangelhaften, Methode Resultate zu corrigiren.

So wird sein „Leben Jesu" doch immer seine wissenschaftliche Hauptthat bleiben, auch wenn jede Zeile in ihm durch die Fortschritte derselben Wissenschaft einer gründlichen Berichtigung unterworfen würde. Sein zweites theologisches Werk, zugleich das einzige, außer jenem ersten, von streng wissenschaftlicher Tendenz und Haltung: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft", hat im Jahre 1840 auch nicht entfernt den beinahe betäubenden Eindruck gemacht, welchen das „Leben Jesu" unmittelbar nach seinem Erscheinen 5 Jahre früher hervorbrachte. Zum Theil erklärt es sich aus der inzwischen schon erfolgten Sammlung der Geister. Sie waren jetzt nicht mehr wie damals zu überraschen, als der Blitzstrahl aus einer unsichtbaren Wolke in die Mitte des theologischen Heerlagers hineinschmetterte. Der Blitz hatte aber nicht bloß zerschmettert, sondern auch erweckt, und die wissenschaftlichen Kräfte, die jetzt auf dem Plane waren, hatten über ganz andere Schutzwaffen zu verfügen als damals. Das größere Publicum aber konnte einem Werke, wie dieser Dogmatik, so glänzend es auch im Vergleich mit der sonst bei uns üblichen Formengebung theologischer Producte geschrieben sein mochte, nicht recht nahe kommen. Der Stoff im Allgemeinen hätte wohl Viele angelockt, das Einzelne mit seinen unerläßlichen Voraussetzungen gründlichen geschichtlichen Wissens und ebenso gründlicher, formaler und materieller Schulung des Denkens wies jeden Dilettanten unsanft zurück. Begreiflich stellte sich bei Vielen eine nur nicht laut eingestandene Enttäuschung ein; man hatte von einem Strauß wo möglich noch etwas Revolutionäreres, noch etwas Zündenderes erwartet als das „Leben Jesu", und nun sah man sich einem zweibändigen, umfangreichen Buche gegenüber, das gleich auf seinen ersten Seiten ebenso abstrus oder langweilig war, wie die Bücher der anderen deutschen Gelehrten.

Die Wissenschaft selbst hat sich mit diesem Buche eben darum viel rascher und ruhiger auseinanderzusetzen vermocht als mit dem „Leben Jesu". Auch hier fehlte es nicht an überflüssigen Staubwirbeln, aber wo wären solche ganz zu vermeiden? So hat sich bald ein, freilich nicht für die Orthodoxen und Zeloten von rechts und links, wohl aber für die denkenden und nüchternen Vertreter der echten Wissenschaft, noch heute gültiges Urtheil herausgebildet, und es lautet dahin, daß die Straußische Dogmatik in ihrer Art zur Läuterung des wissenschaftlichen Geistes unserer Theologie Großes geleistet habe, indem sie den keineswegs neuen, von der Theologie selbst aber immer noch umgangenen Gedanken der inneren Unverträglichkeit religiöser Glaubenssätze mit einer speculativen oder philosophischen Begründung noch einmal so schlagend nachwies, daß seitdem jeder Versuch auf die alte Bahn wieder einzulenken, als undenkbar gelten muß. Wenn er dennoch wieder und wieder gewagt worden ist und in Zukunft gewagt werden wird, ändert er an diesem der Wissenschaft jetzt erst recht zur klaren Erkenntniß gebrachten Resultate nichts. Es ist also auch durch dieses Buch die eigentliche wissenschaftliche Hauptaufgabe des Theologen Strauß, jene Sonderung der Gebiete des wissenschaftlichen und religiösen Geistes, mächtig und in ihrer Art ebenso fruchtbar gefördert worden, wie durch sein „Leben Jesu", und insofern steht es ihm an innerem Werthe völlig gleich.

## III.

Fassen wir die Leistungen des Theologen Strauß zusammen, so würden sie hinreichen ihm, um uns der gewöhnlichen Phrase zu bedienen, einen dauernden Platz in der Geschichte der Wissenschaft zu sichern. Aber mit diesem kühlen Nachruhm braucht sich nicht einmal der Theologe Strauß zu begnügen, und der Theologe Strauß ist noch lange nicht der ganze Strauß. Wer wie er eine wahre Erweckung der Geister innerhalb eines so unendlich wichtigen Gebietes, wie das religiöse Leben, hervorgerufen — mögen es Andere immerhin Revolution oder noch schlimmer nennen — hat das Recht, unter die eigentlichen Führer und Lehrer seiner Zeit und seines Volkes gestellt zu werden und in der dankbaren Gesinnung der Mit- und Nachwelt nicht bloß als ein Name, den man im Conversationslexikon aufschlägt, fortzuleben.

Doch selbst wenn wir den Theologen Strauß ganz vergessen könnten, würde der Biograph, der Kunstkenner und Kritiker, und nicht am wenigsten der politische Schriftsteller, ja jede dieser in sich so selbständigen und doch in ihm so harmonisch vereinigten Sphären idealer Gestaltungsfähigkeit ihm schon für sich allein etwas mehr als eine bloße trockene Anerkennung und Einschachtelung in irgend ein literarhistorisches Herbarium verdienen. Auch hier und überall, wo er aus der Fülle einer so reich ausgestatteten und dabei so fest concentrirten Natur irgend einem ihm homogenen Problem denkend und forschend gegenübertrat, ist es ihm gelungen, die nothwendigerweise immer nur vorübergehende oder zeitweilige Bedeutung eines wissenschaftlichen oder aus dem bloßen Denken und Wissen geborenen Erzeugnisses durch die feinste Beseelung der Form in die Höhe wirklicher Kunstwerke zu erheben, die niemals veralten, wenn auch die Materie, aus der sie geformt sind, dem gewöhnlichen Geschicke alles Endlichen anheimfällt.

Wir haben vorhin wie billig seine Schöpfungen im Bereiche der Biographie vorangestellt. Nach Zahl und stofflichem Gehalt gehört ihnen dieser Platz, und ihre Wirkung auf die Zeit, die theilweise davon abhängig, theilweise davon aber auch unabhängig ist, wird dafür auch mit in Anschlag zu bringen sein. Wollte man nur nach dem Maße der inneren Reife und künstlerischen Durchbildung abschätzen, so würde es schwer sein, ihnen einen Vorrang auch nur vor einem der kurzen politischen Artikel — oft nur eine oder zwei Spalten — zuzuerkennen, die aus der Feder des Tagesschriftstellers Strauß in diese oder jene Zeitung der fünfziger und sechziger Jahre geflossen sind.

Es kann hier weder darauf ankommen, die lange Reihe dieser Biographien nach ihrem Inhalte zu analysiren, noch auch irgend welche aufs Einzelne gerichtete kritische Bemerkungen daran zu knüpfen. Wir begnügen uns das Wesen, den Gesammttypus des Biographen Strauß mit einigen Strichen zu zeichnen.

Man hörte wohl mitunter fragen, warum er sich niemals an einer Darstellung der Kirchengeschichte oder eines größeren Abschnittes derselben versuchen wolle, etwa an der Urgeschichte des Christenthums oder an der Geschichte der Reformation. Von dem Verfasser des „Lebens Jesu“ und der Dogmatik glaubten Manche mit Recht auch eine weitere Ausführung, in eigentlich welthisto-

rischem Rahmen, des Einzelbildes, das er dort gegeben, oder eine buntfarbige Darstellung der abstracten und abstrusen dogmengeschichtlichen Abhandlungen, mit denen er hier so Viele mehr geschreckt als erfreut hat, verlangen zu dürfen. Er selbst kannte die Grenzen seiner productiven Individualität viel besser. Er hat wie im „Leben Jesu" nur Biographien geschrieben, aber keine Geschichte sich abdringen lassen.

Noch mehr: auch als Biograph umspannt er einen bei der Zahl seiner Helden verhältnißmäßig eng zu nennenden Raum. Mit einer einzigen und kaum hierher gehörigen Ausnahme bewegt er sich nur in dem Zeitabschnitt, der mit der Reformation oder der großen Geisteserneuerung seit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt und hier wieder mit Vorliebe in den neueren und neuesten Perioden. Seinem Hutten und Frischlin aus dem 16. Jahrhundert stehen sein Schubart, Reimarus, Voltaire, Märklin aus dem 18. und 19. gegenüber, dazu noch die nur in der Zahl der Seiten, aber in nichts Anderem, als Skizzen zu bezeichnenden Bilder von Klopstock, Kerner u. s. w. Das Eine wie das Andere erklärt sich vollständig. Er war sich deutlich bewußt, daß nur die abgeschlossene Leibhaftigkeit des Individuums von künstlerischer Gestaltungskraft erfaßt und wiedergeboren werden könne, und daß sie nicht dazu angethan sei, das Gegeneinanderspielen der großen Mächte der Weltgeschichte zu behaupten. Wie er vielleicht aus bloßem Instinct zuerst mit einem „Leben Jesu" und nicht mit einer Geschichte der Begründung des Christenthums seine Laufbahn eröffnet hatte, so wollte und konnte er auch später nichts weiter als ein Biograph, als ein individualisirender Künstler sein. Freilich im höchsten Sinne des Wortes, und daß er es so wurde, — dazu befähigte ihn neben manchem Anderen doch hauptsächlich jene weise Selbstbeschränkung in der Wahl seiner Urtypen. Die Menschen der Neuzeit vermochte er in ihrem innersten Seelengeäder, in ihrem feinsten Nervengeflechte zu verstehen und darum auch wieder zum Leben zu erwecken. Die Gestalten des Mittelalters oder etwa der ältesten christlichen Kirchengeschichte insgesammt waren, wie er wohl fühlte, durch ein in ihrer Seelenconstruction begründetes geheimnißvolles, für unser heutiges Auge undurchsichtiges Etwas ihm, und setzen wir hinzu, jeder andern ähnlich künstlerisch organisirten Natur unzugänglich, wenn er sie nämlich mit dem Griffel des Historikers

zeichnen und nicht mit dem Pinsel des freischaffenden Malers gestalten sollte. Aber von dem in strengstem Ernste gefaßten Beruf des Historikers und den Forderungen und Beschränkungen, die er dem Gewissen auferlegt, wollte er sich nicht dispensiren. Er wollte auch hier nichts weiter oder nichts anderes sein, als was er als Theologe war, ein Mann der exacten Wissenschaft, kein Dichter oder phantasievoller Dilettant.

Durch die lange Reihe originellster Charakterköpfe, die er uns vorführt, geht doch nicht bloß der gemeinsame Zug der gleichen Meisterhand, die ihm damit eine gewisse Geistesverwandtschaft aufgeprägt hat. Sie sind nicht bloß im Stil, wie es sich bei jedem Künstler versteht, blutsverwandt, sie sind es auch an sich und unabhängig von aller Subjectivität oder Individualität ihres geistigen Erzeugers. Und auch hierin wieder, scheint es uns, offenbart sich eine bewundernswerthe Schärfe und Gesundheit, sei es der reflectirenden Intelligenz, sei es des intellectuellen und künstlerischen Instinctes. Was sind denn alle diese Helden, diese Hutten, Frischlin, Schubart, Voltaire und wie sie sonst heißen? Einmal recht eigentlich, aber freilich auch im höchsten Sinne des Wortes, nichts weiter als Literaten wie Strauß selbst, auf die bloße Feder gestellt, aber mit ihr die Welt erschütternd. Dann aber nicht bloß Virtuosen mit der Feder, sondern auch Alle zusammen und Jeder in seiner Art Vorkämpfer in dem großen Weltkampf zwischen Licht und Finsterniß, Geistesfreiheit und Knechtung, Humanität und Barbarei, also desselben Zeichens und Wappens und desselben Blutes wie Strauß selbst. Diese Welt kannte, diese Gedankenkreise verstand er nicht bloß, sondern er lebte, er athmete allein darin, er war selbst nur der wieder oder später geborene Sohn solcher Ahnen. Herz und Gemüth, Verstand und Charakter, der ganze innere Mensch braucht da nicht erst durch künstlich gemachte Abstraction sich in eine Sphäre zu versetzen, gleichsam sich selbst erst umzulernen oder zu verleugnen, wenn er die Gegenstände seiner gelehrten Studien in voller Lebenswärme wieder als historischer Künstler erwecken wollte. Freilich läßt sich Niemand, der sich einmal vorgesetzt hat eine Biographie zu schreiben, eine solche Selbstbegrenzung, in und durch welche Strauß seine unübertroffenen Meisterwerke schuf, als Gebot oder Verbot aufdrängen, aber an der allgemein bekannten und bedauerten Thatsache, daß unsere so

reiche Literatur an guten Biographien verhältnißmäßig so arm sei, trägt gewiß der, wie uns dünkt, sonderbare Eigensinn und Eigendünkel unserer meist so gründlich gelehrten, sorgfältig forschenden, geistvoll combinirenden Autoren sein gutes Theil von Schuld. Es scheint, sie wollen das alte einfältige, aber ewig praktische Wort von dem Schuster und seinem Leisten wohl für alle Anderen, nur gerade nicht für sich gelten lassen. Was man damit zu Stande bringt, wenn man ihm folgt, das hat eben Strauß gezeigt, der immer nur bei Leuten von dem Leisten seiner Zunft geblieben ist und sich niemals nach Ministern, Generalen, Kaisern und Königen hat gelüsten lassen.

Einmal indeß ist er sich doch untreu geworden, in dem „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" von 1847. Es hilft die Ausflucht nichts, daß jener seltsamste Nachfolger Cäsars, wie sein Ahnherr selbst nicht bloß unumschränkter Gebieter des ganzen Weltkreises, so weit es sich verlohnt darüber zu gebieten, sondern auch ein äußerst fruchtbarer Literat gewesen sei. Strauß hat nicht den Literaten, sondern den Kaiser Julian im Auge und sicher, so geistvoll und zu seiner Zeit von durchschlagendster Wirkung auch sein Bild sich gestaltet, es ist weder das geschichtlich richtige, noch auch mit jener freien, abgeklärten und in sich sicheren Lebensfähigkeit gestaltet, wie es sein Schöpfer sonst vermochte. Vielleicht deshalb, weil es weniger als Biographie, vielmehr, wie man sich erinnern wird, als politisches Pamphlet, als satyrische Parodie gedacht und geschrieben war. Den Kaiser Julian darin zu erkennen, wurde wenigstens einem historisch geschulten Auge schwer, aber Jedermann in ganz Deutschland sah auf den ersten Blick, daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen damit gemeint sei.

Niemals hat Strauß später diesen schlüpfrigen Weg zwischen zwei so heterogenen Regionen wieder betreten; alle seine anderen Biographien, falls man die oben genannte für die der Zeit nach erste davon gelten lassen will, halten sich in strengster, nur nicht etwa durch pedantische Reflexion eines trockenen Gelehrtensinnes, sondern durch die geniale Intuition des künstlerischen Gefühls gebotener Resignation oder Objectivität von jedem directen Eingreifen in die Fragen und den Lärm des Tages frei. Sie sind mit zuviel innerer Freudigkeit, mit zuviel Wärme des Gemüthes und herzlicher Theilnahme an der ganzen Menschlichkeit sammt allen etwaigen

Gebrechen und Schäden dessen, der ihm jedesmal als Original gegenüber sitzt, gezeichnet, als daß sich irgend ein solcher, alle Kunstwirkung störender Zug, von der Straße her einimpfen könnte. Aber dennoch oder gerade deshalb sind sie, wenn man es so heißen will, tendenziös: durch alle strömt ein und derselbe Blutstrom der Gesinnung und des Glaubens, durch den sie ihrem Bildner angehören.

Was der ästhetische Kritiker Strauß in dem weiten Bereiche nicht bloß einer Kunst, sondern vieler, wenn nicht aller geleistet, sei hier nicht berührt. Es gehört wohl zu seinem vollem Bilde, aber im Vergleich mit dem, was er als Theologe, als Historiker zerstört und geschaffen, erscheint es doch nur als schmückende Arabeske.

Dagegen noch ein Wort über den Politiker, den Patrioten Strauß. Wer erwägt, aus welcher Atmosphäre der Zeit und in welcher Umgebung, in dem Schwabenlande der vormärzlichen Zeit, er sich zu der klarsten und sichersten Ueberzeugung von dem einzig richtigen Wege für die Wiedererstehung des deutschen Volkes als Nation oder Staat durchgearbeitet, wie er seiner Ueberzeugung in den verhängnißvollsten Krisen und im wüstesten Lärmen des exaltirten Parteihasses treu geblieben ist, und mit Wort und That, und welchem Worte, sich zu ihr bekannt hat, der wird, wenn er überhaupt ein Herz für die heiligste Angelegenheit jedes ehrlichen Mannes hat, sein Bild mit dem Lorbeerkranz des heldenhaften Streiters für die edelste Sache schmücken, mag er ihn auch dem Verfasser des „Lebens Jesu" zu versagen durch sein Gewissen sich gedrungen fühlen.

# Jacob Grimms Geschichte der deutschen Sprache.

[Grenzboten, Jahrg. 1850. S. 48—56.]

Im Jahre 1819 erschien der erste Band der deutschen Grammatik von Jacob Grimm, etwa 800 Seiten stark mit fast blinden Lettern, auf schlechteres als das gewöhnliche Reimersche Löschpapier gedruckt. Aber auch dieß schien dem Verleger noch sehr kostbar gewesen zu sein, denn was man sonst Seitenrand nennt, ist in dem Buche kaum vorhanden. Vom obersten Anfange des Blattes bis knapp eine Linie vor dem Ende wälzt sich die Fluth unendlicher Zeilen fort und verdeckt fast ganz das freilich eben so graue Papier. Wo ja noch ein Räumchen leer bleibt, droht dem armen Auge des Lesers noch größere Qual: vielzeilige Anmerkungen, deren Druck sich nur dadurch von dem Texte unterscheidet, daß dort die Lettern halb so klein und die Zeilen halb so eng sind, wie hier.

Aus dem Jahre 1848 dagegen liegen zwei Bände größten Octavs in prachtvollster — wir armen Deutschen pflegen zu sagen — wahrhaft englischer Ausstattung vor mir, mit den größten und schärfsten Lettern auf milchweißes und pergamentstarkes Papier fast mit Raumverschwendung gedruckt, die „Geschichte der deutschen Sprache" von demselben Verfasser.

Der Bettelrock dort im Jahre 1819, und jetzt nach einem Menschenalter das Prachtgewand, was soll dieß anders heißen, als daß auch der Inhalt, dessen Hülle sie bilden, unterdeß zu Ehren und Würden gekommen ist. Und wirklich steht jetzt, hauptsächlich von dem Verfasser beider Bücher geschaffen, eine deutsche Alterthumskunde ihren älteren Schwesterwissenschaften vollkommen ebenbürtig zur Seite. Nach allen Richtungen hin greift sie in

den Gang der wissenschaftlichen Entwickelung ein: Jurisprudenz und Theologie werden von ihr in dem Maße mehr berührt, als sie sich selber mehr und mehr aus Disciplinen zu Wissenschaften umformen, und vor Allem ist die Geschichtsforschung jetzt gar nicht mehr ohne sie denkbar.

Daß die Hauptresultate dieser neuen Wissenschaft noch wenig oder gar nicht in die allgemeine Bildung der gegenwärtigen Generation übergegangen sind, ist leider wahr. Damit geht es, wie es in allen Wissenschaften von jeher gegangen ist. Alle möglichen Vorurtheile, Trägheit und Bequemlichkeit jeder Art verschließen ihre Augen möglichst lange gegen den hellen Tag, und nicht genug, daß sie es für sich thun, sie suchen auch Andere, deren Bildung ihnen anheimgegeben ist, so zu verballhornen, daß auch sie schwarz für weiß und ein X für ein U ansehen. Von den großen astronomischen Entdeckungen des sechzehnten Jahrhunderts an bis zu den nicht minder genialen, wenn auch bescheidener auftretenden über das Lautsystem unserer Sprache ist es immer so gewesen und wird auch immer so bleiben.

Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß die „Geschichte der deutschen Sprache“ in dieser Beziehung einen höchst bemerkenswerthen Wendepunkt bezeichnet. Es liegt in der Gegenwart ein gewisser Naturtrieb zur Beschäftigung mit der Geschichte und den ihr verwandten Fächern, der aus denselben Wurzeln eines wohlberechtigten und leider allzulange verborgenen Realismus hervorgeht, aus denen auch die Vorliebe für Naturwissenschaften und ihre detaillirte Behandlung entspringt. Für die größere Masse der Bildungsbedürftigen muß aber die Geschichte wegen ihres menschlichen Gehaltes immer ein großes Uebergewicht vor jenen behaupten; im Augenblick und für eine geraume Zeit hinaus, wo wir in der Umformung unserer politischen und socialen Zustände begriffen sind, kommen noch eben daraus hervorgehende praktische Gründe hinzu, um dieß Interesse zu verstärken. Naturgemäß ist es die Geschichte des eigenen Volkes, die die stärkste Anziehungskraft ausübt.

Nach den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart ist es freilich unendlich überwiegend die Geschichte der nächsten Vergangenheit und zwar wieder nur der politischen und socialen Momente derselben, welche eine solche Anziehungskraft übt. Ein Beweis dafür

ist, daß von der „Geschichte der deutschen Sprache" trotz der von Autoren und Verlegern so oft bejammerten bösen Zeiten und ihres in Deutschland unverhältnißmäßig hohen Preises eine ganze starke Auflage bereits vergriffen ist, so daß schon vor einigen Monaten eine zweite Ausgabe nöthig wurde.

Auch der ganzen Haltung des Werkes sieht man es deutlich an, daß der Verfasser nicht bloß auf einige Dutzend eben so gelehrte „Mitstrebende" rechnet, wie etwa jene, welchen die verschiedenen Bände der deutschen Grammatik gewidmet sind, sondern auf einen ziemlich weiten Kreis von Gebildeten, freilich nicht in dem Sinne unserer bekannten populären Verpfuschungen gediegener wissenschaftlicher Leistungen. Auch ist diese veränderte Haltung nicht etwa absichtlich gekommen, in Folge bewußter Reflexion, sondern ganz unwillkürlich und auch, wie ich ganz fest davon überzeugt bin, ohne daß der Verfasser sich des großen Unterschiedes, der zwischen diesem letzten Werke und allen seinen früheren vorhanden ist, während der Arbeit bewußt geworden wäre. An einer Stelle in der Vorrede scheint ihm nur eine entfernte Ahnung davon aufgestiegen zu sein. Dort behauptet er nämlich, sein Buch sei durch und durch politisch. In die gewöhnliche Sprache übersetzt, heißt das ungefähr so viel als: „Ihr werdet die großen Strömungen des geistigen Lebens der unmittelbaren Gegenwart auch hier wieder finden, freilich nicht etwa als politische Formeln über Constitutionalismus oder Erbkaiserthum, sondern in dem Gefühle, was mich bei der ganzen Arbeit geleitet hat, daß ich hiermit etwas schaffe, was vermöge der günstig veränderten Stellung meiner Wissenschaft, viel unmittelbarer in das Blut der Zeit übergehen muß, als meine früheren, nicht weniger gründlichen, nicht weniger tiefsinnigen und fruchtbaren Forschungen. Dieß Gefühl hat meine Feder geführt und so habe ich Euch denn zum ersten Mal ein für jeden ernsten, denkenden und mit den nach dem ganzen Bildungsdurchschnitt der Zeit unerläßlichen Vorkenntnissen versehenen Mann lesbares Werk geschaffen", wie, darf man ohne Bedenken beisetzen, in ähnlichen oder verwandten Disciplinen noch keines vorhanden ist.

Als Jacob Grimm zuerst an die deutsche Grammatik ging, fand er keine einzige Vorarbeit, die er als Anhaltepunkt für sein System benutzen konnte, weder innerhalb dieses Faches, noch auch

der gesammten Sprachwissenschaft. Es gab wohl genug deutsche Grammatiken, aber die einen enthielten nichts als ein ledernes Conterfei des gänzlich unwissenschaftlichen Schematismus der damals landläufigen lateinischen und griechischen Sprachlehren. Und weil es die Muttersprache war, die ja ohnehin jeder Bauernjunge versteht, so hatte man sich die Arbeit bedeutend leichter gemacht, als es wenigstens die gewissenhafteren jener classischen Grammatiker, z. B. ein Schneider oder Buttmann, thaten. Die Bücher solcher Leute besaßen doch als sorgfältige und fleißige, wenn auch durch und durch unkritische Beispielsammlungen, einigen Werth; die deutschen Sprachlehrer nach Adelung hingegen excerpirten nur getrost diesen und damit war ihre Arbeit gethan. Daneben machte sich schon ein anderes Genre breit, was später zu einem höchst gefährlichen Unkraut aufgeschossen ist: die sogenannte philosophische deutsche Sprachlehre. Dem viel geschändeten Namen der Philosophie ist, glaube ich, nirgends schlimmer mitgespielt worden, als in diesen monströsen und lächerlichen Ausgeburten crasser Ignoranz, gewissenloser Seichtigkeit und einer allerdings nur bei Schulmonarchen möglichen gespreizten Selbstgefälligkeit ohne Gleichen. Philosophisch nämlich sollte so viel besagen, als: man nahm irgend ein corruptes System der sogenannten reinen Logik, gewöhnlich irgend eine Verwässerung der Kantschen Kritik, sammt einigen barbarischen Zuthaten mittelalterlicher Scholastik und danach construirte man sich (oder log vielmehr sich und Anderen vor, daß man es thue) erstens eine sogenannte allgemeine Grammatik sammt Zubehör, zweitens eine besondere deutsche, die gewöhnlich mit der ersten durch eine plumpe Escamotage zusammenfiel. Es ergab sich nämlich immer, daß die deutsche Sprache haarklein mit jenen „Postulaten der reinen Vernunft“ zusammenstimmte, unbeschadet einiger kleinen Abweichungen, die nach dem beliebten Satz als Ausnahmen erst recht die Regel bewiesen. Diese Art Grammatiken, wobei man gar nichts zu lernen brauchte und doch so unendlich viel mehr wußte, als der blinde Haufe, der seine Sprache nur so im Naturinstinct von sich gab, machte naturgemäß großes Glück bei allen wirklichen oder geborenen Schulmeistern und umnebelt bekanntlich bis heutigen Tags die Köpfe dieser guten Leute noch so sehr, daß sie allein in Masse keine Ahnung von dem Tag haben, der unterdessen aufgegangen ist.

Es war somit kein Muster vorhanden, an welches sich der Versuch einer deutschen Grammatik anlehnen konnte. Alle Wege mußten erst selbst gefunden und selbst gebahnt werden. Bedenkt man nun, daß der Stoff zu der Arbeit aus der umfangreichsten Literatur der Welt von allen Ecken und Enden her zusammengeholt werden mußte, aus einer Literatur, die in ihrem tausendjährigen Bestande von einer ebenfalls nirgends auf ähnliche Weise vorkommenden Veränderung, Umschmelzung, Erneuerung, Versiegung und Wiederbelebung des ganzen Sprachzustandes Zeugniß ablegte, so kann es nur Wunder nehmen, wie es einem menschlichen Fleiß und menschlicher Geisteskraft möglich geworden ist, sich durch alle diese Gebirge von Stoff hindurch zu arbeiten und mit einer verhältnißmäßig so reinlich durchgeführten Kritik das wirklich wissenschaftlich Bedeutungsvolle so zu sondern und zu organisiren, wie es Jacob Grimm auf den ersten Wurf eben in jener löschpapiernen ersten Ausgabe des ersten Theils seiner Grammatik gelungen ist. — Daß an sehr vielen Stellen der Stoff nicht gebändigt und verarbeitet werden konnte, daß manche zum ersten Mal gefundene Principien nur mehr geahnt, als wirklich klar ausgesprochen waren, daß überhaupt die ganze Arbeit mehr wie ein Concept, als wie ein fertiges Buch aussah, entschuldigt sich leicht aus den erwähnten Vorbedingungen, aber entschuldigt es auch einigermaßen, daß Anfangs ihre Früchte nur auf einen kleineren Kreis von wirklich Mitstrebenden beschränkt blieben. Jeder der folgenden drei Bände und der verschiedenen Auflagen des ersten näherte sich immer mehr einer menschlich-lesbaren Form von innen und außen, bis dieser Proceß, Schritt haltend mit der inneren Abklärung des Schöpfers der Wissenschaft und seiner immer zunehmenden Herrschaft über das unermeßliche Gebiet seines Stoffes, endlich in der Sprachgeschichte auf die erfreulichste Weise überwunden erscheint. —

Ich lasse die anderen in ihrer Art nicht minder bahnbrechenden Arbeiten Jacob Grimms ganz außer Spiel, seine deutsche Mythologie in ihren beiden nur durch wenige Jahre getrennten Auflagen, seine Rechtsalterthümer sammt den dazu gehörigen Stoffsammlungen, den deutschen Weisthümern; die unzähligen kleineren, aber in beschränktem Felde ebenfalls lichtbringenden Abhandlungen, Ausgaben und Sammlungen sind eine so bedeutende Reihe, daß

man kaum begreift, wie ein Menschenleben zu ihrer bloßen äußeren Abfassung hingereicht hat.

Ueberblickt man den Inhalt des Buchs, so läßt er sich ungefähr so zusammenfassen: Die gegenwärtig gesprochene deutsche Sprache sammt ihren Nebenzweigen im Norden und Nordwesten Europas liegt uns in unmittelbarer Ueberlieferung von ausführlicheren oder kürzeren Sprachdenkmälern (oft nur einzelne Worte und Namen) in einer Geschichte von achtzehn Jahrhunderten vor. Da, wo diese Sprachdenkmäler beginnen, also etwa um den Anfang unserer Zeitrechnung, stehen alle jene gegenwärtig oft zu bedeutender selbständiger Entwickelung gelangten Sprachzweige einander noch so nahe, daß sie sich auf den ersten Blick als Zweige eines und desselben Baumes zu erkennen geben. Man kann also im Hinblick darauf auch in der Gegenwart von einer deutschen Sprache reden, und noch mehr, wenn man allein jene ältere Zeit im Auge hat.

Aber diese deutsche Sprache bekundet sich auch in einem gewissen Verwandtschaftsverhältniß zu anderen ihr entweder räumlich benachbarten, wie das Lateinische und Slavische, oder weit entlegenen, wie das Griechische und noch mehr das Sanscrit. Seitdem Wilhelm von Humboldt mittelst genialer Aperçus und Bopp durch soliden deutschen Fleiß und gründlichen Scharfsinn dieß Factum nicht bloß behauptet, sondern auch an einzelnen Spracherscheinungen, in Flexionen und Wortvorrath nachgewiesen haben, kann eine wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung des Entwickelungsganges der deutschen Sprache nur damit beginnen, daß zuerst ihre Stellung zu den urverwandten im Einzelnen nachgewiesen wird. Dadurch allein ist die Möglichkeit gegeben, zu einer richtigen Vorstellung über das der deutschen Sprachentwickelung allein Angehörige, das individuell deutsche Element, und das einem größeren Kreise Gemeinsame, das allgemeinere culturhistorische Element darin, zu gelangen. Davon geht auch die „Geschichte der deutschen Sprache" aus. Mit einer umsichtigen und liebevollen Kenntniß auch der dürftigsten und entlegensten Trümmer aus den ältesten Zeiten unserer Sprache — mögen sie nun schon seit Jahrhunderten ganz zerstört sein oder von einer späteren Vegetation überwuchert, unkenntlich und unerkannt sich oft bis auf den heutigen Tag erhalten haben —, die jeden Leser in Staunen setzen

muß, wenn er sie auch schon aus den früheren Arbeiten Jacob Grimms gewöhnt ist, behandelt ein großer Theil des Buches, ungefähr ein Drittel seiner tausend Seiten, diese höchst wichtige Frage. —

In der deutschen Grammatik hatte sich der Autor mit richtigem Instinct davon ferne gehalten. Damals, wo er den ersten Anlauf zu einer Sichtung und Organisation des ganzen Sprachmaterials machte, war eine möglichste Beschränkung der Aufgabe selbst auf Kosten ihrer inneren und äußeren Vollständigkeit, jedenfalls förderlich. Ohnehin gab es zu jener Zeit noch kaum die ersten Anfänge einer vergleichenden Grammatik in dem Sinne, wie sie seitdem von Bopp begründet worden ist, d. h. einer solchen, die sich zu einer in der Zukunft erst möglichen ungefähr so verhält, wie die vergleichende Anatomie zu einer echten Physiologie.

Die andere Hauptaufgabe, welcher die Hauptmasse des Buches zugehört, ist aber, die der deutschen Sprachentwickelung eigenthümlichen Lebensgesetze aufzufinden und systematisch zu entwickeln. Rein zufällig, d. h. nicht aus dem Grundgedanken der ganzen Aufgabe hervorgehend, ist dagegen die Grenzlinie, welche er seiner Forschung innerlich und äußerlich gesteckt hat. Er zieht nämlich nicht das ganze unermeßliche Gebiet der deutschen Sprachentwickelung von jenen Urzeiten bis auf den heutigen Tag herein, sondern nur die Periode, innerhalb welcher eine Reihe großer physicalischer Revolutionen in der Sprache vollzogen wurde, die ihr in ihrer sinnlichen Gestaltung das specifisch deutsche Gepräge aufdrückten. Diese Vorgänge, welche nicht bloß für das engere Gebiet der Sprachgeschichte, sondern auch für die Culturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes ein unendliches Interesse haben, sind zwar alle schon in der deutschen Grammatik als die Grundtypen der äußeren Gestalt unserer Sprache aufgefunden und gewürdigt worden, aber die volle Einsicht in ihre Bedeutung, in ihren gegenseitigen Zusammenhang und ihre Verbindung mit der gleichzeitigen Entwickelungsgeschichte des Volkes geht erst hier auf. Ich erwähne nur das Eine, daß derzeit noch ihr Ende auch mit dem Ende der vormittelalterlichen deutschen Geschichte zusammentrifft, mit der Epoche, wo das deutsche Volk die Periode des unruhigen Hin- und Herdrängens und Gedrängtwerdens hinter sich hatte, wo es sich aus dem Heidenthum in das Christenthum und in die Tradi-

tionen der antiken Weltcultur in Kirche, Staat, Recht, Kunst und Literatur gefügt hatte. —

Man wird jene Stufe geschichtlicher Entwickelung am besten mit dem Namen „deutsche Urgeschichte" bezeichnen und dem entsprechend wäre auch der richtige Titel dieses Buches: „Urgeschichte der deutschen Sprache".

Bekanntlich führt uns unsere historische Kenntniß mitten hinein in jene furchtbaren Revolutionen, womit der antiken Weltcultur von außen her der Untergang gebracht wurde. Wann unser Volk zuerst in seinem heutigen Lande oder auch nur in Europa erschienen ist, von wo aus die Invasion geschah, wie seine Stellung zu Celten und Slaven und den andern Nachbarvölkern von jenem ersten Augenblick der Berührung bis zu dem Beginn einer freilich sehr lückenhaften historischen Kenntniß sich umgestaltet hat, aus welchen nachhaltigen Ursachen es vorwärts getrieben wurde — das sind Fragen, auf welche keine Antwort gegeben werden kann. Wir begegnen ihm in Mitte seines Laufes und sehen wohl, wohin er führt, aber nicht woher oder warum überhaupt? Noch rathloser sind wir in dem Gebiete der sogenannten inneren Geschichte. Wie und seit wann hat sich diese ganz entschieden ausgeprägte deutsche Volksthümlichkeit in Glauben und Sitte, in Recht und Kunst, im Staats- und Kriegswesen gebildet? Als eine relativ fertige begegnet sie uns am Beginne der historischen Ueberlieferung und damit ist Nichts gewonnen für die Kenntniß ihrer Entstehung. Ganz ähnlich ist es auf dem Gebiete der Urgeschichte der Sprache. Auch hier gleich beim ersten erhaltenen Sprachdenkmal, irgend einem von den Römern überlieferten, germanischen Worte und noch mehr in den umfangreichen Resten der gotischen Literatur eine Fülle von selbständigen Erscheinungen, vor denen die Forschung gerade so stille stehen muß, nach der Natur des vorhandenen Stoffes, wie dort. Sie sieht nun zwar unter ihren Augen eine Weiterentwickelung, die ihr Analogien und Hypothesen auch für das rückwärts Liegende giebt, aber zu einer festeren Basis im Einzelnen kann sie es nicht bringen. Zwar hat sie in fernster Perspective noch die Resultate der vergleichenden Grammatik, und diese reichen, so genial wie von Grimm benutzt, vollkommen aus, um den specifischen Unterschied des gewordenen, relativ fertigen deutschen Sprachstaats beim Beginn seiner Kenntniß von jenen

urverwandten Sprachen deutlich ans Licht zu stellen. Aber für den Trennungs= und selbständigen Entwickelungsproceß des Deutschen bis zu jenem Zeitpunkt geben sie auch keine weiteren Aufschlüsse, als höchstens neue Analogien und Hypothesen.

So ist also durch die Natur des Stoffes eine innere Lückenhaftigkeit dieses Werkes bedingt. Sie wird sich niemals verwischen lassen, denn dazu wären positive Anhaltepunkte in Sprachdenkmälern nöthig, die nirgends aufzutreiben sind.

Man sieht leicht, daß dieß gerade das Feld ist, wo einst die Resultate einer wahrhaften Sprachphilosophie der Zukunft — denn was gegenwärtig so geheißen wird, ist nicht viel besser, als die vorhin erwähnten sogenannten philosophischen Grammatiken der deutschen Sprache — ergänzend und verbindend eintreten müssen. Das verloren gegangene Positive können sie natürlich nicht durch philosophische Constructionen ersetzen, sie können und müssen aber die Entwicklungsgesetze angeben, die es beherrscht haben.

Ebenso muß einst jene Lücke in der übrigen Urgeschichte, von der ich gesprochen habe, einigermaßen durch eine verständige, nicht bloß nachplappernde Anwendung der Resultate der Philosophie, der Culturgeschichte und ihrer einzelnen Zweige sich ausfüllen lassen. —

Die Lücke erscheint hier, ganz abgesehen von dem äußerlich größeren Gebiet, auch innerlich viel störender, als dort in der Urgeschichte der Sprache. Theilweise deshalb, weil gerade die äußere Ueberlieferung des Materials innerhalb der Sprache am allerzähesten und bis auf die spätesten Generationen bemerkbar vor sich geht, während die anderen Ueberlieferungen, aus denen die Culturgeschichte ihren Stoff entnehmen würde, leichter einem gänzlichen Untergang preisgegeben sind. Andererseits ist aber auch über das Gesammtgebiet der ältesten Culturgeschichte noch keine solche belebende Hand gekommen, wie die des Verfassers der deutschen Sprachgeschichte. Wo es geschehen ist, auf dem Gebiete unserer nationalen Religion und des Rechts, in der Mythologie und den Rechtsalterthümern, sind die Resultate ganz eminent gewesen. Wer mit dem äußeren wissenschaftlichen Getriebe der Gegenwart bekannt ist, wird sich des ergötzlichen Erstaunens erinnern, das beide Bücher in manchen eigentlich gelehrten Kreisen hervorriefen. Man hatte gar nicht für möglich gehalten, daß auf beiden Gebieten, jedoch besonders in der Mythologie über einig

vage Hypothesen und unvermittelte Namen hinauszukommen wäre, und siehe da, plötzlich stand ein in den Hauptzügen deutliches, im Einzelnen freilich oft sehr verstümmeltes Bild des deutschen Heidenthums und des ältesten Rechtslebens da. Angegriffen und negirt konnte es nicht werden, dazu verging jedem die Lust, der einmal einen Blick auf diese eherne Phalanx von positiven historischen Beweisen geworfen hatte. Aber es kam doch gar Vielen wunderlich, Anderen höchst unbequem vor. — Aehnliches könnte freilich nur von derselben Hand auch auf anderen Gebieten der deutschen Urgeschichte geleistet werden, und damit würde manche Lücke ergänzt, aber immer mit dem Vorbehalte, daß noch größere niemals zu ergänzen sind. So z. B. wenn uns Jacob Grimm sein lange versprochenes Buch von den deutschen Alterthümern endlich einmal geben wollte.[2]) Haus und Familie jener Urzeit und was sich daran von Lebensgewohnheiten und Sitten schließt, würde uns dann wohl eben so relativ klar vor das Auge treten, wie jetzt der Glaube, das Recht und die Sprache unserer Vorfahren.

Was in dieser Beziehung zu erwarten steht, davon kann man sich aus einigen Stellen der Sprachgeschichte einen Begriff machen, wo jenes als „deutsche Alterthümer" im engsten Sinne des Wortes abgegrenzte Gebiet gelegentlich berührt wird. In den ersten Capiteln des Buches nämlich werden, gemäß der gestellten Aufgabe, diejenigen Reste der Sprachgemeinsamkeit unseres Volkes mit den verwandten, sogenannten indogermanischen, besprochen, welche sich an Begriffe und Bezeichnungen des häuslichen und geselligen Lebens anschließen. Sie sind unter die Rubriken: Hirten und Ackerbauer, das Vieh, die Falkenjagd, Ackerbau, Feste und Monate gebracht, und wie gesagt, immer streng von dem Gesichtspunkte der Sprachgeschichte, nicht der sogenannten Alterthumskunde aus betrachtet. Aber ganz unwillkürlich, indem sie benannt und für die Zwecke des Buches benutzt werden, ergiebt sich eine lebendige Fülle der allerconcretesten Anschauungen aus jenem Gebiete der Urculturgeschichte, von deren Vorhandensein wohl nur sehr Wenige eine Ahnung hatten. —

Ich glaube wenigstens so viel auf das Buch eingegangen zu sein, als nöthig ist, einmal sein Verhältniß zu dem großen Gesammtgebiet der Arbeiten Jacob Grimms, insbesondere der Grammatik

festzustellen. Es ist, kurz ausgedrückt, eine Abtheilung der ungeheuren Masse, die in der Grammatik noch sehr unvollkommen behandelt ist, vollkommen abgeklärt und durchsichtig, gleich unübertrefflich an Fülle und Gelehrsamkeit des Inhalts wie an Beseelung und Durchdringung desselben, die sich schon in der ganzen äußern Gestaltung und Gruppirung des Materials abspiegelt. Dann ergiebt sich aus dem bisher Gesagten wohl auch seine Bedeutung zunächst für die deutsche Culturgeschichte. Ein sehr wichtiger Zweig derselben ist hier zum ersten Mal so untersucht und dargestellt, wie sie alle es werden müssen, ehe man von Kenntniß der deutschen Entwicklungsgeschichte reden darf. Außerdem haben einige Branchen der Alterthumskunde dadurch positive Aufklärung erhalten, und wenn diese auch nur nebenbei sich ergiebt, so ist sie doch viel bedeutender, als in allen sogenannten deutschen Alterthumskunden zusammen, die unsere bisherige Literatur verunzieren. —

Endlich und dieß ist nicht das geringste Verdienst des Werks, ist damit ein Anfang gemacht, die Ergebnisse der bisherigen vergleichenden Grammatik fruchtbar auf ein einzelnes Sprachgebiet anzuwenden. —

Mit Einem Worte, es ist der erste und sogleich meisterhaft ausgeführte Versuch einer wahrhaften Geschichte eines räumlich und zeitlich allerdings eng abgegrenzten Sprachgebietes, ein Versuch, der in keiner Literatur noch gewagt worden ist. —

## Luthers deutsche Schriften.

[Deutsches Museum von Prutz, Jahrg. 1867. S. 52—58.]

„Luthers Sprache muß ihrer edeln, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen

Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur, längst schon ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge in Lautverhältnissen und Formen gesunken; was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüten neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir Keinem mehr als Luthern", — so schrieb Jacob Grimm im Jahre 1822. Viel und oft sind diese inhaltsschweren Worte von Literarhistorikern und Grammatikern citirt worden und zu einer Art von kanonischem Ansehen gelangt, wogegen jede Opposition verstummt oder mindestens sehr vorsichtig auftreten muß. Aber seltsam genug ist es, daß man sich damit begnügt, sie zu citiren und zu glauben. Diejenige Frucht, die nothwendig daraus erwachsen sollte, haben sie bis jetzt nicht getragen. Sie hätten mehr als Eine strebsame Kraft reizen müssen, die Sprache Luthers, die der Meister der deutschen Sprachforschung als die fortwährend Leben spendende Quelle unserer eigenen bezeichnete, nach allen Seiten systematisch zu studiren und zu ergründen. Die Methode war ja vorgezeichnet, der Rahmen aufgestellt, und es galt nur, die erste im Einzelnen auf einem immerhin übersehbaren Felde durchzuführen und dem andern seine gebührende Füllung mit dem Maßwerke des Details zu geben. Aber Nichts von dem Allen, unbedeutende Anläufe abgerechnet, ist geschehen. Wir entbehren noch immer eine vollständige Grammatik, einen Wortschatz des Sprache des Mannes, der, wie die landläufige Ansicht ist, unsere Sprache geschaffen hat, und der auch dann noch diese wahrhaft einzige Stellung behält, wenn man zur Erklärung eines solchen Phänomens weiter auf die Genesis seiner eigenen Sprache zurückgeht. Mit den Hilfsmitteln unseres jetzigen Wissens ist es nicht schwer nachzuweisen, wie und wie weit ihm vorgearbeitet war. Ohnehin versteht es sich von selbst, daß eine Schöpfung aus dem reinen Nichts auf dem Gebiete der Sprache dem Verstand durch kein Dogma aufgezwungen, also von ihm auch nicht statuirt zu werden braucht. Aber mit allen solchen Erklärungen ist doch weiter nichts gethan, als daß die gestaltende Potenz des Geistes, der einem vorhandenen Stoff seine individuelle Signatur aufdrückte, um so mächtiger heraustritt. Luthers Einfluß auf die deutsche Sprache erscheint um desto wunderbarer, je mehr wir uns bemühen, das Wunder zu zerlegen.

Im Bereiche der andern Culturvölker Europas findet sich nur eine, aber auch eine zutreffende Parallele zu unserm Luther als Schöpfer der Sprache seiner Nation. Dante hat, ebenso wie Luther die deutsche, die italienische Sprache geschaffen, und alles, was Jacob Grimm von dem Verhältnisse der spätern deutschen Sprachentwickelung zu ihrer eigentlichen Quelle sagt, läßt sich ohne eine Einschränkung oder Veränderung auf das Verhältniß des spätern Italienischen zu seiner Originalgestaltung übertragen. Daß Dante ebenso wenig wie Luther die Sprache aus dem Nichts geschaffen, weiß Jedermann, und wer es nicht weiß, kann es von Dante selbst lernen, der, berührt von dem ersten Hauche der modernen Philologie, wissenschaftlich oder systematisch die Grundsätze seines Thuns zu zergliedern suchte, selbstverständlich, nachdem er instinctiv sein Werk vollbracht hatte. Begreiflich genug, daß nur diese beiden Nationen für ihre Sprache einen Luther und einen Dante haben konnten: sie waren es, welche die eigentliche Arbeit des Mittelalters, soweit sie nicht bloß in äußerm Prunke und Scheinwesen aufging, sondern die höchsten und ernstesten Ziele der Menschheit verfolgte, vorzugsweise auf sich genommen haben. Sie konnten daher auch den innersten Gehalt ihrer Thätigkeit klar und scharf auf einmal und durch Einen Mund aussprechen, während die andern Sprachen langsam und stammelnd sich auf die Neuzeit besinnen mußten. Allmählich lernten auch sie geläufig sprechen, aber nicht durch Einen Lehrer und Meister und nicht auf einmal, sondern durch die vereinte Arbeit Vieler, von denen Jeder in seiner Art ein Lehrer und Meister der Sprache war, und im Verlaufe von Zeiträumen, die, wie in dem Englischen von Chaucer und Shakespeare, Jahrhunderte umfassen. Die Italiener haben ihre philologische oder speciell linguistische Ehrenschuld gegen den Vater ihrer Sprache dankbarer abbezahlt als wir. Noch einmal, es ist seltsam, daß in der modernen Heimat der Philologie und Linguistik nicht Bibliotheken über Luthers Sprache zusammengeschrieben worden sind. Wenn man nur die verschiedenen Gesichtspunkte hätte weiter verfolgen wollen, die in den oben citirten Worten Jacob Grimms angedeutet sind, so hätten viele Köpfe genugsam zu thun gehabt. Und doch ließen sich darüber hinaus noch andere, weiter gesteckte Ziele der Forschung finden, wobei nicht bloß das eigentlich linguistische, son-

dern das literargeschichtliche und culturgeschichtliche Moment in der Vertiefung ihres Begriffes, wie er jetzt möglich ist, beachtet würde.

Noch seltsamer aber möchte ein solches Säumniß unserer sonst so allseitig rüstigen Wissenschaft erscheinen, wenn man erwägt, daß Luther dem deutschen Volke denn doch noch etwas Anderes ist als Dante dem italienischen. Mag es immerhin nur eine relative Minorität sein, die in ihm mit bewußter Ueberzeugung den absoluten Gesetzgeber in dem Bereiche der höchsten Interessen des menschlichen Daseins, der religiösen, erkennt, so gilt er doch der numerisch größeren Hälfte der Nation traditionell noch immer als der Begründer des Glaubens, zu dem man sich äußerlich bekennt. Auf Tausenden von deutschen Canzeln, in hunderttausend Schulstuben in Deutschland wird sein Name noch immer täglich genannt, so daß er derjenige unter allen Menschennamen ist, den die deutsche Zunge am häufigsten ausspricht und das deutsche Herz mit der größten Pietät bewahrt. Freilich, gelesen wird deshalb das, was dieser wahre „Mann Gottes“ in deutscher Sprache geschrieben hat, kaum von Einem aus je Zehntausenden aller derer, die sich nach ihm nennen. Seine deutsche Bibel, seine Katechismen, drei oder vier seiner Lieder, die Jedermann gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hat, dürfen wir ihm nicht mehr in dem Sinne zurechnen, wie man ein Schriftwerk einem Autor zurechnet. Sie gehören Keinem und Allen: sie haben das wahre Gepräge des volksthümlichen Lebens erhalten, das die Individualität der Abstammnng abgestreift, weil der Geist ihres Schöpfers aus ihnen sich in alle die Generationen eingesenkt hat, die, einander ablösend, darin ihre eigentliche Lebensnahrung gefunden haben. So wenig wie in bescheidenerem Kreise ein echtes Volkslied dem Einen, dem es doch ursprünglich entströmt ist, zugehört, so wenig ist es auch dort der Autor als solcher, auf welchen sich das Interesse seines Publicums lenkt, auch wenn es seinen Namen in hergebrachter traditioneller Formel im Munde führt. Wer wollte es leugnen, daß der Instinct der Nation das eigentliche Mark, den eigentlichen Kern aus dem Schriftsteller Luther sich herausgewählt hat, oder wie könnte es auch anders sein, als daß der Volksgeist das Richtige getroffen hat, wo er selbst wählen durfte? Dadurch erklärt sich zur Genüge, weshalb der unver=

hältnißmäßig größere Theil alles dessen, was Luther sonst noch geschrieben, im Volke vergessen werden konnte. Das Volk empfindet mit vollem Rechte, daß das Gute, dessen es bedarf, kurz und wenig sein muß. Es ist nicht dazu geschaffen, ganze Bibliotheken, und wenn sie auch aus lauter Meisterwerken beständen, zu seinem lebendigen Eigenthume zu machen. Es geht dabei mit vollster Naivetät zu Werke: es behandelt das Uebrige so, als wäre es gar nicht vorhanden, und denkt nicht daran, sich ein formulirtes Urtheil darüber zu bilden.

Aber damit ist die Vernachlässigung, welche der Schriftsteller Luther in seiner eigenen Nation unleugbar erfahren hat und noch erfahren muß, keineswegs gerechtfertigt. Wo sich, wie bei uns, ein sogenanntes gebildetes Publicum aus dem Kerne des Volkes losgeschält hat, als dessen charakteristische Eigenschaft wir das Bücherlesen hinstellen dürfen, sollte der Ur- und Normalclassiker unter keiner Bedingung so bei Seite geschoben werden, wie es mit Luther geschehen ist. Ohne uns in die Erklärung dieser Thatsache hier einzulassen, die, wie schon bemerkt, immer nur eine Erklärung, aber niemals eine Rechtfertigung werden könnte, sprechen wir den Wunsch und, wenn auch mit einiger Reserve, die Hoffnung aus, daß sich dieser eigenthümliche Zustand zum Bessern ändern möge. Als ein Symptom dafür läßt sich die neue Auflage der bekannten sogenannten erlanger Ausgabe der gesammten deutschen Werke des Reformators unserer Sprache und Kirche begrüßen: „Dr. Martin Luthers sämmtliche Werke. Zweite Auflage. 1.—7. Band“ (Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1862—66). Die erste Ausgabe, von dem überaus fleißigen früheren Pfarrer und späteren Bibliothekar Irmischer in Erlangen, hauptsächlich mit Unterstützung des gelehrten und eifrigen Pfarrers Plochmann daselbst unternommen und durchgeführt, hatte seit 1826 in 67 mäßigen Octavbänden die große Aufgabe recht wacker gelöst, wenigstens ungleich besser als die älteren Versuche des 16. und 18. Jahrhunderts. Doch ließ sich nicht verkennen, daß bei aller aufgewandten Mühe und Gewissenhaftigkeit manche erhebliche Einwände gegen die kritischen Principien der Textesgestalt vorgebracht werden konnten, an denen es auch, trotz der dankbaren Aufnahme, die das Unternehmen überall gefunden hat, nicht fehlte. Die Herstellung des ursprünglichen Textes ist, wie jeder Sach-

kenner weiß, in Luthers Schriften wo möglich noch durch zahlreichere und größere Hindernisse erschwert als in den übrigen Schriftwerken der Zeit. Man ist bei ihnen allen noch kaum zu einer durchgreifenden Methode des Verfahrens gelangt, indem man die beiden Hauptforderungen, möglichste Treue gegen die authentische Ueberlieferung und Herstellung einer relativ consequenten äußeren Form des sprachlichen Ausdrucks, eben weil man sie relativ und subjectiv zu fassen pflegte, selten oder nie so zu vereinigen verstand, daß man allen berechtigten Erwartungen genug gethan hätte. Man darf wohl behaupten, daß erst durch die treffenden Bemerkungen, die Rudolf von Raumer in Form einer Recension (Pfeiffers Germania, 2, 109), gegeben hat, ein sicherer Boden gewonnen worden ist. Es kommt jetzt nur darauf an, daß künftige Herausgeber auf ihm stehen lernen, was nicht so leicht ist, als es aussieht.

Im Vergleich mit der ersten erlanger Ausgabe bekundet jedoch diese zweite in jeder Hinsicht einen erfreulichen Fortschritt. Schon daß das Aeußere sein allzu bescheidenes, fast ärmliches Gewand mit einem nicht prunkvollen, aber doch würdigern vertauscht hat, ist nicht gleichgültig. Papier und Druck sind viel besser geworden, das Format aber, ein mäßiges Octav, ist mit Recht beibehalten. Der neue Herausgeber, Pfarrer Enders, scheint die einmal festgestellte Ordnung der Werke, die freilich weder chronologisch noch auch im strengsten Sinne systematisch, sondern eine Mischung von beiden mit Bevorzugung des letzteren Moments ist, beizubehalten, vielleicht in Rücksicht auf das theologische Publicum. Andere würden wahrscheinlich eine streng chronologische Reihenfolge vorgezogen haben. An der Spitze stehen also auch jetzt die homiletisch-katechetischen Schriften, und unter diesen die vielgenannte, aber selten mehr gelesene „Hauspostille“. Da sich voraussetzen läßt, daß ihre Entstehung und Bedeutung auch hier einiger Erläuterung bedarf, so sei in der Kürze bemerkt, daß es eine Sammlung von Predigten Luthers durch das ganze Jahr ist, worauf schon der Titel Postille hinweist. „Hauspostille“ heißt sie im Gegensatz zu der größeren und berühmteren „Kirchenpostille“, weil sie zum Theil aus Predigten zusammengesetzt ist, die Luther, wie er selbst in der Vorrede sagt, unter Vielen in seinem Hause gethan, vor seinem Gesinde, „damit ich, als ein Hausvater, auch

das meine thäte, bei meinem Gesinde, sie zu unterrichten, ein christlich Leben zu führen". Doch nur zum Theil setzen diese Predigten eine solche engste Hausgemeinde voraus, in der man sich übrigens auch Andere als bloß die Familie im strengen Sinne eingeschlossen denken muß. Außer den Famulis und Amanuensen, besonders begünstigten Studirenden, den nächsten Freunden, ist auch oft dieser und jener aus der Schar der durchreisenden oder kurz verweilenden Fremden, wenn ihm eine gültige Empfehlung half, zu diesem Heiligthum zugelassen worden. Aber die meisten dieser Predigten sind gar nicht einmal im Hause gehalten worden, wie man entweder aus bestimmten und unanfechtbaren Angaben oder aus ihrem Inhalte schließen kann, der für eine größere Gemeinde berechnet ist. Es kam, wie es scheint, bei dieser Sammlung zunächst nur darauf an, einen vollständigen Predigtcyklus von Luther für das ganze Jahr, wo möglich für die wichtigsten Feste in duplo und triplo, zu besitzen, weil ja damals sogar an jedem gewöhnlichen Sonntag in jeder nur einigermaßen bedeutenden Pfarrgemeinde mindestens 2, oft 3 Predigten gehalten zu werden pflegten. Für das Bedürfniß größerer Gemeinden, oder vielmehr ihrer Pfarrherren, die zwar die Pflicht mannigfachster Predigtthätigkeit als eine der unerläßlichsten Forderungen der neuen Ordnung in der Kirche auf sich genommen, aber sie doch nur zum Theil ganz aus eigenen Kräften zu erfüllen im Stande waren, hatte Luther ausdrücklich seine große Kirchenpostille bestimmt. Für kleinere Gemeinden und die gleichfalls wieder lebhaft angeregten häuslichen Erbauungen paßte der dort eingenommene Standpunkt nicht ganz, weil er immer eine größere Menge von Zuhörern der verschiedensten Berufs- und Gemüthsart und der verschiedensten Bildungsstufen voraussetzte. So war es offenbar ein praktischer Gedanke, neben der Kirchenpostille auch eine Hauspostille für eine engere und einfacher geartete Gemeinde zusammenzustellen. Doch Luther selbst ist im Drange wichtigerer und unangenehmerer Arbeiten nicht darauf verfallen. Die protestantische Kirche verdankt dieses Unternehmen zunächst dem bekannten nürnberger Pfarrherrn Veit Dietrich (Vitus Theodorus), der in den Jahren 1530—34 eine Menge Predigten oder Vorträge Luthers, theilweise in seinem Hause, theilweise in der Stadtkirche gehalten, mit eigener Hand nachschrieb und sie 1544 unter Luthers ausdrücklicher Zustimmung

und mit einer Vorrede desselben veröffentlichte. Wenn irgend Jemand, so war Veit Dietrich durch seine Persönlichkeit und seine Stellung zu Luther der rechte Mann, als treuer Stenograph der Worte seines Meisters zu fungiren, was Luther selbst anerkannte. Indessen scheint der glückliche Erfolg seines Unternehmens ihm Neider und Concurrenten erweckt zu haben. Im Jahre 1559 erschien durch den Flacianer Prach eine neue Ausgabe der Hauspostille, angeblich und vielleicht auch aus den Papieren des Georg Rörer (Rorarius), zuletzt Bibliothekar in Jena, der in den Jahren 1530—34 dieselben Predigten nachgeschrieben haben sollte. Dem schon längst verstorbenen Veit Dietrich wurden von dem neuen Herausgeber, wie üblich, heftige Vorwürfe aller Art gemacht, die Aufzeichnung Rörers aber für die allein authentische ausgegeben, freilich nicht bewiesen, was um so weniger geschehen konnte, da derselbe inzwischen auch gestorben war. Beide Hauspostillen fanden während des 16. Jahrhunderts ihre zahlreichen Leser, wie die Reihe von Auflagen einer jeden beweist.

Was nun das Verhältniß beider zu einander betrifft, so wird von vorn herein zugegeben werden müssen, daß weder Dietrich noch Rörer buchstäblich Luthers Worte überall nachgeschrieben haben werden. Aber wo die Predigten identisch bei Beiden sind, was ungefähr für ein Drittel der Gesammtheit gilt, zeigt sich, daß Beide aufmerksame, zuverlässige und federgewandte Hörer und Schreiber gewesen sind. Im Vergleich mit Luthers eigenem sonst bekannten Ausdruck und Darstellung in der Predigt gewähren die von Dietrich mehr das Bild des ganzen und eigentlichen Luther, namentlich im Satzbau und im Gebrauche der satzverknüpfenden Worte, Besonderheiten, die bei Rörer oder vielmehr Prach verwischt sind. Beide haben ihre Concepte, die man sich ganz kurz denken muß, wie uns so viele damals nachgeschriebene Predigten noch deutlich zeigen, da Jung und Alt, Vornehm und Gering, von dem Kurfürsten zu Sachsen bis zu dem Glöckner und Leichendiener herab, sich dieser Sitte befleißigten, nachher ausgearbeitet, wobei immerhin ein gutes Theil eigener Zuthat nicht ausgeschlossen werden konnte. Doch ist eben Veit Dietrich, wie es scheint, so ganz auch von der Individualität der Sprache Luthers erfüllt gewesen, daß, was er als Luthers Worte giebt, nur nicht im buchstäblichen Sinne verstanden, auch wirklich Luthers Worte sind. Es

tritt dieß mit überwältigender Deutlichkeit hervor, wenn man ein Stück einer solchen Predigt seiner Hauspostille laut liest. Jene unnachahmliche Kraft, jene einzige Klangfülle, welche Luthers Sprache von ihrer rein sinnlichen Seite her vor allen fast nächst verwandten Spracherscheinungen auszeichnet, ist allein schon ein überzeugenderer Beweis für ihre Echtheit, als ihn jeder äußere kritische Apparat gewähren könnte. Rörers Bearbeitung dagegen ist mehr für den stillen Leser berechnet, oder erweist sich mehr als das Werk eines Mannes, der geläufiger zu schreiben als eindringlich und originell zu sprechen verstand. Deshalb sind hier eine Menge von individuellsten Spracheigenheiten Luthers nicht anzutreffen, obwohl, wie schon bemerkt, die materielle Identität zwischen den vergleichbaren Stücken beider Bearbeitungen eine bewunderungswürdig vollständige ist. Für uns, denen weniger daran als an dem ganzen, vollen Luther gelegen ist, besitzt daher Veit Dietrichs Redaction einen überwiegenden Werth, obwohl wir auch Rörer gelten lassen werden, einmal als Prüfstein für den anderen, und dann, weil er so viele Predigten enthält, die bei jenem fehlen. Trotz der gerühmten Vorzüge der älteren Hauspostille darf man einräumen, daß Veit Dietrich hier und da selbständiger verfahren ist, als es eine minutiöse Kritik und argusäugige Orthodoxie vielleicht gestatten könnte. Auch der neue Herausgeber räumt ein, daß mindestens die zweite Predigt am Sonntag Jubilate nicht von Luther selbst, sondern von seinem Schüler herrühre. Aber der Schüler ist hier seinem Meister gleich, und wenn nicht äußere Gründe jener Vermuthung eine große Wahrscheinlichkeit gäben, so könnte aus dem Geiste und der Form allein nichts gegen die Autorschaft Luthers geschlossen werden. Derartige Freiheiten mögen es gewesen sein, die dem Zusammensteller der anderen Redaction der Hauspostille wenigstens eine Handhabe für seine im Wesen ganz ungerechtfertigten Angriffe gegen seinen Vorgänger boten, deren eigentliche Tragweite für uns leichter als für die Zeitgenossen zu ermessen ist.

# Die deutsche Schriftsprache der Gegenwart und die Dialekte.

[Deutsche Vierteljahrsschrift, Jahrg. 1864. S. 90—137.]

Wer ohne vorgefaßte Meinung Gegenwart und Vergangenheit des deutschen Lebens vergleicht, kommt zu dem Ergebniß, daß der Zug nach individueller Ausbildung aller seiner einzelnen Richtungen und Momente sich fortschreitend immer kräftiger und entschiedener durchgesetzt hat. Um nur einen raschen Blick auf eine der augenfälligsten Gestaltungen zu werfen: wie anders individualisirt erscheinen doch die deutschen Staaten des neunzehnten Jahrhunderts selbst da, wo sie durch ihre Kleinheit und Zerstücktheit in der Entfaltung des Staatsbegriffes unserer Zeit gehemmt sind, wenn man die analogen Gebilde des Mittelalters dagegen hält. Es ist unmöglich in einem Staatskörper wie Baiern, Hannover, Württemberg, ja selbst wie Kurhessen und Oldenburg ein durchaus individuelles Gepräge zu verkennen, das sich nicht bloß auf einige Besonderheiten in der Administration oder in dem, was man jetzt Verfassung zu nennen pflegt, erstreckt. Es reicht durch alle Schichten des Volkslebens bis hinunter zu den elementarsten Grundlagen des Daseins und verleiht auch diesen eine Eigenartigkeit, die keine frühere Zeit in dieser Weise kannte. Ein deutscher Particularstaat zur Zeit Rudolfs von Habsburg sah in allen Theilen des deutschen Reiches ungefähr so aus wie der andere. Die Lande des Pfalzgrafen am Rhein und die der welfischen Herzoge in Niedersachsen waren in allem dem, was zum Begriffe „Staat" gehört, damals einander so ziemlich gleich. Was sie von einander unterschied, war die natürliche Geschiedenheit der Lage und der Volksart, die sich ebenso wie in häuslicher Sitte auch in Recht und Einrichtung der kleineren und größeren Kreise des öffentlichen Lebens bethätigte. Wären sie räumlich neben einander gestellt, und folglich den Einwirkungen derselben ursprünglichen Einflüsse unterworfen gewesen, so würde sich ihre ganze Verschiedenheit bloß auf die an sich damals so unerhebliche Besonderheit der Dynastien beschränkt haben. Diese konnte jeden Augenblick beseitigt werden, wie tausend

Vorgänge damaliger Zeit darthun, ohne daß die locale Eigenthümlichkeit der einzelnen Kreise des deutschen Lebens irgend wie davon Notiz zu nehmen genöthigt gewesen wäre, gerade so wie umgekehrt dieselbe Dynastie oder dieselbe fürstliche Persönlichkeit durch die Gunst des Zufalls die verschiedensten localen Gebilde zu einer Staatseinheit verbinden konnte, die eben nur in einer Person vertreten war und mit ihr wieder unterging.

Unserer Zeit hat sich eine Anschauungsweise immer mehr zu empfehlen gewußt, die in allen Einzelerscheinungen eines lebendigen Organismus nur Aeußerungen eines und desselben zu Grunde liegenden Lebensprincipes erkennt. Der vereinigende Gedanke versteht es, die Starrheit des Besonderen aufzuheben und es nur als Reflex des Allgemeinen innerhalb eines bestimmten Materials zu begreifen. Aber diese eigentlich organische Auffassung scheint sich im Bereiche unseres deutschen Volkslebens nicht zu bewähren. Neben seiner immer mehr durchgebildeten Individualisirung steht die Thatsache einer immer stärkeren Consolidirung und Ausgleichung wenigstens in einem Gebiete, dem der Sprache. Es bedarf keiner Begründung, um diesem einen Gebiete seine wahrhaft unermeßliche Bedeutung zuzuweisen. Ist doch jeder Einzelne in die Sprache hineingeboren und empfängt von ihr und durch sie alles, was er als sein eigentliches geistiges oder höheres Leben bezeichnet, was, ehe es in ihr sich zu fester Gestaltung erhebt, bloß als wesenloser Schatten durch die Seele flog oder als ein gestaltloser Keim in der Tiefe des Gemüthes ruhte. Unter allen irdischen Mächten ist sie die umfassendste und kräftigste, die eigentliche Gebieterin des ganzen menschlichen Daseins, um so mächtiger, je weniger sich das Individuum von selbst bewußt wird, daß es in fortwährender Dienstbarkeit ihren Geboten hingegeben ist. Glaubt doch Jedermann die Worte, die er spricht, als sein eigenstes Eigenthum in Anspruch nehmen zu können, oder den stillen Gedanken, der sich der Außenwelt nicht einmal durch eine Veränderung der Mienen verräth. Und doch ist das eine wie der andere nichts weiter als eine Uebertragung schon völlig fertiger Formen auf eine Materie; die sich nur in dieser Formirung lebendig bethätigen kann, die ohne eine solche aber nichts weiter als eine todte Kraft bleiben würde. Ist die Sprache in so eminentem Sinne die Schöpferin und Beherrscherin der geistigen Lebensthätigkeit des Einzelnen und des Ganzen,

das sich aus Einzelnem zusammensetzt, so wiegt sie für sich allein mindestens eben so schwer, wie viele andere Momente des Einzel- und Gesammtdaseins. Mögen diese immerhin sich mehr und mehr individualisirt und zerspalten haben, das feinste und zugleich stärkste Band ist doch unzerstört geblieben, ja es ist im directen Gegensatz immer fester und enger geworden. Die unzerstörbare Einheit des deutschen Wesens, der innerste Kern seiner unendlichen äußeren Mannigfaltigkeit hat in ihr seinen nächsten und deutlichsten Ausdruck gefunden. Je mehr sich die Vielgestaltigkeit seiner Anlage frei und kräftig entfaltete, desto fester mußte sich jenes Einheitsband ziehen, dessen providentielle Stärke nur selten von der Reflexion gemessen, gewöhnlich nur instinctiv empfunden wird, wie es ja auch nicht durch einen bewußten Willen, durch irgend einen reflectirten Act, sondern durch die Natur selbst geknüpft und immer fester gezogen worden ist. —

Was die Thatsache selbst betrifft, so wird sie eine auch nur flüchtige Umschau im Gebiete der deutschen Sprachgeschichte ohne Mühe begründen, vorausgesetzt, daß sie nicht an sich schon als allgemein bekannt und zugegeben gelten dürfte. Des allgemeinen Verständnisses wegen können wir sie noch näher dahin bestimmen: die deutsche Sprache der Gegenwart ist in ihrer Eigenschaft als Sprache des gesammten schriftlichen und höheren mündlichen Ausdrucks viel gleichförmiger und gleichartiger in sich als in irgend einer früheren Periode im ganzen Laufe der Geschichte des deutschen Volkes. Sie ist aber zugleich auch allgemeiner verbreitet und in massenhafterem Gebrauche als jemals vorher. Setzen wir noch hinzu, daß sie nach beiden Richtungen hin vor unsern Augen in der unmittelbarsten Gegenwart fortwährend in raschem Vorschreiten begriffen ist.

Um das Erstere sich zu verdeutlichen, möge sich die Aufmerksamkeit derer, die unserer Darstellung zu folgen geneigt sind, einen Augenblick auf etwas ganz Aeußerliches und Manchen vielleicht Unwesentlich scheinendes lenken. Die deutsche Orthographie ist bekanntlich ein Thema, das dem Kundigen wie dem Laien unerquicklich genug dünkt. Ohne über die Berechtigung der Klagen, Vorwürfe und spöttlichen Angriffe hier irgend zu entscheiden, die oft vom entgegengesetzten Standpunkt der jetzt gewöhnlichen schriftlichen Bezeichnung unserer Sprache gemacht zu werden pflegen, weisen

wir nur auf die Thatsache hin, daß sich dennoch eine allgemein gültige deutsche Orthographie gebildet hat, von der sich nur Sonderlinge oder Ungebildete abzuweichen erlauben dürfen. Niemand hat ein Gesetz darüber gegeben: keine Macht in der Welt wäre auch stark genug, um eines zu geben, das etwas mehr als bloß momentane Verwirrung erregen könnte, und nichts desto weniger ist das vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes wie der eindringenden Sprachkunde gleich barocke und unsinnige Gemisch, was uns als Norm alles Schreibens gilt, allgemein durchgesetzt worden. Es ist noch nicht lange her und doch schon dem Bewußtsein der Gegenwart entschwunden, daß jeder deutsche Schriftsteller seine besondere Orthographie in aller Naivetät, ohne jede Spur von eigensinniger Besonderheit haben durfte. Klopstock wollen wir bei Seite lassen: er stand hierin wie in anderen sprachlichen Dingen unter dem Einfluß wohl- und ernstgemeinter, aber sehr ungenügend begründeter Theorien und huldigte ihnen mit dem bekannten Enthusiasmus des Dilettantenthums, das immer nur eine Seite eines Wissens, einer Kunst, und diese nicht einmal scharf zu sehen vermag. Aber Lessing, Wieland, Gellert, ja selbst Goethe und Schiller in den Originalgestalten ihrer Schriften haben Jeder für sich, ohne irgend eine Pedanterie, doch ihr selbständiges orthographisches Gepräge, das zwar im Allgemeinen mit der Gewohnheit aller damaligen Druckwerke stimmt, im Einzelnen aber an unzähligen Stellen davon abweicht. Warum haben die neueren und neusten Ausgaben unserer Classiker sich bemüßigt gesehen, von dieser „echten" Gestalt abzuweichen, die sie ja doch nur einfach zu copiren gebraucht hätten? Offenbar nicht sowohl deshalb, weil der allgemeine Charakter der damaligen Orthographie ein veralteter ist — in vielen Stücken ist er z. B. bei Wieland in der Abneigung gegen das eingeschobene h, gegen die Doppelconsonanten ꝛc. ebenso modern, wie der unserer gelehrten orthographischen Puristen — sondern weil das Auge des gegenwärtigen Lesers sich gewöhnt hat, die Sprache nur in gleichförmigem Gewande vor sich zu sehen. Jede Abweichung davon erscheint störend, gleichsam als würde dadurch die Einheit des Geistes, welche die stillschweigende Voraussetzung dieser äußerlichen Gleichförmigkeit ist, beeinträchtigt.

Freilich läßt auch noch unser gegenwärtiger orthographischer Gebrauch mehr Licenzen zu, wie der anderer Sprachen, z. B. der

französischen oder englischen. Theilweise erklärt es sich aus der Geschichte unserer Orthographie, die, wie eben bemerkt, sich erst vor verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem festeren Abschluß bequemt hat, theilweise auch aus der localen Zerstreutheit unserer literarischen Thätigkeit. In Deutschland wird fast an jedem irgend namhaften Ort nicht bloß für den nächsten Tagesbedarf, sondern auch im Gebiete dauernder Productionen geschrieben und gedruckt; in Frankreich und England nur an wenig größeren Orten, eigentlich in Frankeich nur an einem, in Paris, in England an zwei: in London und Edinburg. Was außerdem gedruckt wird, ist zusammen nicht so viel, als an einem der Verlagsorte zweiten Ranges in Deutschland, z. B. in Jena oder Heidelberg zu Tage kommt. Es versteht sich von selbst, daß bei allem unwillkürlichen Drange nach einer gleichförmigen Gestalt der Druckwerke doch jeder Ort ebenso unwillkürlich seine besonderen Usancen mit sich führt, welche jenem Zuge modificirend entgegen treten. Auf diese Art bieten auch die Bücher von heute und gestern bei uns im Vergleich mit den gleichzeitigen französischen oder englischen eine relative Unstetigkeit der Orthographie. Vergleicht man sie aber mit den vor fünfzig oder gar hundert Jahren gedruckten, so wird man erstaunen, welche riesige Fortschritte nach der Gleichförmigkeit hin hier ganz von selbst gemacht worden sind.

Selbst die bewußten Abweichungen, denen wir in dem autonomen Felde deutschen Schriftthums natürlich noch immer viel häufiger begegnen, als es in England oder gar in Frankreich möglich wäre, tragen im Vergleich mit früher ein charakteristisches Gepräge. Einstmals machte sich jeder Schriftsteller und eigentlich auch jeder Schriftsetzer seine besondere Orthographie aus einem Gemisch von zufälligem Gebrauche, angelernten Eigenthümlichkeiten und einigen mehr oder minder naiven Theorien über deutsche Grammatik zurecht, ohne gerade die Forderung aufzustellen, damit das allgemein Gültige oder eigentlich Richtige zu treffen. Man schrieb und druckte so, wie einem der Schnabel gewachsen war, und nahm kein Arg daran, daß Andere anders schrieben und druckten, in so ferne sie nur nicht gar zu wunderlich von der idealen Mitte und Regel der allgemein üblichen Rechtschreibung abwichen, die factisch von Niemanden eingehalten wurde. Wer jetzt eine besondere Orthographie führt, thut es immer aus einem bestimmten Systeme heraus, mag

sich dasselbe, wie bei manchen deutschen Philologen und Alterthumsforschern, auf die Grundsätze der historischen Grammatik, oder, wie bei verschiedenen Männern der sogenannten pädagogischen Praxis, auf die angebliche lebendige Aussprache des Schriftwortes stützen. In dem einen wie in dem andern Falle wird aber darauf gerechnet und dahin gearbeitet, daß das neue Licht der ganzen Literatur leuchte. Jeder soll ebenso schreiben und drucken, weil nur allein auf diese besondere Art recht geschrieben und gedruckt werden kann. Daß sich der Instinct der Schriftsprache dadurch nicht beirren läßt, ist schon bemerkt worden, gleichviel ob ihr die neue Norm von einem Großmeister der Wissenschaft oder von einem wohlmeinenden, aber unklaren magister pedaneus octroyirt werden soll. Daß die deutsche Orthographie trotz ihrer schon erlangten Gleichförmigkeit in einer fortwährenden allmählichen Umgestaltung, Vereinfachung und Annäherung an die sprachlich richtigen Formen der Lautgebung des Wortes begriffen ist, ist eine offenkundige Thatsache. Aber sie vollzieht sich ebenso instinctiv, wie sich ihre bisherigen Veränderungen instinctiv vollzogen haben, und jedenfalls immer so, daß die einmal errungene Gleichförmigkeit nicht wieder gestört, sondern noch vollständiger durchgesetzt werden wird.

Richten wir unsern Blick noch einmal auf das dornenvolle Gefilde der Orthographie. Es ist noch nicht lange her, als es gewissermaßen für selbstverständlich galt, daß kein noch so gebildetes Frauenzimmer orthographisch schreiben könne. Mit dem Ausdrucke „Frauenzimmer“ ist auch diese Ansicht verschwunden, wenn auch die Thatsache selbst noch hie und da richtig befunden werden dürfte. Es gilt jetzt als erstes Zeichen dessen, was man wohl oder übel Bildung zu nennen pflegt, wenn man orthographisch richtig schreibt. Daß selbst ein Goethe niemals mit den Forderungen der Orthographie zu Rande kam, erscheint dem gegenwärtigen Geschlechte fast wie ein Märchen, und doch legen alle seine handschriftlichen Reliquien, so wie die getreu nach den Originalien abgedruckten Briefe ein unwidersprechliches Zeugniß dafür ab. Wenn unsere vornehmen Leute sich Gleiches oder noch Stärkeres zu Schulden kommen ließen, so kann man zur Erklärung auf ihre theils ungenügende, theils ausländische Bildungsweise recurriren. Friedrich der Große, dessen größter Ehrgeiz war, so gut französisch zu schreiben, daß ihm seine pariser Schöngeister keine Sünden gegen

die Grammatik und das Lexikon nachzuweisen vermochten, durfte freilich in seinen geschäftlichen deutschen Briefen und Erlassen so schreiben, wie er sprach, und damit eine alte Regel unserer Schule auf die wunderlichste Weise ins Leben einführen. Gegenwärtig möchte aber auch in den exclusivsten Kreisen der deutschen vornehmen Welt nicht leicht Jemand männlichen oder weiblichen Geschlechts gefunden werden, der sich nicht bei einem unwillkürlich entschlüpften d für t, b für p, von einigem Schamgefühl anwandeln ließe. Die äußere Vermittelung dieser gründlichen Umänderung liegt vor Aller Augen. Es ist der unendlich verbreitetere und bessere Schulunterricht. Aber daß dieser auch auf diese formale Seite der Bildung so viel fruchtbare Mühe wendet, hat einen tieferen Grund. Dieser ist aber kein anderer, als der Instinct der Zeit, der auch hierin unaufhaltsam nach einer Herrschaft der Gleichförmigkeit in dem sprachlichen Ausdruck drängt. Unsere großen Dichter und Gelehrten des vorigen Jahrhunderts waren meist eben so gut, ja noch besser mit den gewöhnlichen Schulkenntnissen ausgestattet wie wir, aber ihre Schule behandelte die deutsche Orthographie als etwas Gleichgültiges, wie es die Zeit überhaupt that, und so sind sie selbst nie zu jener maschinenmäßigen Sicherheit in dieser Orthographie gelangt, die wir jetzt als Frucht der gegenwärtigen Schulmethode schon bei Kindern in dem zartesten Alter antreffen.

Wenn unsere Schule früher irgend ein Gewicht auf die Orthographie legte, so verband sich gewöhnlich damit irgend eine Absonderlichkeit. Jeder Schulmonarch wollte seinen Zöglingen nicht bloß eine besondere Hand, sondern auch eine besondere Rechtschreibung als Resultat irgend welcher sprachlichen Grillen aufnöthigen. Daraus erklärt sich zum Theil das buntscheckige in den schriftlichen Denkmalen einer noch nicht lange vergangenen Zeit, so weit darin System und nicht bloß naive Unwissenheit zu erkennen ist. Gegenwärtig werden solche orthographische Marotten sehr bescheiden gepflegt. Sie sind zwar noch nicht ganz verschwunden und werden wohl auch nicht so bald ganz verschwinden, so wenig wie unser Bücherdruck eine bis ins Einzelste unabänderliche Gleichförmigkeit der Lautbezeichnung erlangt hat, aber sie stören doch nicht mehr oder höchst selten. Wer in seiner früheren Jugend damit geplagt wurde, streift sie sehr bald ab, wenn er in das wirkliche Leben oder nur in eine andere Umgebung tritt, wo das

Ansehen seines Elementarlehrers oder Rectors nichts mehr gilt, und bequemt sich, dem allgemeinen Strom zu folgen, um nicht ausgelacht oder für einen ungebildeten Menschen gehalten zu werden. Früher war es anders, wie man aus einzelnen noch in die Gegenwart hineinragenden Anachronismen sehen kann. Man behielt das, was man gelernt hatte, bei, weil man es gelernt hatte, und glaubte im besten Rechte zu sein, wenn man auch hierin auf seiner Eigenartigkeit bestand, deren Erwerb Mühe genug gekostet hatte.

Doch verlassen wir diese Aeußerlichkeiten. Freilich sind sie nicht so gleichgültig, als sie gewöhnlich genannt werden, wie eben schon die Thatsache beweist, daß sich Niemand ihrem Banne entziehen kann. Die Sprache selbst zeigt genau dieselbe Physiognomie wie ihre Schriftzüge. Was gegenwärtig in Deutschland geschrieben und gedruckt wird, gleicht sich in den Wortformen, in dem Gebrauche der Wörter und Satzfügungen so sehr, wie es niemals früher sich geglichen hat und gleichen konnte. Die Voraussetzung ist leicht zu entdecken. Unsere classische Literatur ist der Quell, aus welchem alle Späteren schöpfen mußten. Aber diese classische Literatur selbst zeigt noch wenig von jener uniformen oder vielmehr unisonen Einheit der Gegenwart. Die Individualität ihrer Repräsentanten mag dabei ganz bei Seite gelassen werden: es versteht sich von selbst, daß Klopstock einen andern Stil als Goethe und dieser wieder einen andern als Wieland angeboren haben mußten. Er wäre auch innerhalb einer schon so völlig fixirten Schriftsprache, wie etwa das Französische oder Englische zur Zeit unserer Classiker war, zum Durchbruch gekommen.

Wir meinen etwas ganz Anderes, was sich ebensowohl bei den Heroen unserer Literatur, wie bei den geringsten Schildknappen findet, und bei den Letzteren noch ausgeprägter als bei den Ersteren. Es ist der Einfluß einer besonderen örtlichen Umgebung, mit Einem Worte des Dialektes, der sich neben dem allgemein gültigen Grundton der Sprache überall durchhören läßt. Selbstverständlich haben alle die, welche für die ganze Nation schrieben, auch damals sich Allen deutlich machen wollen und ihre Sprache so formirt, wie sie dieß am besten erreichen zu können glaubten. Was sie an dialektischen Eigenthümlichkeiten mit fortführten, drängte sich fast ohne Ausnahme unwillkürlich ein; selten daß damit eine besondere Wirkung beabsichtigt wurde.

Nun werfe man einen Blick auf die Jugendschriften Schillers, die von den stärksten schwäbischen Idiotismen wimmeln, freilich nicht in den jetzt handgerecht gewordenen Drucken, sondern in ihrer Originalgestalt, die den meisten heutigen Gebildeten barock genug erscheinen würde, wenn sie je Gelegenheit haben, sie in die Hand zu nehmen. Und damals war doch schon ein gewisser Kanon des schriftlichen Ausdrucks stillschweigend durchgesetzt, wenigstens in dem Bildungskreise, dem Schiller angehörte, in dem protestantischen.

Klopstock und Gellert hatten sich mit vollem Bewußtsein bemüht, alle locale Beschränkung aus ihrer Sprache und damit aus der Sprache der Zeit, auf die Beide unter Allen am meisten wirkten, zu entfernen. Aber Beide haben es nicht allzuweit darin gebracht. Klopstock in seiner echten Gestalt bedarf für den heutigen gebildeten Leser recht wohl eines fortlaufenden sprachlichen Commentars, wenn er sich nicht mit dem allgemeinen Verständniß des Gefühls begnügt, sondern sich über die Schärfe des einzelnen Ausdrucks Rechenschaft geben will. Ein Theil seiner Eigenthümlichkeiten stammt von der Zeit überhaupt; es ist unterdessen abgestorbenes Sprachmaterial, das nur auf gelehrtem Wege wieder belebt werden kann. Ein Theil gehört dem autonomen Gestalten des Dichters selbst an, der sich weniger mit Geschick als mit Kühnheit neue Bahnen auf dem Sprachgefilde zu öffnen suchte, aber der bei Weitem größte Theil ist doch den unwillkürlichen Einflüssen der localen Umgebung zuzuweisen. Es sind nicht geradezu Elemente der Volkssprache, in die sich Klopstock getaucht hätte; diese blieb ihm bei seiner allgemein kühl vornehmen Haltung immer fremd. Vielmehr hat der Einfluß gewisser socialer Kreise des damaligen norddeutschen Lebens, besonders der hamburger besseren Gesellschaft, ihr eigentliches Material gegeben, das selbst wieder erst durch mancherlei Umformungen aus der gerade hier so weit von der höheren und gebildeten Sprache abstehenden Localmundart stammt. Nichts desto weniger ist auch in dieser sehr abgeleiteten Gestalt der allgemeine Eindruck des local Norddeutschen in Klopstocks Sprache ein viel mächtigerer, als er bei einem heutigen Schriftsteller sein würde, der unter gleicher äußerer Umgebung schreibt. Aehnlich verhält es sich mit Gellert, obwohl sich dessen sprachliche Eigenthümlichkeit weniger in seinem individuellen Reichthum als in einer gewissen Armuth und Kahlheit zu

erkennen giebt, die man keineswegs dem Schriftsteller allein zurechnen darf. Sie liegt vielmehr in dem Sprachidiom, in das er nothwendig sich fügen mußte, dem damaligen meißnischen oder speciell dem leipziger gebildeten Dialekt. Was Gellert noch an frischer Naturwüchsigkeit aus seiner beinahe ländlichen Heimat mitbrachte, opferte er dem damals kanonischen Ansehen der großstädtischen Ausdrucksweise. Somit ist auch er unter die Herrschaft eines localen oder dialektischen Einflusses gerathen, der sich freilich damals mit der Anmaßung hervorthat, die eigentlich „reinste" deutsche Sprache und mustergültig für den mündlichen und schriftlichen Gebrauch zu sein, wie es besonders Gottsched seinen neuen Landsleuten und dem übrigen Deutschland einzureden versucht hatte. Daß man damals und zum Theil noch viel später an einer solchen Vorstellung haften konnte, ist charakteristisch genug.

Ohne Zweifel haben jene mitteldeutschen Landschaften, wozu auch Meißen und Leipzig gehört, zu einer gewissen Zeit einen großen Einfluß auf die deutsche Schriftsprache geübt. Es war dieß während und unmittelbar nach der Reformation, wo dort so viele und so wichtige geistige Interessen das Centrum Wittenberg oder vielmehr Luthers Persönlichkeit und der nächste Kreis seiner Genossen vereinte. Was Luther der deutschen Schriftsprache geworden ist, darf als allgemein bekannt angenommen werden. Es ist das einzige Verdienst dieses eminenten Mannes, das in der ganzen deutschen Nation anerkannt und geehrt wird, und die Zeit, wo obscure katholische Scribenten auch auf Luthers Sprache Koth werfen durften, ist für immer vorbei. Merkwürdig genug, daß es gerade sein Verdienst um das einzige unbestreitbare und zugleich festeste Einheitsband der Nation ist, was nicht angetastet werden kann. In wie weit nun Luther selbst von der Sprache seiner Heimat abhängig war, gehört nicht hieher. Es ist dieß eine noch nicht genügend erörterte wissenschaftliche Frage, die nicht mit einigen Worten, sondern mit sehr mühsamen und umfassenden Untersuchungen gelöst werden kann. Jedenfalls steht aber so viel fest, daß die von Luther ausgehende Schriftsprache nirgends festere Wurzeln schlug und sich rascher verbreitete, als in seiner örtlichen Heimat.

Die obersächsischen Prosaiker und Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind diejenigen, welche meist mit vollem Bewußtsein der Sprache Luthers am genauesten folgen. Anderwärts

hat, wenigstens so weit, als das Lutherthum oder die Reformation überhaupt durchdrang, seine Sprache wohl auch eine stetige Wirkung ausgeübt. Ist doch selbst in der deutschen reformirten Kirche überall seine Bibelübersetzung in Gebrauch gekommen. Wo man auch nicht sich so rasch daran gewöhnen konnte, die heimischen Eigenthümlichkeiten der Sprache aufzugeben, wie sie namentlich im südlichen und westlichen Deutschland länger hafteten als im nördlichen, erkannte man doch die Norm der Sprache Luthers an.

Allmählich setzte sich diese durch eine halb bewußte, halb naive Escamotage von Seite der zunächst Betheiligten in das meißner Deutsch um, und so that Gottsched eigentlich nichts weiter, als daß er nach seiner Art derb und aufdringlich das aussprach, was Alle glaubten, Meißen, speciell Leipzig sei der wahre Sitz der deutschen Schriftsprache. Damit ist aber zugleich zugestanden, daß anderwärts nicht dieselbe reine Sprache herrsche. Auch das stimmt mit der Wirklichkeit. Noch während und unmittelbar vor Gottsched schrieb man in Schlesien, in Hamburg, in Württemberg, in der Schweiz ein Deutsch, das ohne alle feindliche Rancune und Polemik gegen die theoretisch zugegebene Suprematie des Meißnischen doch sich seiner Selbständigkeit bewußt war und blieb. Neben dem einen localen Kreis also noch eine ganze Reihe anderer, die alle auf der Basis uralter Spracheigenthümlichkeiten oder Volksdialekte ruhten, wenn gleich sie sich weit über das Niveau bloßer Volksdialekte erhoben hatten.

Heutzutage ist der Vorzug des meißnischen Dialektes ein verklungenes Märchen. Adelung war der letzte namhafte Mann, der noch daran glaubte, hauptsächlich auch nur, weil er Oberbibliothekar in Dresden war. Daß sein ehrwürdiger Scheitel für unser Geschlecht mit einer Aureole der Lächerlichkeit umgeben ist, rührt ohne Zweifel mit von seiner eifrigen Leidenschaft für die Schönheiten seines heimischen Idioms her, die schon damals von allen Seiten mit ernsthaften und spöttischen Angriffen bestritten und herabgesetzt wurden. Man schlug im naturnothwendigen Contrast zu früher den entgegengesetzten Weg ein und erklärte die meißnische Sprache für das schlechteste, albernste und häßlichste aller deutschen Idiome, eine Ansicht, die auch gegenwärtig noch ihre Vertreter findet.

Jedenfalls kommt es jetzt Niemand in den Sinn den eigentlichen Muttersitz der deutschen Culturprache dahin oder dorthin

verlegen zu wollen, weder an die Ufer der Elbe, noch an die der Pleiße, oder der Spree, oder der Leine. Eingeborene, die niemals über das Weichbild ihrer Heimat hinausgekommen sind oder von dem, was jenseits liegt, nichts gesehen und gehört haben, wenn sie auch, wie jetzt allgemein üblich, ihre verschiedenen großen und kleinen Eisenbahntouren pflichtmäßig abgefahren haben, pflegen sich wohl noch in der Abgeschiedenheit gemüthlicher Stammkneipen mit den Vorzügen ihrer Sprache zu brüsten, wenn zufällig einmal ein anderer Laut als der in ihrem Ohre allein berechtigte sich vernehmen läßt, aber sie besitzen doch so viel richtigen Instinct, um sich erst vorsichtig umzusehen, daß sie nur von Ihresgleichen gehört werden können. In der That steht die Sache so, daß an Jedermann in jedem Theile Deutschlands die Forderung gestellt wird, eines oder vielmehr des einen vollkommen richtigen schriftlichen Ausdrucks mächtig zu sein. Die besondere Heimat giebt weder ein Anrecht auf eine Besonderheit der Sprache, noch weniger entschuldigt sie direct oder indirect eine solche. Es ist gegenwärtig unmöglich, einem deutschen Schriftsteller von einiger Bildung seine Heimat in seiner Sprache abzusehen. Der Hamburger schreibt ebenso wie der Berliner, der Berliner wie der Frankfurter, der Frankfurter wie der Züricher. Was dem Einzelnen Eigenthümliches zugehört, haftet nicht an seiner Heimat, sondern an seiner Person, natürlich im weitesten Sinne des Wortes, wenn er nicht vorsätzlich sein localmundartliches Element pflegt und hervorkehrt.

Früher wollte jeder Schriftsteller sich einer allgemein gültigen oder der allgemein gültigen Sprache bedienen, aber die Macht der localen Einflüsse war noch so groß, daß er sie trotz seines Willens nicht zu bewältigen vermochte. Jetzt steht die Sache umgekehrt. Jetzt muß sich jeder Gebildete, der die Feder ansetzt, Mühe geben, irgend etwas Localmundartliches in seine Sprache zu bringen, denn von selbst fließt ihm nur das ganz und gar von aller Localität gelöste Schriftdeutsch aus der Feder.

Daß dieß so geworden, ist das Resultat unserer classischen Literaturperiode, welches der nach sprachlicher Einheit strebende Instinct des deutschen Volkes gezogen hat. Alle unsere classischen Heroen, selbst Lessing nicht ausgenommen, obgleich es für ihn unter allen am wenigsten gilt, sind noch stark landsmannschaftlich oder mundartlich gefärbt, aber die nationale Bildung hat dieß

Element in ihnen ganz beseitigt und mit staunenswerther Energie und Consequenz bloß das allgemein Gültige, so zu sagen das abstract Schriftdeutsche herausgenommen und dieß zu ihrem Wirthschaftscapital gemacht. So sind sie es gewesen, die alle jene localen Kreise, in welche das Leben der deutschen Sprache vor ihnen gepfercht war und denen sie selbst noch theilweise angehörten, gesprengt haben. Sogar jene noch im vorigen Jahrhundert unübersteigliche Mauer, welche die Sprache des protestantischen von der des katholischen Deutschlands trennte, ist seit dieser Zeit gefallen. Wie lange sie noch stand und wie schwer es hielt sie niederzuwerfen, davon giebt die erwachende literarische Thätigkeit in Oesterreich und Baiern etwa seit 1750 interessante Zeugnisse ab. Ihre Pfleger bemühten sich im Gegensatze zu dem alten vom Klerus und besonders den Jesuiten sorgfältig genährten Glauben, daß Luther wie die Kirche so auch die Sprache verdorben habe und daß jeder, der wie die Nachtreter Luthers, d. h. alle Protestanten, schriebe, eine doppelte Ketzerei begehe, ebenso zu schreiben wie ihre bewunderten Muster, die alle Protestanten waren.

Dieß möchte auch gegenwärtig noch das einzige Gebiet deutscher Zunge sein, auf welchem die Schriftsprache wenigstens einen Schatten landschaftlicher Eigenthümlichkeit bewahrt, wenn er gleich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr sich verflüchtigt. Für ein feineres Ohr ist es noch jetzt möglich, ein aus Oesterreich stammendes literarisches Erzeugniß von der sonst unisonen Masse aller übrigen deutschen Schriftwerke herauszuhören, obwohl es schwer halten dürfte, die dem Gefühl untrüglichen Entscheidungsgründe auf Begriffe und Worte zu reduciren.

Wir reden nicht von jenem seltsamen officiellen Stile, der nicht bloß in den Canzleien untergeordneter Behörden in Deutschösterreich anzutreffen ist und seinen Ursprung direct auf die Sprachmengerei und Sprachverdrehung nach dem dreißigjährigen Kriege zurückführt. Dieß komische Product ist auch im übrigen Deutschland noch nicht ganz zu Grabe getragen, obwohl auch hierin, gleichfalls zum Zeichen der immer weiter vor dringenden Herrschaft einer allgemein gültigen Schriftsprache, die weder locale noch sociale Schranken anerkennt, im Laufe des letzten Menschenalters gewaltig aufgeräumt worden ist. Und zwar ist es, wie man zu sagen pflegt, ganz von selbst geschehen. Seit der

Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich eine ziemlich umfangreiche Literatur die Bekämpfung der schnörkelhaften, unverständlichen und widersinnigen Canzlei- und Gerichtssprache zur Aufgabe gemacht, die alles, was vom Standpunkt der gesunden Vernunft dagegen gesagt werden konnte, sagte. Indessen waren ihre Erfolge kaum der Erwähnung werth. Unsere Canzleien und Gerichte orakelten in allen deutschen Landen nach wie vor in ihrem barbarischen Halblatein. Nachdem die literarischen Angriffe aufgehört hatten, hat einfach die Macht der Verhältnisse selbst, das schrankenlose Vordringen der gleichartigen Schriftsprache das ganze Palissadenwerk unserer älteren Bureaukratie beseitigt, so daß mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, wovon die bedeutendsten eben in jenen südöstlichen Landschaften gefunden werden, jede deutsche Behörde in jedem Theile Deutschlands ungefähr ebenso gut oder schlecht deutsch schreibt, als die andere. Auch dort wird es sich voraussichtlich gegen die unsichtbare, aber unwiderstehliche Gewalt der Sprache, die ganz Deutschland überspannt, nicht zu halten vermögen, so wenig wie jener specifische Bodengeschmack der österreichischen Literaturerzeugnisse in Prosa und Versen länger als noch einige Jahrzehnte haften wird.

Sehen wir von der Gegenwart ab, so hat die ganze Vergangenheit unserer deutschen Schriftsprache nur in einer einzigen kurzen Periode eine ähnliche Tendenz der Ausgleichung und Beseitigung aller localen Einflüsse bekundet. Die Sprache der ritterlichen Culturwelt, des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, das sogenannte Mittelhochdeutsch läßt sich in dieser Hinsicht, sowie in mancher andern, einigermaßen mit der Schriftsprache der Gegenwart vergleichen. Auch das Mittelhochdeutsch ist, wie die Cultursprache unserer Zeit, ein wesentlich literarisches Product, der Niederschlag großer schöpferischer Talente, eines Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach. Wie unsere moderne Sprache die Voraussetzung in sich trägt und sie auch nahezu erfüllt, überall in Deutschland auf gleiche Weise gehandhabt zu werden, wie sie keine locale Beschränkung kennt und anerkennt, so auch jenes um so viel zierlichere Schriftdeutsch des dreizehnten Jahrhunderts.

Unter den Musensitzen damaliger Zeit sind nicht bloß Burgen und Schlösser in Schwaben, oder an den gesegneten Ufern des Rheins und der Donau, sondern auch das ganze niederdeutsche Flachland

ist damit übersäet bis zu den Ufern der Ostsee, ja sogar weit über die Grenzen hinaus, in denen das Deutsche damals als Volkssprache herrschte. Die Vertreter dieser Literatur gehören allen möglichen Stämmen und Dialekten an, und es kann als das Ziel, das sie sich selbst in Hinsicht auf ihre sprachliche Technik gesetzt haben, angesehen werden, daß sich aller landschaftliche Beischmack verwischte und es ganz unmöglich würde, den Süddeutschen von dem Norddeutschen, den Rheinländer von dem Oesterreicher zu unterscheiden. Wenige haben dieß Ziel vollständig erreicht, und hierin liegt ein wesentlicher Unterschied von der Gegenwart. Aber es will z. B. doch noch immer nicht gelingen, die eigentliche Heimat eines der größten Vertreter damaliger Sprachkunst, des Walther von der Vogelweide, bloß aus seiner Sprache selbst zu ermitteln, da andere sichere Anzeichen dafür nicht vorhanden sind. Gleich bedeutende Autoritäten setzen ihn aus sprachlichen Gründen entweder nach Oesterreich oder nach Franken oder nach Schwaben. Ebenso ist in dem Dichterschwarm der sogenannten Minnesänger gar Mancher urkundlich ein echter Niederdeutscher, der, wenn wir bloß ihn singen hörten, uns so gut wie ein anderer für einen Rheinländer oder Schweizer gelten könnte.

Dennoch darf den unterscheidenden Momenten zwischen damals und jetzt ihr Recht nicht verkürzt werden.

Es ist immer nur eine Ausnahme, was jetzt als Regel gilt, wenn ein deutscher Schriftsteller jener Zeit — falls man den in vieler Hinsicht so ungeschickten Ausdruck Schriftsteller für jene Zeit anwenden darf — sich aller heimatlichen Reminiscenzen in seiner Sprache völlig, oder richtiger gesagt beinahe völlig zu entäußern vermochte, obgleich alle, die damals um den Preis in der schönen Literatur rangen, sich darnach mit vollem Bewußtsein bemühten. Jeder wollte die reine „höfische" Sprache reden und schreiben, aber dennoch läßt sich für ein heutiges, durch genauere historische Sprachstudien geschärftes Ohr und Auge gewöhnlich bald erkennen, ob diese ideale höfische Sprache aus dem Munde eines Schwaben oder Schweizers, eines Baiern oder Oesterreichers, eines Thüringers oder Meißners, eines Niederrheinländers oder Westfalen, eines Sachsen oder Pommern tönt.

Was unserer gegenwärtigen Literatursprache ein so festes Relief giebt, die scheinbare Aeußerlichkeit einer geregelten Ortho-

graphie, war damals aus verschiedenen Gründen lange nicht so entschieden fixirt. Lasse man sich nicht durch unsere kritischen Ausgaben mittelalterlich deutscher Literaturwerke beirren. Diese zeigen eine beinahe ebenso constante Schreibung, wie man sie heute in unseren Büchern und in den Schriften aller Gebildeten findet. Schade nur, daß diese Regelrichtigkeit ein Kunstproduct moderner Sprachgelehrsamkeit ist: Jacob Grimm, Benecke und Lachmann sind die Schöpfer derselben, und alle Späteren haben es vorgezogen, die Straße dieser großen Meister zu gehen, statt auf eigene Hand den oft sehr verworrenen Pfaden der Originalhandschriften nachzuspüren. Man muß auf die meist ausführlich verzeichneten Lesarten recurriren, wenn man den wirklichen Schreibgebrauch jener Zeit und zugleich sein gegen heute fast regelloses Schwanken kennen lernen will. Wer aber weiß, welche Macht die Form, auch wenn sie nur die äußerlichste Hülse ist, über den Stoff übt, den sie umschließt, wird schon daraus abnehmen können, daß die Gleichartigkeit der damaligen Schrift- oder Literatursprache nach anderem Maßstab gemessen werden muß, als die der heutigen. Damals ist sie ein ideales Ziel geblieben, das Wenige, vielleicht Keiner ganz erreicht hat, heute ist sie die gleichsam natürliche Basis, von der jeder ausgeht, der eine Feder ansetzt, der sich allgemein verständlich und gebildet ausdrücken will.

Unsere Schriftsprache hat sich das ganze Geistesgebiet unterworfen, das überhaupt von der Sprache beherrscht werden kann. Sie ist ebensowohl die Sprache des Kothurns, wie die des Soccus, der Geschichtschreibung wie der physikalischen Demonstration, der geistlichen Rede wie des gerichtlichen Plaidoyers. Die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts beschränkte sich eigentlich nur auf die Poesie, und noch dazu auf eine im Wesen sehr eng begrenzte Art von Poesie. Selbst das Epos, wenn es sich aus einem gewissen Kreise von Motiven und Darstellungsmitteln herauswagte, konnte nicht mehr vollständig von der Sprache der höchsten Bildung umspannt werden. Der Beweis dafür liegt in den Nibelungen vor Augen. In ihrer jetzigen Gestalt sind sie unzweifelhaft das Product eines Dichters oder Literaten, der sich vorgesetzt hatte, auch diesen epischen Stoff in den classischen Formen der Zeit zu behandeln. Aber so wenig wie er die eigentlich unclassische Strophe

los werden konnte, weil sie für seine Kraft zu fest mit dem Stoffe verwachsen war, ebenso wenig reichten die Sprachmittel der eigentlich höfischen Diction ihm aus. Er mußte wohl oder übel vieles einfließen lassen, was den gebildeten Kennern seiner Zeit als Rohheit der Sprache galt, während er doch, da wo es ihm der Stoff möglich machte, zeigt, daß er der polirten Eleganz der eigentlich classischen Sprache ebenso gut wie tausend andere Kunstgenossen seiner Zeit mächtig gewesen ist. So bald die Lyrik, das Schoßkind damaliger Kunst, sich etwas natürlicher gehen lassen wollte, sprang auch sie über die engen Grenzen der classischen Sprache hinüber.

Kein Zweifel, daß die unleugbare Eintönigkeit jener Poesie zum Theil nur durch die eigenthümliche Beschränktheit der Sprache verursacht wurde. Denn diese blieb, was sie in ihrem lebendigen Ursprunge war, eine Coteriesprache der höheren gesellschaftlichen Kreise, die, weil sie mit den Standesgrenzen des Ritterthums im Allgemeinen zusammenfallen, mit Recht als ritterliche, mit demselben Rechte aber auch als höfische bezeichnet werden. Was dem natürlichen Interesse dieser so eng begrenzten Volksschichte homogen war, das vermochte auch ihre Sprache darzustellen, ebensowohl im mündlichen Verkehr, wie in seinem Gegenbilde, der Literatur. Diese aber kann trotz ihres massenhaften Auftretens doch nur für eine Ergänzung jenes angesehen werden, während sich jetzt das Verhältniß thatsächlich umgedreht hat. So wenig die ritterliche Gesellschaft Neigung und Beruf hatte, sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen, so wenig war auch ihr Product und Eigenthum, die Sprache, dazu befähigt.

So eng begrenzt das Herrschaftsgebiet jener Sprache des Ritterthums in der berührten Sphäre war, es erstreckte sich auch nicht sehr weit, wenn man eine Zählung der wirklich ihr angehörigen Individuen anstellen wollte oder könnte. Auch hierin hat die gebildete Sprache unserer Zeit Eroberungen gemacht, die noch jeden Tag durch neue und größere überboten werden und allen Maßstab der Vergleichung mit früher aufheben. Das mächtigste äußere Vehikel ist die Schule auf der einen Seite, auf der andern die politische Tagespresse. Eines wie das Andere ist eine Schöpfung dieses Jahrhunderts, und fällt gewiß nicht bloß durch Ungefähr zusammen mit der allmächtigen Gewalt unserer classischen Literatur,

Was vorher in beiden geleistet war, verhält sich zu dem Jetzt wie der Handelsverkehr auf den altherkömmlichen Landstraßen des vorigen Jahrhunderts zu den Eisenbahnen unserer Tage.

Wären es nur die höheren Schulen, deren Einfluß in Betracht käme, so würde wenig Gewicht darauf zu legen sein. Auch sie haben sich, es ist wahr, dem Zuge der Zeit nicht verschließen können, und, wenn auch ungern, der Pflege der Muttersprache eine gewisse Berücksichtigung angedeihen lassen müssen. Doch haben sie bisher im Durchschnitt sich mit dem Minimum begnügt. Vergleicht man, was anderwärts in ähnlichen Anstalten, z. B. in den französischen Gymnasien und Lyceen im Fache der nationalen Literatur und Sprache geleistet wird oder werden soll, so repräsentiren unsere deutschen höheren Schulen, namentlich die sogenannten gelehrten, noch immer den Typus einer längst beseitigten Periode der Bildung, wo sich Alles auf die alten Sprachen bezog. Uebrigens würde auch, selbst wenn an diesen Stellen noch weniger geleistet würde, dieß von keinem besonderen Einfluß auf das Ganze sein. Die relativ geringe Zahl der in ihnen gebildeten Schüler gehört durch Herkunft und Lebensstellung denjenigen Kreisen der Gesellschaft an, die auch außerhalb der Schule fortwährend und überall von der Allmacht der Schriftsprache beherrscht und bedingt werden. Was die Schule in dieser Hinsicht versäumt, wird ganz von selbst durch das Leben gelernt, oder gewöhnlich schon in die Schule mitgebracht. Kein Philologe, Theologe, Jurist, Mediciner unserer Tage kann, selbst wenn er nur auf die Bildung seines Faches Anspruch macht, diese erwerben und als damit ausgestattet gelten, wenn er nicht das unentbehrliche Medium, einen möglichst gewandten Gebrauch der Schriftsprache, sich angeeignet hat. Die Zeit ist zwar noch nicht lange, aber doch völlig und für immer vorbei, wo ein elegantes Latein die Schäden und Mängel des deutschen Ausdruckes decken und übertragen durfte. Es wird zwar auch noch Latein genug in Deutschland geschrieben, wenn gleich nicht gerade häufig ein sogenannt elegantes, aber man setzt voraus, daß jeder, der es schreibt, mindestens eben so gut auch deutsch zu schreiben verstehe, und diese Voraussetzung allein, die gar nicht weiter discutirt wird, zwingt Jeden, sich ihr zu fügen.

Unser Hauptaugenmerk muß auf die Volksschule gerichtet sein. Ihr Netz umspannt ganz Deutschland ungefähr auf gleiche Weise,

und seine Maschen werden täglich enger. Es wird viel und gewiß nicht mit Unrecht über die Sprachpedanterie, die sich hier zum Theil eingebürgert hat, geklagt und gespottet. Vom Standpunkt der wissenschaftlichen Sprachkunde aus sind die Theorien, unter deren Einfluß sich die Praxis unserer Volksschule gestaltet hat und noch befindet, leicht in ihrer ganzen Blöße und Einseitigkeit darzustellen, mag nun Wurst oder Becker das Licht dazu hergeben. Doch kommt es darauf nicht an, wenn es sich darum handelt, den praktischen Einfluß der Schule auf die Sprache zu betrachten. Es wird selten einen der jetzigen Generation unserer Elementarlehrer angehörigen Mann geben, der es sich nicht zur Pflicht gemacht hätte, den schriftdeutschen Ausdruck nicht bloß bei den Aufgaben des eigentlichen Unterrichts, dem Lernen und Aufsetzen der verschiedenen Memorirstücke, den eigenen Erklärungen und Fragen, den regelrechten Antworten der Schüler möglichst durchzusetzen, ohne Rücksicht auf die Hindernisse, welche die häusliche Gewöhnung oder die Besonderheit der Landes- und Ortsmundart entgegenstellt. Der Lehrer versucht es auch, über den Kreis der Schule hinaus auf seine Schüler zu wirken, und schärft ihnen das Gebot, richtig zu sprechen, mit demselben Nachdruck ein, mit welchem gute Sitte und anständiges Betragen zu Hause und auf der Straße der Jugend geboten wird.

Mag nun die Natur immerhin durchbrechen und namentlich die ländliche Schuljugend das Gebot des richtigen Sprechens im Drange des Straßen- und Feldlebens jeden Augenblick vergessen oder zum mindesten aufs Wunderlichste verpfuschen: in jedem Falle bleibt doch das Postulat selbst mit allem Nachdruck vor dem Geiste des Kindes aus dem Volke stehen. Es glaubt daran, wie an die andern sittlichen Postulate, welche der Lehrer stellt. Es hat keine Ahnung, daß es nur eine rein formale Forderung ist, wohl aber hört es sich von allen denen, an deren Beifall ihm gelegen ist, loben, wenn es auch noch so ungeschickte Versuche macht, seine in der Schule erlernte richtige Sprache auch im Hause zu verwerthen. Wer unter dem Volke gelebt hat, weiß, daß nur in den seltensten Fällen der heimische Dialekt noch als eine Art von Ehrensache auch den Kindern dieser Tage ans Herz gelegt wird. In den verschiedensten Theilen Deutschlands sind uns selbst Tausende von Fällen begegnet, in welchen die Eltern,

die sich selbst aus einem von ihnen gewöhnlich oft und laut beseufzten Mangel an Schulbildung nicht zu einer „richtigen Sprache“ erheben konnten, wenigstens alles thun, was sie verstehen, um ihre Kinder mit diesem Schatze zu versehen. Daß sie ein richtiger, auch praktisch richtiger Instinct dabei leitet, ist keine Frage, so wunderlich und befangen auch oft die dafür laut werdenden Motive sein mögen.

Die wachsende Ausbreitung des Zeitungslesens verdiente wohl von einem Culturhistoriker nach allen ihren schon merkbar gewordenen umbildenden Einflüssen auf unser Volksleben dargestellt zu werden. Es würde ein Bild von größtem sittengeschichtlichen Interesse geben. Hier haben wir nur eine Seite herauszugreifen, die Beziehung zwischen dieser Tagesliteratur und der Volkssprache. Es ist bemerkenswerth genug, daß man nirgends in Deutschland auf den so nahe liegenden Einfall gerathen ist, politische Blätter für den gemeinen Mann auch in der Sprache des gemeinen Mannes, im Volksdialekt zu schreiben. Was Derartiges versucht wurde, hatte immer nur eine ganz momentane Bedeutung, diente irgend einer Agitation besonders aufgeregter Perioden und verschwand damit, oder es war von vorne herein nicht zur politischen Belehrung, sondern zu humoristischen Zwecken bestimmt, wozu sich der Dialekt am besten eignet. Unsere eigentliche politische Tagespresse, auch die Blätter, die nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach, in die untersten Schichten des Volkes und gegenwärtig schon in die verstecktesten Winkel unserer Gebirgsthäler, Heiden und Mooreinöden dringen, schreiben alle das allgemeine Schriftdeutsch und thun sich etwas darauf zu gute, es in seiner vollen Reinheit zu schreiben. Weist man ihnen eine Sünde dagegen nach — was freilich nicht sehr schwer ist, da der größere Theil des hier Gedruckten aus der Feder von Leuten stammt, deren Anspruch auf Bildung, selbst im jetzt geläufigen Wortsinn, ziemlich zweifelhaft ist — so schämen sie sich, oder leugnen, oder gerathen in Zorn, je nachdem sich das Eine oder Andere am besten schickt, fast eben so sehr, als wenn man ihnen einen Verrath an ihrem politischen Credo nachgewiesen hätte. So dringt der schriftmäßige Ausdruck durch tausend und aber tausend Adern in Theile des Volkes hinein, die sonst keine anderen Bücher, als höchstens die Bibel zu sehen bekamen. Diese wurde höchstens alle Sonntage

einmal aufgeschlagen und dann mehr andächtig beschaut als gelesen; die Zeitung liest man alle Tage, oder wenigstens die Woche einige Male, und schon ist es überall dahin gekommen, daß nicht mehr eine Zeitung einem Orte genügt, sondern es werden selbst in den kleinsten Dörfern mehrere gehalten, die dann auch in ganz natürlicher Folge allmählich eine neben der anderen von denselben Leuten gelesen werden, die ohne sie wahrscheinlich schon lange vergessen hätten, daß sie einmal in der Schule lesen gelernt haben sollten.

Doch ist es damit nicht allein gethan. Das überall wachsende Interesse für politische Angelegenheiten verbreitet das politische Discutiren oder Kannegießern immer weiter. Es mag zunächst nicht viel für die Bildung und Moralität der unteren Volksclassen dabei herauskommen, wenn das, was die Zeitung eben gebracht hat, von einem Leser dem anderen fast mit denselben Worten wiedererzählt und mit einem Commentar versehen wird, der seine Gedanken aus dem schon überall eingebürgerten Leitartikel ausschließlich entnimmt. Doch ist es jedenfalls dem maulfaulen Schweigen, dem dumpfen Hinbrüten der Stammgäste älteren Schlages vorzuziehen, wie man es in so vielen öffentlichen Orten großer und kleiner Dimension noch immer beobachten kann. Auch ist es besser, als das leere, wüste Geschwätz über Gegenstände von oft sehr zweideutiger Natur oder als der ganz gewöhnliche Privatklatsch. Alles dieß behauptet noch immer sein leidiges Anrecht über das Publicum und wird es auch immer behaupten, aber die „Zeitung", d. h. der politische Theil des Inhaltes der Tagespresse, hat ihm doch glücklicherweise sein Gebiet sehr geschmälert.

Sehen wir davon ab, welchen allgemeinen Einfluß auch nur das bloße Nachsprechen gebildet stilisirter Phrasen übt, die sich auf Angelegenheiten höherer Art beziehen, wozu denn doch alles, was Staat, Gemeinwohl, Politik überhaupt betrifft, zu rechnen sein wird. Wir berücksichtigen auch hier nur das sprachliche Moment. Man höre nur einmal dem gewöhnlichen Wirthshausgespräch an einem Orte zu, der sonst noch durch einen prononcirten Dialekt sich auszeichnet. So lange geklatscht wird, Schnurren gerissen werden &c. behauptet der volksthümliche Ausdruck sein Recht: sobald aber das Gespräch, wie es jetzt von Tag zu Tag mehr geschieht, sich auf die Politik wirft, tritt wenigstens eine schwache Annäherung an das ein, was man

unter gebildetem Ausdruck versteht. Die Begriffe, mit denen hantirt wird, sind alle hochdeutsch fixirt und lassen sich gar nicht anders als in diesem Gewande geben. Der stereotype Gedankengang, dem die Masse des Publicums dabei gehorcht, ist, da er aus der gedruckten Weisheit der Zeitung stammt, gleichfalls schriftdeutsch vorgezeichnet und läßt sich nicht mehr, am wenigsten von der Masse des Publicums, dieses seines Gewandes entkleiden. Kommen noch besondere Veranlassungen hinzu, etwa Zeiten einer außergewöhnlichen Aufregung, oder auch nur periodisch wiederkehrende Epochen von Wahlen für Ständekammern und Ortsbehörden, so erstehen aus der sonst nur passiven Masse des Publicums eine Menge praktischer Politiker. Geht ihr Ehrgeiz auch nicht weiter, als irgendwo eine Rede zu halten, so können sie diese nicht anders als in den Formen und Wendungen halten, die ein für allemal für alle öffentliche Wirksamkeit gelten sollen. Kleinbürger und Bauern hört man, wenn auch oft sehr ungeschickte, Versuche machen, sich in reiner Sprache vernehmen zu lassen. Mag man sie immerhin belächeln: sie selbst, wenn sie merken, daß sie wegen ihrer „Sprache" ausgelacht werden, geben sich gewiß alle ersinnliche Mühe, um das nächstemal ihre „Bildung" besser zu documentiren.

Mag sich die Entwickelung der deutschen öffentlichen Verhältnisse in nächster Zukunft gestalten wie sie will, gewiß wird die Heranziehung immer zahlreicherer Individuen zur Betheiligung an der politischen Discussion ein charakteristisches Moment der folgenden Jahre sein, wie sie es schon jetzt ist im Vergleiche mit fünfzig, ja mit zwanzig Jahren früher. Aber es werden nicht bloß immer mehr Leute und immer häufiger, und wie zu hoffen steht, immer einsichtiger über Politik reden, es müssen sich, man mag wollen oder nicht, auch immer mehr Einzelkräfte aus dem Volke an der Thätigkeit für das öffentliche Wohl betheiligen. Diese Betheiligung findet aber ihr natürliches Mittel durch das gesprochene Wort, seltener durch das geschriebene. Goethe hat zu seiner Zeit noch nichts bei seinen Landsleuten zu reden gefunden, und deshalb humoristisch bedauert, daß er im Sinne der Gallischen Schädellehre seinen Beruf verfehlt habe. Gegenwärtig aber giebt es schon überall genugsam öffentlich zu reden, und in einigen Jahrzehnten wird es zehn-, ja hundertfach mehr Gelegenheit dazu geben. Damit wächst

aber ganz naturgemäß auch der kritische Maßstab des Publicums von formeller Seite her, von Seite des sprachlichen Ausdruckes.

Wer unsere öffentlichen Redegelegenheiten seit einer Reihe von Jahren genauer beobachtet hat, wird mit uns dahin übereinstimmen, daß von der wachsenden Masse der Redenden, ganz abgesehen von den Individuen, ihrer verschiedenen Begabung und Bildung, heute durchschnittlich schon viel besser und richtiger gesprochen wird — beides im rein formalen sprachlichen Verstand genommen — als etwa im Jahre 1848. Natürlich gehen auch hier die großen Städte voran, in denen tausend andere Motive zusammen kommen, um bis zu dem gewöhnlichen Tagelöhner und dem eben sprechen lernenden Kinde herab einem schriftgemäßen Ausdruck Vorschub zu leisten. Aber auch auf dem Lande und selbst da, wo der Localdialekt sonst noch mit großer Zähigkeit sich behauptet, hört man volksthümliche Redner, die des höheren Ausdruckes oft recht leidlich mächtig sind, und wo sie es nicht sind, geschieht es wenigstens ihnen unbewußt, wenn sie in den Dialekt herabsinken. Was die Volksschule mit ihrer systematischen Propaganda für die Schriftsprache nie durchsetzen würde, das wird so durch die Macht der Zeitverhältnisse, durch das Volk selbst ins Leben eingeführt.

Was Volksschule und Tagespresse sammt dem regsameren öffentlichen Leben für die Verbreitung der schriftgemäßen oder höheren Sprachweise leisten, ist doch zuletzt nur der Ausdruck eines tiefer liegenden Grundzuges der Zeit. Das unbedingte Streben nach einer Ausgleichung der von der früheren Geschichte geschaffenen Unterschiede, nach einer Niederlegung aller der Schranken, die Oberes und Unteres, Höheres und Niederes sonst trennten, giebt der ganzen politischen und socialen Arbeit der Neuzeit ihr eigentliches Lebensprincip. Der Staat auf breitester Grundlage und die Gesellschaft auf ebenso breiter bleibt das Ideal, dem diese Zeit nachstrebt, mag sie es auch noch so dürftig fassen und noch so schwerfällig und albern sich in ihrem Ringen darnach anstellen. Wie aber Staat und Gesellschaft alle Prärogative zu Gunsten Aller oder des abstracten Volkes fallen lassen müssen, so auch die Sprache. Auch diese demokratisirt sich, aber so, daß sie vornehmer wird. Jedermann sucht den Unterschied der Bildung, der denn doch auch für das Bewußtsein des Bildungslosen bleibt, selbst wenn alle anderen Unterschiede aufgehört haben, unwillkürlich dadurch

auszugleichen, daß er sich, so gut es eben gehen will, dem offenkundigsten und allgemein zugestandenen Kennzeichen der höheren Bildung, der höheren Sprache nähert. Dabei waltet in den meisten Fällen keine Spur bewußter Reflexion. Das Streben nach dem Firniß der Bildung ist jedem Kinde unserer Zeit gleichsam eingeboren, weil Jedem jener schrankenlose Gleichheitssinn eingeboren ist, aus dem jenes stammt. Mag man darüber denken wie man will, von unserem Standpunkt aus wollen wir nicht kritisiren, sondern bloß registriren. Seine Folgen lassen sich mit Händen greifen. Wer etwas mit dem deutschen Volksleben vertraut ist, wer namentlich Gelegenheit und Sinn dafür hat, auch in abgelegenen Winkeln unseres großen Vaterlandes dem Umschwung der Zeit nachzugehen, und eine noch kaum abgeschlossene Vergangenheit mit dem Jetzt zu vergleichen, wird die lehrreichsten Beobachtungen auf unserem Sprachfelde, das wir hier allein betreten, gemacht haben. Uns selbst steht eine kaum übersehbare Reihe davon zu Gebote. An Orten, wo vor etwa zwanzig Jahren eine hochdeutsche Frage kaum verstanden wurde, und die Antwort jedenfalls im derbsten Localdialekte erfolgte, kommt man jetzt gewiß nicht mehr in diesen Fall. Tönt uns auch noch immer, namentlich aus dem Munde der Frauen und Alten, der ungebrochene Dialekt entgegen, so versteht doch Alles eine hochdeutsche Rede und findet sie nicht mehr lächerlich oder vexirlich. Die Männer und alle Jüngeren wissen sich nun vollends in ganz leidlichem Hochdeutsch gegen den Fremden zu expliciren, wenn sie auch unter sich noch ihrer heimischen „Sprache“ treu bleiben.

Wir übergehen eine Reihe anderer specifisch moderner Einrichtungen und Lebensverhältnisse, die alle unwillkürlich nach dem einen Ziele hin, der Ausbreitung der literarischen oder gebildeten Sprache zu wirken berufen sind, obwohl sie an sich damit in keiner Beziehung zu stehen scheinen. Wir rechnen hieher unter Anderem den so unendlich gesteigerten Reiseverkehr, die überall eingeführten militärischen Institutionen. Das wachsende Bedürfniß nach einem möglichst correcten schriftlichen Ausdruck, der schon als fast unerläßliche Vorbedingung für jeden Geschäftsmann gilt, ist auch eine moderne Erscheinung. Da sich alle Erwerbs- und Berufsverhältnisse, selbst die elementarsten, wie der Betrieb der bäuerlichen Wirthschaft, mehr und mehr zu einem Geschäfte im specifischen

Sinne des Wortes umgestaltet haben oder umzugestalten beginnen, so öffnet sich mit dieser durchgreifenden Metamorphose, welche Millionen von Individuen erfahren, ein ergiebiges Feld für unsere an sich schon üppig genug wuchernde Schreibseligkeit. Das papierne Zeitalter verlangt aber, daß das, was zu Papier gebracht wird, in Form und Sprachfassung möglichst richtig, d. h. dem allgemeinen Gebrauche des höheren Ausdruckes möglichst angenähert sei. Unsere Volksschule giebt sich staunenswürdige Mühe, auch diese Forderung des Lebens zu befriedigen, und ihre Resultate sind, wenn man die Summe davon zieht, ebenfalls wahrhaft staunenswerth, obwohl nicht behauptet werden soll, daß jeder ehemalige Zögling einer Volksschule, der es zu einer gewissen Federgewandtheit gebracht hat, sich diese in der Schule selbst erworben habe. Aber der Grund wird doch fast ausnahmslos daselbst gelegt, wenn auch das Leben und seine tausendfältigen Bildungseinflüsse weiter darauf fortbauen. Es ist keine Frage, daß das, was von der Masse des Geschriebenen gedruckt wird, nicht immer das Vorzüglichste davon ist. Dieß wird zu jeder Zeit so gewesen sein, aber zu keiner anderen mag es so häufig und so auffällig, wie jetzt, vorgekommen sein. Der gebildete Ausdruck hat bis in die untersten Schichten der Schreibenden sich in einer geläuterten Vollkommenheit verbreitet, deren Bedeutung es keinen Eintrag thut, daß sie selten angetroffen wird. Es ist schon genug, daß sie überhaupt vorkommen kann. Sie findet sich nach unseren eigenen Erfahrungen auch da, wo weder besonders günstige Umstände ihren Erwerb befördert haben, noch eine eminente persönliche Begabung vorausgesetzt werden darf. Die Möglichkeit, dahin zu gelangen, ist bereits durch die ganze Atmosphäre des heutigen Volkslebens verbreitet, das Streben darnach ist ein allgemeines, wenn gleich selten genug es der Drang des übrigen Lebens gestattet, etwas Besonderes dafür zu thun. Eine gewisse Receptivität, die immer vorausgesetzt werden muß, kann unter solchen Umständen auch durch unmerkliche, geringfügige und planlose Bemühungen zu einem überraschenden Resultat gelangen.

Es sei uns gestattet, noch einen Blick auf den Einfluß der großen Städte für die allgemeine Verbreitung der Schriftsprache zu thun, weil unter all den verschiedenen Kräften, die unwillkürlich dafür thätig sind, keine wirksamer ist als diese.

20*

Unsere großstädtische Bevölkerung wird an sich durch alle die Momente, die wir für die Schriftsprache thätig sehen, am meisten berührt. Das Schulwesen ruft zwar überall noch Klagen genug hervor, aber gewiß übt es auch in derjenigen großen Stadt, wo es am schlechtesten bestellt sein mag, intensivere Wirkung auf die Volksbildung, wie auf dem Lande. Die Tagespresse ist hier schon zu einem Lebensbedürfnisse auch des Aermsten und Ungebildetsten geworden. Politische Bewegungen haben hier ihren natürlichen Herd und erlöschen hier selbst in Zeiten relativer allgemeiner Lethargie nie ganz. Die immense Steigerung des Verkehrs und der gewerblichen Thätigkeit und Concurrenz hat die meisten unserer großen Städte eben zu großen Städten gemacht. Dazu kommt die örtliche Berührung der verschiedensten Gesellschaftskreise und Stände. Die urbanitas im Sinne der Sprache ist ein ganz nothwendiges Ergebniß für die zusammengepferchten Bewohner eines solchen Ortes.

In der Gegenwart tritt aber noch Anderes, für unsere Betrachtung besonders Wichtiges hinzu, was die Vergangenheit nicht entwickeln konnte. Unsere großen Städte sind durch eigenthümliche Verhältnisse der allgemeinen Volkswirthschaft in einer ganz unverhältnißmäßigen Proportion an Bevölkerung seit dem letzten Menschenalter gewachsen. Die Zunahme ist nicht erfolgt durch Ueberschuß der Geburten, sondern durch immer massenhaftere Einwanderung vom Lande und den verhältnißmäßig verödenden kleineren Städten. Die neuen Einwanderer bringen, falls sie nicht schon sich ihres heimischen Dialekts entwöhnt haben, diesen nur mit, um ihn sobald als möglich abzulegen. Aber sie vertauschen ihn nicht mit dem neuen Localdialekt, denn dieser ist selbst schon so weit zurückgedrängt, daß er keine Eroberungen mehr machen kann. Sie gewöhnen sich mehr oder minder an die allgemeine Durchschnittssprache der Gebildeten und pflanzen diese in ihrem nächsten Kreise fort. Von dem Localdialekt bleibt unter einer Bevölkerung, die großentheils selbst eingewandert ist, deren Väter und Großväter fast alle Fremde gewesen sind, nichts mehr übrig, als höchstens einige besondere Wörter und Wendungen und eine locale Aussprache der allgemein deutschen Sprache. Dadurch mag sich immerhin noch der Berliner vom Danziger, der Hamburger vom Kölner unterscheiden: in der Substanz ist die Sprache des Volkes hier wie

dort schon wesentlich dieselbe und wird es jeden Tag mehr. Daher denn auch die Klagen unserer gelehrten Antiquare, daß manche originelle Stadtdialekte, z. B. der nürnberger, der breslauer, der frankfurter, in der That ausgestorben seien. Man pflegt zwar, noch von einem „allerreinsten" Berliner, Frankfurter ꝛc. zu sprechen, doch damit ist noch kein wirklicher Dialekt gemeint, wie er früher gelebt hat oder anderswo auf dem Lande und in den kleinen Städten noch lebt. Ein wirklicher Dialekt verhält sich zu der Schriftsprache wie ein Bruder zum andern, allenfalls auch ein Zwillingsbruder zum andern. An ihm ist Alles selbständig, vom Wirbel bis zur Zehe, wenn er auch seine Aehnlichkeit mit der Schriftsprache nicht verleugnen kann. Es ist ein Organismus für sich selbst, der bis ins Einzelnste durch seine eigenen Gesetze bestimmt wird. Nun aber jene angeblichen großstädtischen Dialekte: wenn der Berliner mir und mich verwechselt, wat und dat für was und das sagt, einige Dutzend seltsame Ausdrücke für betrunken sein und stehlen gebraucht und das, was er spricht, mit einem eigenthümlichen Tonfall und Rhythmus vorträgt, so macht das Alles zusammen noch keinen Dialekt. Es sind nur Dialektfetzen, die einen ganz schriftdeutschen Sprachleib bekleiden. Das fremde Ohr, namentlich das des weniger Gebildeten, wird bei diesen Besonderheiten stutzen, wenn es dieselben zum erstenmale vernimmt, aber so wie, um ohne alle ärgerlichen Nebenbezüge ein anderes Bild zu gebrauchen, der Esel in der Löwenhaut immer ein Esel bleibt, so bleibt der heutige Großstädter immer ein Hochdeutschredender, er mag einen Dialekt sprechen, welchen er will.

Höchstens im Süden und Südosten, desgleichen im niederdeutschen Norden, steht die Sache noch etwas anders. Dort hat sich die hochdeutsche Culturspache, weil sie doch wesentlich protestantischen Ursprungs ist, noch nicht der ausschließlichen Herrschaft über die Gebildeten, geschweige denn über das Volk bemächtigen können. Man kann daher noch mit einigem Rechte von einem wiener, einem münchener Volksdialekte reden. Doch wird auch hier eine nicht lange Reihe von Jahren dieselben Erscheinungen hervorrufen, wie in dem übrigen Theile Deutschlands. Wie das Schriftdeutsche mehr und mehr in seiner abstracten Gestalt die Sprache der Literatur geworden ist und der locale Beischmack verschwindet, so auch wird es in der gebildeten Gesellschaft und sehr

bald auch durch den Gleichheitssinn der Massen in den Massen selbst werden. Die Tendenz dazu ist auch hier dieselbe wie anderwärts, und alle Motive, die dafür wirken, die nämlichen, nur sind sie einstweilen noch nicht in derselben Stärke, wie anderwärts, thätig.

Gleiches gilt von unseren niederdeutschen Großstädten. Ihr plattdeutscher Dialekt steht so selbständig neben dem Schriftdeutschen, daß an keine allmähliche Vermittelung zu denken ist. Er wird noch eine Zeitlang Widerstand leisten, vielleicht weniger im Volke selbst, als in einer gewissen Mittelschicht der Gebildeten. Aber sein totaler Untergang ist nur eine Frage der Zeit, wie jeder Sachverständige sieht.

Man hört wohl noch gelegentlich den alten Satz als Norm für den schriftlichen Ausdruck aufstellen: schreib wie du sprichst. Tragen wir den wirklichen Zuständen Rechnung, so müßte er lauten: sprich wie du schreibst. Denn das Uebergewicht des geschriebenen oder genauer des gedruckten Wortes ist so groß, daß es allein als der eigentliche Sprachkörper gelten muß. Die lebendige Rede mag es je nach der Individualität und Localität modificiren wie sie will, immer geht sie von dieser Basis aus und strebt nach ihr zurück. Keine andere Periode der allgemeinen Sprachgeschichte zeigt ein ähnliches Ueberwuchern der Sprache im eigentlichen Wortsinn durch ihr todtes Gegenbild, die Literatur, und vielleicht findet es sich auch nirgends anders in solchem Maße, als bei uns in Deutschland. Nirgends anders wird so viel gedruckt, wie bei uns, wie Jedermann weiß. Doch würde dieß allein noch wenig entscheiden. Anderwärts, z. B. in Frankreich und England, giebt es einen allgemein anerkannten Mittelpunkt der gebildeten Welt, der, wie in andern Stücken, so auch für die Sprache des höheren Lebens tonangebend ist. Die Literatur steht unwillkürlich unter der Macht der Einflüsse, die von hier aus, aus dem wirklichen Leben, wenn auch nur aus einer Sphäre desselben in sie hineinreichen und durch tausend Fäden vermittelt werden, worunter einer, die Thatsache, daß die meisten hervorragenden Vertreter der Literatur in Paris oder in London leben, keiner der schwächsten ist. In Deutschland fehlt der Begriff einer solchen höheren Gesellschaft ebenso, wie es kein allgemein anerkanntes Centrum des äußeren Lebens der Nation giebt. Unsere Schriftsteller wohnen überall und gewöhnlich nicht einmal an den relativ noch am ersten

zu solcher Centralisirung befähigten Orten, wie Wien, Berlin oder Hamburg. Von einer fortdauernden lebendigen Verbindung des Schriftstellers mit der höheren Gesellschaft ist bei uns keine Rede, folglich auch nicht von dem Einfluß, den ihre Ausdrucksweise auf seine Feder üben kann. Der französische Autor denkt doch zunächst an das pariser Publicum, oder vielmehr, dieß ist die selbstverständliche concrete Gestalt, unter der ihm das Publicum überhaupt erscheint. Er kann kein Arg darin finden, dessen Sprache wenigstens insoweit auf sich wirken zu lassen, als es sein eigener guter Geschmack erlaubt, und dieß wird sehr weit sein, da er ja selbst seinen Geschmack nach jenem Kanon gebildet hat und ihm unbewußt gehorcht. Unsere Autoren können nur das Publicum in abstracto berücksichtigen, von dem sie wohl in Gesinnungen und Gedanken bis auf einen gewissen Grad abhängig sind, niemals aber in der Sprache ihrer Darstellung. Dafür sind sie nur auf ihre eigenen Mittel, ihre eigene Bildung gewiesen, die von der Elementarschule an bis zu dem Tage, wo sie den ersten Bogen unter die Presse geliefert haben, nur eine literarische ist. Sie schreiben so, wie ihre literarischen Muster geschrieben haben oder wie andere neben und mit ihnen schreiben.

So ist unsere Sprache der Gegenwart in der That mit einem Paradiesvogel zu vergleichen, der nach der alten naturgeschichtlichen Mythe keine Füße hat. Sie steht nirgends auf dem Boden einer Oertlichkeit, eines Gesellschaftskreises, sondern schwebt über allen frei in den Lüften, gleich unabhängig von allen und sie alle beherrschend. Aber auch ein Paradiesvogel kann nicht immer fliegen, auch er braucht ein Nest, gelegentlich auszuruhen und es sich heimatlich zu Muthe sein zu lassen. Daß dieß Nest nur aus starrem, kaltem Papier, mit ebenso starren kalten Lettern besetzt, geflochten ist, hat denn doch sein Bedenkliches. Die meisten der unleugbaren Schäden und Gebrechen unserer Sprache lassen sich daraus ableiten, denn daß solche trotz ihres enormen äußeren Gedeihens vorkommen, ist wenigstens dem nicht verborgen, der ruhig und eindringend die Grundbedingungen und das Werden jenes wundersamen Himmelskindes, das wir Sprache nennen, prüft und zu erkennen strebt, der auch noch besonders die Geschichte unserer eigenen Sprache, wie sie in einer festgeschlossenen Reihe von genügenden Documenten anderthalb Jahrtausende unserem prüfenden Blicke vorliegt, nicht

bloß als eine Uebung des Gedächtnisses, sondern als Material eines wirklichen Urtheils zu verwerthen versteht.

Es kann hier natürlich auf keine sprachwissenschaftliche Deduction abgesehen sein, und doch läßt sich das, was wir sagen wollen, nicht anders, als durch eine solche begründen, wobei man der Deutlichkeit wegen noch dazu genöthigt wäre, andere, entweder näher oder ferner liegende, Sprachgestaltungen vergleichend heranzuziehen. Es bleibt darum nichts übrig, als bis zu einem gewissen Punkte apodiktisch zu verfahren und den Beweis dem eigenen Gefühle des Lesers zu überlassen, an welches zu appelliren sonst nicht unsere Gewohnheit ist. Daß von keiner Herabsetzung unseres kostbarsten nationalen Kleinodes die Rede sein kann, bedarf wohl keiner Versicherung. Selbst das vorurtheilsloseste, bloß auf wissenschaftliche und sachliche Motive gegründete Urtheil giebt übereinstimmend zu, daß sich keine andere der lebenden und todten Sprachen, im Ganzen und Großen genommen, mit der unserigen dieser Gegenwart vergleichen darf. Keine ist ein so reiches und bildsames Organ des Geistes und der Seele, des ganzen höheren menschlichen Daseins wie sie. Gegen ihre Unermeßlichkeit gehalten, erscheinen die sonst als die reichsten gepriesenen, wie Griechisch und Arabisch, dürftig und beschränkt, von ihrer Tiefe und Fülle der Innerlichkeit ist anderwärts nicht einmal eine Ahnung vorhanden.

Aber gerade hier liegen auch die Gebrechen unserer Sprache. Ihr überschwenglicher Reichthum erfordert eigentlich stets die Hand eines Meisters; für das Mittelmaß derer, die sich ihrer bedienen, ist er entweder nicht vorhanden oder eher ein Hinderniß als eine Förderung. Es ist schon darum viel leichter, gut französisch, spanisch oder italienisch zu schreiben, als gut deutsch. Auch ist es nicht zu leugnen, daß sich ihr Reichthum nicht gleichmäßig nach allen Seiten hin entfaltet hat. Neben der erdrückenden Fülle des Wortschatzes steht doch eine gewisse Dürftigkeit der Hilfsmittel, wodurch modificirte Begriffe aus ursprünglicheren gebildet werden. Das Gebiet der Wortableitung, das im Griechischen, in den slavischen Sprachen, ja selbst in den romanischen als Erbtheil ihrer classischen Mutter schön und vielseitig entwickelt ist, ist im Deutschen unserer Gegenwart sehr ärmlich bestellt, und was davon vorhanden ist, großentheils mit einer gewissen Schwerfälligkeit behaftet. Man

denke nur an die überall sich aufdrängenden Substantivbildungen mit -ung, -heit oder -keit, -schaft und -thum. Der Ersatz für die hier fehlende Beweglichkeit ist auch ein nicht durchweg unbedenklicher. Er besteht in der bis zum Extrem getriebenen Wortzusammensetzung, die keine andere alte oder neue Sprache in dieser Ausdehnung kennt, vielleicht das einzige Sanscrit abgerechnet, dessen einzelne Wortelemente aber unendlich geschmeidiger sind. Dadurch entstehen jene Wortungeheuer von 10, 12, 15, 20 Silben, denen man in unseren Büchern überall begegnet. Sie sind ebenso unästhetisch, durch unerträgliche Qualen, die sie dem Munde und Ohre anthun, wie sehr häufig schwer verständlich, indem in der Masse der zusammengelötheten Begriffe das Verständniß für die Gliederung derselben versteckt wird. Allerdings kann keine andere Sprache es der deutschen hierin gleich thun; es fragt sich aber, ob es irgend eine andere thun würde, selbst wenn sie könnte. Geschrieben und gedruckt sind diese Wortriesen allenfalls noch erträglich, aber gesprochen dürfen sie nicht werden. Sie hätten auch nicht in die Sprache kommen können, wenn sie nicht eine Büchersprache mehr als irgend eine andere lebende wäre, die das Correctiv des lebendigen Wortes nahezu entbehrt oder nicht darauf reflectirt. Und doch ist die Sprache eigentlich nur da, um gesprochen zu werden und schreiben ist immer nur ein trauriges Surrogat dafür. Es kann wunderlich scheinen, daß man diesen selbstverständlichen Satz noch besonders betont, aber in unseren gegenwärtigen Sprachzuständen ist er, was noch wunderlicher erscheinen möchte, wenn man nicht die Ursachen davon kennte, in Vergessenheit gerathen.

Aus dem allem stammt ein anderer Charakterzug unserer Sprache, dessen Unschönheit allgemein anerkannt wird. Wir meinen ihre Ueberfüllung mit Fremdwörtern. Die Sache ist freilich nicht so schlimm, wie sie aussieht, wenn man fast in jeder literarischen Anzeige Fremdwörterbücher als dringendstes Bedürfniß jedes Zeitungslesers, überhaupt jedes Gebildeten oder gar jedes Menschen angekündigt findet. Das eine soll 20,000, das andere gar 50,000 der „gangbarsten" Fremdwörter enthalten. Die Frage liegt nahe, wie viel weniger gangbare außerdem in unsere Sprache eingedrungen sein möchten, wenn die gangbaren schon den Wortschatz einer anderen selbständigen Sprache erreichen. So wenig aber

einem pedantischen Purismus das Wort zu reden ist, wie er sich schon seit Zesens Zeit immer wieder unter Literaten und Sprachtheoretikern breit gemacht hat und selbst dem Spotte der Gegenwart nicht ganz weichen will, so wenig kann man die Thatsache selbst durchweg in der Ordnung finden. Unsere Sprache hat von Anfang an die Neigung und die Fähigkeit gehabt, fremde Elemente in sich aufzunehmen. Sie ist darin auch in ihren naivsten Zeiten viel weniger spröde gewesen als andere, etwa das Griechische oder unter den modernen Sprachen das Slavische in verschiedenen seiner Zweige. Schon das Gotische zeigt nicht bloß etwa auf kirchlich-christlichem Gebiete, wo man die Erscheinung zuerst vermuthet, viele lateinische und sogar slavische Eindringlinge. So ist es während des ganzen Mittelalters immerzu gehalten worden. Latein und die romanischen Sprachen sind die Quellen gewesen, aus denen die unsrige ohne Arg schöpfte. Wörter, wie Natur, Pflanze, Frucht wird Niemand mehr aus der Sprache herauswerfen; sie sind so gut deutsch wie Himmel, Erde, Wasser, wenn gleich der Sprachkundige ihre classischen Originale sofort nachweisen kann. Die Gegenwart hat durch das massenhafte Einströmen neuer technischer Erfindungen, das Bekanntwerden unzähliger neuer Stoffe und die Einzelausarbeitung der Naturkenntnisse geradezu die Nothwendigkeit, diese Menge fremdartiger Gegenstände auch mit den fremden Namen zu bezeichnen. Es würde eine heillose Confusion entstehen, wollte man sie ohne weiteres verdeutschen, etwa so wie Oken die Terminologie der Naturgeschichte zu verdeutschen gesucht hat. Aber man bleibt dabei nicht stehen; man greift auch auf dem Gebiete des Gedankens, der Empfindung und des Gefühls nach Fremdworten, theils weil dem Schreibenden die Herrschaft über die eigene Sprache versagt, theils weil diese in ihrer schon erwähnten Ungelenkheit es zu schwer oder zu bedenklich macht, ihre Mittel zu gebrauchen, theils endlich auch nur einer leidigen Sucht nach etwas Besonderem zu Liebe, das an der Stelle einer wirklichen schriftstellerischen Individualität als Reiz der Neuheit wirken soll.

Diese Einschleppung überflüssiger Fremdwörter wirkt aber ihrerseits wieder ungünstig zurück auf jene schon berührten Schäden unserer Sprache, denen sie zum Theil ihren Ursprung verdankt. Es ist auch hier ein circulus vitiosus, aus welchem das Ganze nur schwer, der Einzelne nur durch systematische Zusammenfassung

hinausgeräth. Das buntscheckige Aeußere unseres heutigen deutschen Stiles möchte noch die geringste üble Folge davon sein, obgleich auch diese immerhin Beachtung verdient, da unsere Sprache ihre äußerlichste Formgebung ohnehin so wenig unter dem Einfluß eines durchgreifenden Schönheitssinnes ausgebildet hat. Bedenklicher ist es, daß die Masse der Leser, die doch überwiegend nur die Kenntniß ihrer Muttersprache mitbringen, zu einem gewissen halben und dreiviertels Verständniß veranlaßt wird. Man weiß ungefähr, was das Fremdwort bedeuten soll, oder man weiß es auch nicht, läßt es sich aber doch gefallen, und wendet es vielleicht nächstens, nur um groß zu thun, selbst mündlich oder schriftlich auf die verkehrteste Weise an. Gewöhnt man sich aber einmal, auf eine so duselige Weise mit der Sprache zu hantiren, so verliert diese ihre Hauptaufgabe, eine treue und scharfe Darstellerin von Begriffen und Anschauungen zu sein, ganz aus dem Gesichte.

So sind denn auch die, namentlich von Franzosen unserer Sprache gemachten, Vorwürfe der Unbestimmtheit und Undeutlichkeit nicht unbegründet. Die Fremdwörter tragen das Ihrige dazu bei, sie wahr zu machen. Noch mehr freilich der ebenso schlottrige wie unbehülfliche Satzbau, an welchem wir leiden. Auch dieß ist in seiner nächsten Ursache ein Product fremder Einflüsse. Das Lateinische, das nach ganz anderen Principien seine Sätze bauen konnte, hat seit dem sechzehnten Jahrhundert bewußt oder unbewußt als Model unserer Literatur zunächst im Gebiete der Satzfügung gedient. Seine wohlgefügten Perioden mußten auch mit den dazu gar nicht geeigneten Hilfsmitteln unserer Sprache reproducirt werden. Seit Lessing hat man freilich sich von dieser Abhängigkeit zu emancipiren gesucht, aber es ist doch nur einzelnen Talenten, nicht der Sprache selbst gelungen. Es hätte ihr gelingen müssen, wenn sie nicht so überwiegend eine bloße Büchersprache, zum stillen Lesen bestimmt, geworden wäre. In einer solchen mag man sich eingeschachtelte und verschraubte Sätze, wie wir sie nun einmal nicht anders aus der Feder bringen, gefallen lassen; die Rede kann diese Knäuel und Labyrinthe nicht brauchen. Daß sie sich aber doch auch in sie da eingedrängt haben, wo sie Anspruch auf oratorische Durchbildung macht, in unseren Predigt-, Gerichts- und Feststil, läßt sich nur daraus erklären, daß bei uns die Schrift gerade das umgekehrte Verhältniß zum Worte eingenommen

hat, als es ihr zukommt. Sie ist nicht sein Supplement, sondern seine despotische Beherrscherin.

Wie soll sich aber unsere Sprache von diesen und anderen Gebrechen befreien, wenn sie immer energischer es durchsetzt, bloße Schriftsprache zu werden, wenn alle Individualisirung des Ausdruckes vor dem kanonischen Ansehen ihrer abstract-kühlen Allgemeinheit immer mehr verschwindet? Jedes Menschenalter wird es statt besser schlimmer werden sehen, und wenn auch nach wie vor hervorragende Talente sich über diese Mängel erheben, so wird der Zustand im Ganzen nicht gebessert.

Die Geschichte unserer Sprache zeigt uns wenigstens einmal eine ähnliche Phase. Als der höfische Ausdruck der gebildeten Gesellschaft des dreizehnten Jahrhunderts sich das Recht einer allgemein gültigen Literatursprache erworben hatte, offenbarte er allerlei Gebrechen, die eine gründliche Abhülfe im Interesse der Sprache oder des Volksgeistes erheischten. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß sich jenes echte Mittelhochdeutsch doch nur als eine Coteriesprache erweist, wenn wir die schroffste Bezeichnung des Sachverhalts wählen wollen. Eine solche muß etwas kühl Conventionelles in sich tragen und immer mehr hervorkehren, bis sie zu formelhafter Erstarrung fortschreitet, welche nur Phrasen, aber keine selbstwüchsigen Gedanken und Empfindungen darstellen läßt. Die spätere Literatur unseres Ritterthums zeigt diesen Charakter in einer erschreckenden Weise. Ihre innere Oede und Dürre bei großer äußerer Massenhaftigkeit und formaler Gewandtheit stammt nicht von ihren talentlosen Vertretern oder der Wahl ihrer Stoffe her: in der einen wie in der andern Hinsicht steht sie noch auf demselben Niveau wie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, zur Zeit Hartmanns, Wolframs, Gottfrieds, sondern von der ausgelebten, ausgetrockneten, eingepferchten Sprache, welche allen Geist und alles Gefühl der Individuen verschlingt. An Eleganz und Zierlichkeit übertrifft diese Sprache, wie jeder Kenner zugiebt, unsere heutige trotzdem so weit, wie das Kunstgefühl der Zeit, in welcher unsere großen Dome entstanden, dem der Gegenwart überlegen ist. Aber es war unmöglich, in den alten Bahnen fortzuwandeln und dabei das Herz zu rühren, oder auch nur die Ansprüche des Verstandes zu befriedigen. Damals trat eine Reaction der Natur und des Volksgeistes auf eine ebenso unmerkliche wie

unwiderstehliche Art ein, die man deshalb völlig organisch nennen muß. Der enge Kreis der gebildeten Sprache wurde verlassen. An die Stelle der rein conventionell gewordenen Ausdrücke der Höfe traten andere, die dem Gebrauche des gewöhnlichen Lebens entnommen waren. Die Sprache wurde gröber und plumper, aber auch natürlicher, wärmer und reicher. Vorher wäre es unmöglich gewesen, außer dem einmal gegebenen Kreise von Stoffen und Formen noch andere zur Darstellung zu bringen. Es gab nur höfische erzählende Dichter und eine höfische Lyrik und Didaktik, aber keine andere Poesie, geschweige denn eine Prosa. Seit dem vierzehnten Jahrhundert entfalteten sich alle möglichen Gattungen der Literatur, und alle fanden in der Sprache der Zeit ein ausreichendes Darstellungsmittel.

Die Umwälzung ist allein dadurch vollbracht worden, daß man sich auf die Basis der wirklichen Volkssprache stellte, ohne darüber weiter zu reflectiren, auch ohne alle Tendenz einer systematischen Opposition gegen die frühere Literatur und Sprache. Beide behielten ihr traditionelles Ansehen als Muster des guten Geschmackes und es fehlte nicht an freilich immer dürftigeren Versuchen, in alter Manier Neues zu produciren. Aber die Mehrzahl der Schreibenden griff in der größten Naivetät nach dem, was ihnen ihre unmittelbare Umgebung bot. Sie nahmen aus ihren Volksdialekten, was sie für brauchbar erachteten, und reihten es der Sprache ein, die sie als allgemein gültig anzusehen gewohnt waren. Sie verlor dadurch ihre Uniformität, in der sie eine Zeit lang unserer heutigen geglichen hatte. Jetzt war es nicht mehr eine Sache des Zufalls, ob der Autor dem Süden oder Norden unseres Vaterlandes entstammte, jetzt schrieb der Oesterreicher ganz anders wie der Schwabe, der Schweizer anders wie der Franke, und es ist nicht schwer, die Sprachdenkmale des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nach ihrer Heimat zu classificiren, was bei denen des dreizehnten häufig unmöglich ist. War es auch nicht der reine, ungemischte Volksdialekt, so war es doch sehr oft etwas, das diesem sehr nahe stand. Freilich wollte die Mehrzahl noch immer für ganz Deutschland schreiben und wußte, daß dieß nur möglich sei, wenn man sie auch anderwärts verstand. Daher denn auch noch immer, selbst auf niederdeutschem Boden, eine Reihe von Schriftwerken, die ihrem Wesen nach hochdeutsch verbleiben, daneben aller-

dings auch eben so viele und in sich bedeutendere, die den echten Volksdialekt in die Literatur einführen.

So dauerte der Zustand bis an die Reformation heran. Was die Sprache an Zucht und Formvollendung verlor, gewann sie mehr als reichlich wieder an Fülle und Vielseitigkeit. Wäre der Zug der Entwickelung in dieser Richtung weiter gegangen, so hätte die noch immer als ideales Postulat und Correctiv vorhandene Einheit der Sprache endlich zertrümmert werden können. Es würden sich eine Anzahl Localmundarten selbständig zu Schriftsprachen erhoben haben, wie es unter dem Einfluß besonderer Verhältnisse eine derselben dauernd gethan hat, die nordwestliche niederdeutsche, die wir jetzt holländisch nennen. Damals stand sie auf demselben Niveau mit ihren nächsten Verwandten, dem sächsischen Niederdeutsch und dem niederrheinischen Dialekt, oder auch dem Wesen nach mit allen selbständigen mittel- und oberdeutschen Dialekten. Ihre innere Berechtigung und äußern Ansprüche waren keine andern, als die aller ihrer Schwestern, denen sie jetzt mit angemaßten Ansprüchen so hochmüthig entgegen zu treten pflegt. Nicht in ihr, sondern in der Politik lag der Grund, daß sich ihr Geschick glänzender gestaltet hat.

In der Gegenwart oder Zukunft unserer Sprache wird sich dieser geschilderte Vorgang ihrer innerlichen Auffrischung und Erneuerung durch volksthümliche Elemente von selbst nicht wieder vollziehen können. Es gehörte dazu vielerlei, was jetzt fehlt. Die Sprache der Höfe des dreizehnten Jahrhunderts war denn doch immer trotz ihrer ausgebreiteten Literatur eine Sprache des mündlichen Verkehrs, des wirklich gesprochenen Wortes und die Schrift nur eine ihrer Darstellungsweisen, keineswegs aber ihre eigentliche Beherrscherin. Wie sich die wirkliche Sprache der höfischen Coterie der Gesellschaft gegen das Andringen der volksthümlichen Rede nicht mehr zu schützen vermochte, so geschah es auch in nothwendiger Folge der davon bedingten Literatur. Eins wie das Andere war das Ergebniß großer socialer Umgestaltungen, die andere Schichten des Volkes in die Mitte der Geschichte stellten. Die mittleren Stände, das städtische Bürgerthum löste das Ritterthum ab, wie im Staate und in der Volkswirthschaft, so auch in der Sprache und Literatur. An die Stelle der adeligen Minnesänger traten die bürgerlichen Meistersänger, an die Stelle der adeligen

Didaktik die bürgerlichen Lehrdichter. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert tragen einen ebenso ausgeprägten demokratischen Charakter, wie das zwölfte und dreizehnte aristokratisch sind. Denn neben dem Bürgerthum in seiner engeren Begrenzung rühren sich überall auch die eigentlichen Massen, deren Dasein vorher kaum beachtet wurde. Die städtische Bevölkerung derjenigen socialen Stufe, die wir jetzt als städtisches Proletariat zu bezeichnen gewohnt sind, greift überall in das Leben und den Verkehr der eigentlichen Bürger ein. Hinter den Einen wie den Andern steht noch das Landvolk. Alle zusammen aber sind damals sprachbildende Factoren geworden. Aus ihrem Kreise nimmt die Umgangssprache ebenso wohl wie die der Literatur, was ihr paßt, wie ja auch damals Söhne aus ihnen Allen den deutschen Parnaß ersteigen oder sich als lehrhafte Schriftsteller hervorthun. So mußte die Sprache eine Reaction von unten nach oben erfahren, deren Resultate schon geschildert worden sind.

In der Gegenwart steht es anders, und die Zukunft wird die einmal eingeschlagene Bahn nicht verlassen. Unsere Sprache bleibt doch eine literarische oder Büchersprache, auch wenn die demokratische Bewegung der Neuzeit sich immer mehr ausbreitet, und, wie zu vermuthen, alle ihre Consequenzen entwickelt. Die Schriftsprache wird und kann nicht von der lebendigen Sprache der Massen erreicht werden, auch wenn diese die vollständige sociale und politische Gleichberechtigung mit den jetzt noch vorhandenen Resten der privilegirten und höheren Stände durchsetzen sollten.

Der Begriff der gleichmäßigen „Bildung" ist eine unwiderstehliche Macht geworden. Es war keine Phrase, wenn er auf dem Programm der liberalen Forderungen des Jahres 1848 überall figurirte. Das Programm selbst ist für den Augenblick beseitigt, aber seine einzelnen Punkte, namentlich dieser, sind in das Herz des Volkes geschrieben. Thatsachen genug für jeden, der sehen will, zeigen es. Hier geht uns nur die eine an, auf die wir schon einmal hingewiesen haben: wer gebildet sein will, und das will jetzt Jedermann, sucht sich so vollständig als möglich der Norm der höheren Sprache anzubequemen. Er verhält sich dabei ganz receptiv. Er bringt von seinen Eigenthümlichkeiten nichts mit, oder sucht sich vielmehr mit stetiger Consequenz ihrer so vollständig zu entäußern, daß wenigstens für sein eigenes Bewußtsein nichts davon übrig

bleibt. Sein Ideal ist, so zu sprechen wie ein Buch, ein Ausdruck, der charakteristisch genug sehr häufig im lobenden Sinne gebraucht wird, wenn ihn gleich der andere: er lügt wie gedruckt, das Erzeugniß einer früheren Zeit, die noch nicht so unbedingt unter der Herrschaft der Druckerpresse stand, Lügen zu strafen scheint, aber auch nur scheint. Wo soll auf diese Art ein befruchtender Einfluß der noch immer lebendigen Volksdialekte herkommen, oder wie soll er sich vollziehen? Diejenigen, die dazu berufen wären, haben keine Ahnung davon, oder streben gerade nach der entgegengesetzten Richtung hin. Die wirklich activen Repräsentanten der Sprache und ihrer Weiterbildung, die Schreibenden, stehen durch ihre eigene Bildung und Gewöhnung ganz außerhalb der Sphäre, wo die Volkssprache wirkt. Sie wissen entweder gar nichts davon, oder verachten und bekämpfen sie als einen Rest der Dumpfheit und Gebundenheit früherer Zeiten. In dem allgemeinen Befreiungskampfe, den unsere Literatur ihrer bei Weitem überwiegenden Zahl nach führt, hat eine solche Anschauungsweise ihre Berechtigung. Soll das Volk oder die Masse wirklich aus jenen elementaren Zuständen erhoben werden, so darf es auch nicht dem wichtigsten Hilfsmittel, das sich der Geist geschaffen hat, der Sprache der höheren Bildung unzugänglich bleiben. Wenn es ebenso denken und fühlen soll, wie die früher exclusiv Gebildeten, so muß es auch ihre Sprache verstehen und zu der seinigen machen.

Dieß alles hindert aber nicht zu sagen, daß unserer Sprache selbst dadurch ihr natürlichster Erfrischungsquell zu versiegen droht. Woher anders soll sie die ihr so nothwendige Verjüngung schöpfen, als aus ihm, der, wenn auch verborgen und halb verschüttet, doch noch so reich genährt ist und alles hat, was sie bedarf?

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man eine eigenthümlich-literarische Erscheinung der Gegenwart, die reich entfaltete Literatur in den verschiedensten Volksdialekten, als ein Zeichen betrachten wollte, daß eine wirkliche Verbindung zwischen der Schriftsprache und Volkssprache eingetreten sei oder daß sich eine solche durch diese Vermittelung von selbst vorbereite.

Es ist überhaupt ganz anders mit dieser Dialektliteratur beschaffen, als der Fernerstehende vermuthet. Sie spricht zwar die Sprache des Volks oder sucht sie zu sprechen, aber sie stammt nicht aus dem Volke und hat keinen Einfluß auf dasselbe. Sie ist ein

Erzeugniß einer raffinirten und reflectirten Bildung, die sich theils aus bloßer Curiosität, theils aus einem gewissen Drange nach einem frischeren und naturwüchsigeren Material, als die leblose Büchersprache gewährt, damit beschäftigt. In früherer Zeit ist der Dialekt von unseren gebildeten Literatoren eigentlich nur zu komischen oder burlesken Zwecken benützt worden, nachdem einmal seit dem sechzehnten Jahrhundert unsere Sprache sich als eine einheitliche Büchersprache festzusetzen begonnen hatte. So in den Komödien des Herzogs Julius von Braunschweig, in der Dornrose des Andreas Gryphius und sonst. Der Contrast der tölpelhaften Volksthümlichkeit mit der höheren Bildung wird durch die Sprache deutlich genug symbolisirt. Es ist also dieselbe Anschauungsweise, die das Volk gegenwärtig von seinen Dialekten hat, ohne es zu wissen. Wer in der Volkssprache redet, macht sich lächerlich, weil er in der Sprache der Bildungslosigkeit redet.

Zwar fehlt es nicht an Vorkämpfern für den Dialekt gegen die Schriftsprache auch in jener Zeit. Der geniale Johann Lauremberg hat seinem Plattdeutsch die Ehre vindicirt, unverruckt zu bleiben und Bestand zu haben im Gegensatz zu den vielfach zerspaltenen hochdeutschen Mundarten, den wechselnden Moden und den fremdartigen Flittern der Schriftsprache. Aber er hat doch auch seine geliebte Sprache nur zu „Scherzgedichten" brauchbar befunden und darin freilich das Beste geleistet, was die deutsche Literatur dieser Zeit und vielleicht bis auf diesen Tag hervorgebracht hat. Uebrigens hatte bei ihm und anderen seiner Landsleute damaliger Zeit die Vertheidigung der Selbständigkeit ihres Plattdeutschen noch ihre Berechtigung. War es doch noch in Kirche und Schule, theilweise im öffentlichen Leben vielfach in Gebrauch, beherrschte es doch noch den ganzen Familienverkehr auch der gebildeten Stände. Es war noch zu keinem Winkeldialekt herabgesunken, wie es ihm jetzt geschehen ist, gerade wie seinen hochdeutschen Geschwistern, die im Grunde auch nicht schlechter als jenes sind und nicht mehr Schuld daran tragen, daß sie nicht mehr von der Canzel, vom Katheder, in den Gerichtssälen ertönen. Nur seine größere Entfernung von den Centren der deutschen Literatur sowohl im Mittelalter wie in den ersten Jahrhunderten nach der Reformation hat ihm seine relative Unberührtheit länger wie jenen zu erhalten vermocht. Aber die Neuzeit hat sich auch hier nicht zurückhalten lassen zu nivelliren, und

wer jetzt noch für die Gleichberechtigung des Plattdeutschen als Schrift oder höhere Culturſprache ficht, mag es ein wunderlicher gelehrter Einsiedler thun, wie Scheller war, oder ein gemüthlicher Dichter, wie Claus Groth, ist besiegt, ehe er das Schwert zieht. Es bedarf gar nicht jenes systematischen Vertilgungskrieges, den noch Wienbarg aus wahrem Interesse für die Sache des Fortschrittes und der Bildung empfahl: es macht sich auch hier Alles ganz von selbst.

Unsere Dialektliteratur zählt eine Menge hervorragender Talente. Von J. H. Voß aus durch Hebel, Kobell, Jeremias Gotthelf, Claus Groth, Fritz Reuter sind nur die höchsten Spitzen bezeichnet, denen sich die entsprechende Umlagerung durch geringere Höhen anschließt. Und doch, wie beschränkt ist ihr wirklicher Erfolg, wenn man nur die Zahl der Lesenden und Theilnehmenden veranschlägt und die Sprache selbst einstweilen außer Acht läßt! Es sind nicht viele Gebildete im Stande, einen anderen Dialekt als den ihrigen zu verstehen, wenn sie überhaupt nur die wirkliche Volksmundart ihrer eigenen Heimat verstehen. Es gehört besonderes sprachliches Geschick oder allerlei zufällige Vorbereitung oder eine besondere wissenschaftliche Vorbildung dazu, um nur die seltsame Außenseite des gedruckten mundartlichen Elementes zu überwinden, namentlich wenn es eine fremde Mundart ist. Innerhalb der heimatlichen Grenzen darf aber der mundartliche Schriftsteller immer nur auf ein an Zahl geringes Publicum rechnen, auch wenn er noch so sehr Mode ist. Denn die Mode beschränkt sich hier gewöhnlich darauf, für ihn zu schwärmen und seine Bücher ungelesen zu lassen. Sollte allein das Renommé über die wirkliche Popularität, über die wirkliche Verbreitung in der lesenden Welt entscheiden, so würden von älteren derartigen Productionen Hebels allemannische Gedichte oder von neuesten Claus Groths Quickborn zu den verbreitetsten Büchern in deutscher Zunge gehören. Doch selbst da, wo sie in Miniatur-Prachtgestalt, wie sie dieser Tag liebt, auf dem Büchertische liegen, werden sie nicht oft gelesen und noch weniger verstanden. Man kann auch in der That dem Publicum, dem gebildeten wie dem ungebildeten nicht zumuthen, daß es sie, trotz ihres entschiedenen inneren Werthes, lesen soll. Der Gebildete fühlt, daß ihm zu dem vollen Verständniß doch zu viel fehlt, was er nur mit einem großen Aufwand von Zeit und Kraft

erlangen würde. Die angehängten Wörterbücher und Noten reichen doch wahrlich nicht aus, auch wenn sie erschöpfender und zweckmäßiger gemacht wären, als es gewöhnlich geschieht. Der gewöhnliche Leser verlangt von seinem Buche unwillkürlich, daß es über ihm stehe, ihm imponire. Wie kann ihm aber die Sprache des gemeinen Volkes imponiren? Sie reizt ihn höchstens zum Lachen oder ärgert ihn als ein fatales Spiegelbild seiner eigenen Sprechweise.

Unsere allgemeine Schriftsprache könnte auf zweierlei Wegen sich eines reichen Gewinns aus der Dialektliteratur bemächtigen. Der eine wäre, wenn unsere Schriftsteller hochdeutscher Sprache selbst recht fleißig und verständig die besten Muster jener Branche studirten und benützten, nicht um irgend einen Dialektlappen auf ihr hochdeutsches Gewand zu setzen, wo er barock stehen würde, sondern um das Weben einer natürlichen Sprache zu belauschen und ihrem Stile Frische und Mark, Gedrungenheit und Anschaulichkeit zu geben. Aber leider gehört die Mehrzahl aller Schriftsteller zu sehr dem durchschnittlichen Mittelmaß der Bildung an, als daß sie die nöthige Vorbereitung und die Neigung dazu besitzen sollten. Auch sie fühlen sich eher genirt als angezogen durch ein Buch in einem Volksdialekt, sie vermeiden es eher, als daß sie es aufsuchten, gerade so wie sie der lebendigen Volkssprache aus dem Wege gehen, weil sie sie nicht verstehen. Es müßte ihnen erst durch eine gründliche sprachliche und ästhetische Vorbereitung der Sinn für das, was ihrem Darstellungsmaterial, der Schriftsprache fehlt, geöffnet werden, sie müßten erst lernen, wie sie diese Mängel, die nicht den Individuen, sondern der Sache selbst angehören, verbessern können und was man überhaupt der Sprache anlernen kann und soll. Bis dahin wird noch manche Zeit vergehen, und wenn nicht noch Beihülfe von anderer Seite her käme, wahrscheinlich so lange Zeit, bis es zu spät wäre.

Ein anderer Weg liegt noch näher und ist doch äußerst selten eingeschlagen worden. Wenn ein und derselbe Schriftsteller sowohl in seinem heimischen Dialekt, wie in der Schriftsprache thätig ist, so muß auch sein hochdeutscher Stil von selbst wenigstens einen volksthümlichen Hauch erhalten. Das glänzendste Beispiel dafür, in vieler Hinsicht für immer mustergültig, wird Hebel bleiben. In seinem Schatzkästlein, seinem classischen hochdeutschen Product,

ist alles Aeußerliche der Sprache durchweg schriftdeutsch, einige unwesentliche Nebendinge abgerechnet. Aber Satzbau und die Wendungen des Ausdrucks sind ganz und gar, bis in jede Faser hinein volksthümlich, man kann nicht sagen dialektisch, weil das äußere Colorit des Dialekts fehlt. Niemand hat es so wie er verstanden, für das Volk vom Volke zu schreiben und zugleich dem gebildeten Geschmacke durch die wahre Quintessenz des volksthümlichen Sprachgeistes einen unvergleichlichen Genuß zu bereiten. Würde sein Vorgang zu zahlreicherer Nachfolge anreizen, selbst wenn sie mehr ein sinniges Ablernen und Anfühlen, als ein selbständig productives Können wäre, so würde sich das Gesicht unserer Schriftsprache bald verjüngen. Aber bis jetzt hat er keinen ihm ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Selbst ein anderer gewaltiger Meister in der Plastik der Darstellung, der in vieler Hinsicht unschätzbare Jeremias Gotthelf, ist ihm in dieser völlig kunstgerechten, dem innersten Wesen der Sprache, sowohl der Volks- wie der Schriftsprache völlig homogenen Vermittelung beider durchaus nicht gleich gekommen.

Es würde sehr lehrreich sein, wenn man von diesem Gesichtspunkte aus eine Parallele zwischen den beiden genannten Volksschriftstellern ziehen wollte, denen sich an vielseitiger Begabung kein anderer auch von den begabtesten vergleichen darf. Hebel ist ein wahrhafter Volksschriftsteller geworden, d. h. sein Schatzkästlein wird überall gelesen und gehört in diesem und in jedem anderen Sinne zu dem wahren Schatze unserer classischen Literatur. Gotthelf dagegen ist kaum in das eigentliche Volk gedrungen. Hebel hat hochdeutsch geschrieben, Gotthelf seinen Dialekt entweder rein oder in einer selbst zurecht gemachten Vermischung von Hoch- und Schweizerdeutsch. Gerade daran nimmt das Volk Anstoß und die Gebildeten müssen sich selbst bei den halb hochdeutsch umgeschriebenen Meisterwerken des einzigen Mannes häufig durch unverständliche Brocken gestört sehen, wenn sie nicht zufällig aus dem Canton Bern stammen.

Am wenigsten ist gewonnen mit einer an sich recht gut gemeinten Selbstüberhebung der Dialekte, wie sie noch immer nicht vom Volke, das gerade das Gegentheil erstrebt, sondern von einer romantischen Liebe zur Heimat und zur Volksthümlichkeit einzelner hochgebildeter Leute vertreten wird. Wenn der treffliche Claus

Groth in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch die Vorzüge des letzteren nach allen Seiten hin hervorhebt, wenn er nicht bloß die eigenthümliche Reichhaltigkeit des Wortvorraths, die Menge anschaulicher und treffender Bezeichnungen für alle möglichen Gegenstände der sinnlichen Welt der Armuth der hochdeutschen Sprache, d. h. der Schriftsprache gegenüberstellt, wenn er zugleich auch die unendlich leichtere Beweglichkeit der niederdeutschen Laute und Formen und die ebenso große Behendigkeit, Durchsichtigkeit und Bestimmtheit des Satzbaues und der Stilisirung in schlagenden Beispielen darthut, so wird ihm jeder Kenner der Sprache zustimmen. Alle diese Vorzüge des Dialektes vermissen wir schmerzlich in unserer Schriftsprache, und es ist unser sehnlichster Wunsch, daß sie ihr eben aus dem Dialekte wieder zufließen möchten. Aber wenn man weiter geht und sich zu der Behauptung versteigt, der Dialekt sei im Stande nach allen Seiten hin eine dem Hochdeutschen ebenbürtige literarische Stellung einzunehmen, wenn er oder vielmehr die Schriftsteller nur wollten, so müssen wir dagegen bemerken, daß sich das Versäumte nicht wieder nachholen läßt, daß es eine barocke Zumuthung ist, eine philosophische oder staatsrechtliche Deduction oder auch eine Tragödie in plattdeutscher Sprache auch nur sich möglich zu denken und dabei ein ernsthaftes Gesicht zu behalten. Der Dialekt kann nur im niederen Gebiete der Literatur, im Schwank, in der Idylle, im Bereiche des Humors ertragen werden. Sobald er auf den Kothurn tritt, erscheint er parodisch und wirkt nur auf die Lachmuskeln, denn er ist dann wegen der geistigen Substanz der Stoffe nichts weiter als eine Travestie der ein für allemal durch die Geschichte selbst dafür geprägten Form.

Können wir uns aus den eben dargelegten Gründen nicht zu der Hoffnung erheben, daß unsere Schriftsprache das, was ihr fehlt und was die Dialekte ihr geben könnten, auf dem Wege einer unmittelbaren Aneignung aus der Dialektliteratur erwerben werde, so vertrauen wir desto mehr auf die wissenschaftliche Regsamkeit, die sich jetzt überall in Deutschland, wenn auch nicht überall in gleicher Stärke mit der Sammlung des volksthümlichen Sprachmaterials und seiner systematischen Verarbeitung beschäftigt.

Die letzten zwanzig Jahre haben in diesem Zweige der deutschen Sprachwissenschaft Erstaunliches geleistet. Es ist um so mehr an-

zuerkennen, da die äußeren Erfolge solcher Arbeiten in keiner Art die darauf verwendete Mühe belohnen. Der Kreis des receptiven Publicums für Gegenstände der deutschen Philologie ist immer noch ein sehr enger und in diesem Kreis ist es nur ein kleines Segment, welches sich für die eigentlichen Volksmundarten der Neuzeit interessirt. Welche Opfer hat nicht ein Unternehmen wie Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen" gekostet! Wie selten ist aber auch ein Gelehrter in der Lage, solche Opfer bringen zu können! Hat doch jene treffliche Zeitschrift, die ausschließlich der wissenschaftlichen Erforschung der Dialekte gewidmet war, selbst unter der Leitung Frommanns es nur zu kümmerlicher Existenz gebracht und mußte schon nach sechs Jahrgängen wieder eingehen, ohne daß sich für den Moment eine Aussicht auf ihr Wiederaufleben eröffnete.[22]) Und doch ist von jedem Gesichtspunkt aus betrachtet keine Zeit zu verlieren. Wir haben schon die Klagen über das Zurückweichen der Volksmundarten vernommen und gesehen, daß sie vollkommen gegründet sind. Jedes Jahr bringt ihnen größere Einbuße, und wenn auch nicht zu erwarten steht, daß sie ganz zu Grunde gehen, wie Manche fürchten und Manche hoffen, so wird doch viel unschätzbares Sprachmaterial, das einstweilen nur noch auf mündlicher Ueberlieferung basirt ist, von dem Tage und dem lärmenden Vordringen der „Bildung" verschlungen. Was sich zufällig und trümmerhaft an mundartlichen Sprachproben noch aus dem vorigen oder vorvorigen Jahrhundert erhalten hat, zeigt, wie viel unterdeß alle Dialekte, nicht etwa bloß dieser oder jener, an eigenthümlicher Kraft und Reichthum, an jener originellen Frische des Ausdrucks eingebüßt haben, die unserer Schriftsprache zu ihrer nothwendigen Erfrischung so wohl hätte zu Statten kommen können. Was noch zu retten ist, muß gerettet werden, und setzen wir hinzu, es wird gerettet werden, wenn die wissenschaftliche Thätigkeit auch nur in derselben Proportion, wie seit der Begründung der modernen Sprachwissenschaft, weiter fort lebt. So wenig sie bisher durch die Ungunst des Publicums gehindert wurde, so wenig wird sie sich auch künftig dadurch beirren lassen.

Es würde dann noch der Weg zu finden sein, auf dem sich der Gewinn der Wissenschaft dem praktischen Bedürfniß der Schriftsprache übermitteln läßt. Bis jetzt, wo man auf Seite der Wissenschaft noch ganz und gar in dem Geschäft des Sammelns und

Sichtens vertieft war und auf Seite der Schriftsteller entweder das Bedürfniß selbst noch nicht erkannt oder die Bedeutung der Volksmundarten verkannt zu werden pflegte, ist er noch nicht einmal gesucht worden. Es kann aber nicht fehlen, daß unsere Dialektforscher bald sich fragen werden, wie sich ihre Arbeit allgemeiner verwerthen lasse, denn jeder will doch naturgemäß möglichst reiche Früchte seiner Mühe sehen, auch wenn er Früchte im uneigennützigsten und geistigsten Sinne versteht. Sie werden sich dazu bequemen, alles Abstruse und Schwerfällige, was als eine lästige Hülse den süßen und allgemein erwünschten Kern verdeckt, möglichst abzustreifen und sich mit ihrem lebendigen Stoffe auch mit dem Leben selbst in Verbindung zu setzen. Wird die Gabe auf die rechte Art geboten, so wird sie auch überall willkommen sein und der Segen für unsere Sprache nicht ausbleiben.

---

## Die deutschen Mundarten und die moderne Sprachwissenschaft.

[Grenzboten, Jahrg. 1866. S. 49—68.]

Was die moderne Sprachwissenschaft für die großen Massen des linguistischen Materials zu leisten begonnen hat, das ist auf engerem Gebiete auch von der Specialwissenschaft der deutschen Sprachkunde oder der deutschen Philologie angestrebt worden. Doch ist nicht zu leugnen, daß jene dieser voraus ist. Ein abschließendes Werk, wie dort Bopps vergleichende Grammatik, giebt es hier noch nicht und kann es auch nicht geben. J. Grimms deutsche Grammatik behält ihren einzigen Werth, auch wenn man erkennt, daß sie nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich unvollendet oder lückenhaft blieb. Niemand wußte dieß besser als ihr Schöpfer, dessen wissenschaftliche und geistige Hoheit von selbst jede Ueberschätzung des Geleisteten ausschloß. Er bedauerte namentlich, daß es ihm so sehr an zuverlässigen Vorarbeiten im Gebiete der deutschen Dialektkunde fehle.

Seitdem er dieß zuerst aussprach, ist mehr als ein volles Menschenalter vergangen und man müßte entweder unbekannt mit der Arbeit dieser Zeit oder befangen sein, wenn man nicht mit einiger Genugthuung anerkennen wollte, daß unterdessen sehr viel geschehen ist, um diesem Mangel abzuhelfen. Wenn damals noch Schmellers Grammatik der baierischen Mundarten und sein baierisches Wörterbuch nicht bloß durch die Fülle des Materials und die Strenge und Sinnigkeit der Methode, sondern überhaupt einzig in ihrer Art dastanden, so sind inzwischen sehr viele andere deutsche Mundarten nicht weniger gut bearbeitet worden. Hat sich ja doch sechs Jahre lang, von 1854—1861, eine besondere Zeitschrift für deutsche Dialektkunde halten können, deren auch in diesen Blättern, so viel wir uns erinnern, öfters nach Verdienst gedacht worden ist.[23]) Es war dieß das handgreiflichste Kennzeichen, daß eine neue Wissenschaft sich aus dem mütterlichen Schoße zu selbständigem Dasein losrang. Die Zeitschrift ist wieder verschwunden, nicht aber das Interesse des activ und passiv dabei betheiligten Publicums. Selbst Firmenichs großartig angelegte Uebersicht von Sprachproben aus allen deutschen Dialekten, in dem bekannten, wunderlich benamseten Werke, „Germaniens Völkerstimmen", wäre noch vor dreißig Jahren undenkbar gewesen. Ja, einer unserer tüchtigsten Germanisten, was Fleiß und ursprüngliche Frische der Auffassung betrifft, Weinhold, hat sogar den Versuch gewagt, das gesammte grammatikalische Material der deutschen Hauptdialekte in einer Anzahl von Monographien darzustellen. Seine alemannische Grammatik giebt als ersten Band eine genügende Probe dessen, was zu erwarten ist.[24])

Trotzdem behält unser Ausspruch, den wir an die Spitze dieser Betrachtungen gestellt, doch sein Recht. Aller Enden fehlt es sogar noch an den elementarsten Vorarbeiten, an zuverlässigen Sammlungen und Redactionen des Materials. Sie scheinen so leicht und sind doch so schwer. Es giebt noch immer gar zu viel wohlgesinnte Leute, welche meinen, mit einer guten Portion Begeisterung für das Volksthümliche, allenfalls auch mit einem leidlich geschärften Ohre sei die Sache gethan. Es liegt so nahe, daß sie von einem Manne, dessen Verdienst sie so feurig zu preisen pflegen, von Schmeller, lernten, mit welchen Dornen und Klippen jeder zu kämpfen hat, der die unmittelbaren Aeußerungen

des naiven Volkslebens auch nur receptiv bewältigen will. Wer aber die Sache so ernst nimmt, wie sie es verdient, und auch die nöthige wissenschaftliche Schule mitbringt, verfällt leicht einem andern Mißgeschick: er dringt auf seinem methodisch abgezirkelten Wege nicht bis zum Volke selbst oder bis zu den Quellen, deren Ausbeute doch sein alleiniges Ziel ist. —

Ueberhaupt ist schon der unübersehbare Umfang der Arbeit eine genügende Erklärung für ihr langsames Vorrücken. Ganz anders ist es ja mit dem Sprachmaterial beschaffen, welches die vergleichende Grammatik, so wie sie jetzt betrieben wird, zu bewältigen hat. Sie ist längst darüber hinaus geschritten, nur einen zufälligen Durchschnitt des Standes einer der Sprachen, mit denen sie sich beschäftigt, allein ins Auge zu fassen. Sie ist im Großen und Ganzen und im Kleinen und Einzelnen durchweg historisch-genetisch. Ihr genügt für das Griechische nicht nur das, was man in den älteren Schulgrammatiken als das Durchschnittsgriechische aufzustellen pflegte, jene spätere sogenannte attische Prosa und was damit verwandt ist. Sie geht bis zu den ältesten vorhandenen Quellen, also bis zu der Sprache der homerischen Epik zurück und gleicherweise in die Breite. Was man die verschiedenen griechischen Dialekte zu nennen sich gewöhnt hat — ein Ding, das sich von dem gleichnamigen Begriff der Dialekte in unserer deutschen Sprache sehr merklich unterscheidet und eigentlich nicht wohl damit verglichen werden darf — ist ihr von allergrößter Wichtigkeit. Nicht anders hält sie es mit dem Sanscrit, dem Lateinischen. Das Deutsche vollends wäre ohne die Anwendung der historisch-genetischen Methode gar nicht brauchbar für sie. Aus dem Deutschen, oder bestimmt gesagt, aus J. Grimms deutscher Grammatik hat sie dieselbe ja überhaupt erst sich zu eigen gemacht und ist indirect selbst dadurch erst ins Leben gerufen worden.

Aber auf ihrem erhöhten Standpunkt genügt es fast immer, nur die wirklich zur Schriftsprache gediehene Thätigkeit des Sprachgeistes in den verschiedenen Völkern und Zeiten zu berücksichtigen, dadurch ist ihre Arbeit so viel einfacher und leichter. Denn die Natur einer Schriftsprache bringt eine gewisse ruhige Stetigkeit und durchsichtige Einfachheit der Sprachanschauungen mit sich, während jeder Schritt aus ihr heraus in die Dialekte in ein confuses Dickicht führt, dessen Romantik eben gerade darin zumeist besteht.

Wie sich die einzelnen Hauptäste des gemeinsamen Sprachstammes zu einander verhalten, so verhält sich wieder innerhalb eines Specialgebietes, an jedem einzelnen Hauptaste, die Detailverzweigung zu diesem, und die Detailverzweigung stellen eben die Dialekte dar. Die Lebenssäfte des Ganzen circuliren in jedem Theile und aus ihnen bilden sich die sichtbaren Formen, deren Werden nicht allein aus den physiologischen Processen an dem Hauptaste begriffen werden kann. Es gehört dazu auch noch die Kenntniß aller der Vorgänge an den Zweigen, da sie ebenso sehr den Hauptast ernähren und bilden helfen, wie sie von ihm ernährt und gebildet werden. Aber welches Messer ist fein genug, um diese zarten Gefäße bloß zu legen und welches Auge scharf genug dem Gewimmel der Atome zu folgen? Denn wie überall im Reiche der organischen Welt öffnet sich bei jedem Blicke weiter in das Innere eine noch weitere, noch unendlichere Aussicht. Ein scharfes und sachverständiges Ohr hört nicht bloß jedem Dorfe und Weiler seine besondere Mundart an, sondern auch jedem Haus und jeder Familie.

Es ist der methodischen Beobachtung einstweilen noch unmöglich, in dieses feinste Geäder einzudringen und noch weniger gelingt es, durch allgemein verständliche Zeichen es festzuhalten. Denn geschrieben mit den Buchstaben, die wir herkömmlich für unsere gebildete Sprache verwenden, verwischen sich selbst die markirtesten Verschiedenheiten der Klänge und Laute. Greift man, wie dieß häufig geschehen ist, zu neuerfundenen Zeichen, denen man einen conventionellen Werth beilegt, so ist dadurch wenig gewonnen, denn sie können nicht bis zu jener Unendlichkeit vermehrt werden, die der Sachverhalt fordert, wenn ihm sein volles Recht angethan werden soll. Auch beziehen sich diese Zeichen alle nur auf eine Function der Sprache, auf die Erzeugung der Laute. Aber den Dialekt charakterisirt ebenso sehr die eigenthümliche Art seiner Betonung, seine Stimmlage, sein Rhythmus, alles, was zu seiner natürlichen und allgemeingültigen Declamation gehört. Dafür sind noch keine Zeichen im Gebrauch. Wollte man solche erfinden, so müßte es eine Art Notenschrift sein, aber freilich viel complicirter, als die für die Musik gebräuchliche. Aber auf die Dauer wird man eines solchen Hilfsmittels doch nicht entrathen können. Wo die eigene Erfahrung, das lebendige Gehör dasselbe

überflüssig macht, ist kein Bedürfniß darnach vorhanden, aber wer ist im Stande als Perieget im Stile der naiven Kinderzeit des Wissens von Ort zu Ort selbst alle die verschiedenen Laute und Modulationen aufzufangen und wenn er es könnte, wer vermöchte sie längere Zeit sicher in der Erinnerung zu behalten? Wenn man die wissenschaftliche Erforschung einer fremden Sprache bloß von der günstigen Gelegenheit abhängig machen wollte, sie in ihrer Heimat lebendig zu vernehmen, würde es wenige Linguisten geben.

Aber nicht anders steht es mit den Dialekten im Verhältniß zu einander, nur daß hier Alles unendlich feiner und zarter gefaßt sein will. All dieß reicht aber noch nicht aus: der heutige Dialekt allein sagt uns noch lange nicht genug über seine Natur und seine Stellung im Sprachkörper. Auch er muß seine Geschichte haben, wenn wir ihn anfassen wollen, wie es das Bedürfniß der Wissenschaft fordert. Er hat sie auch gehabt, aber ihre Urkunden schließen viel mühseligere Arbeit ein, als die der Schriftsprache. Hier ist Alles gerade zu diesem einen Zwecke, so zu sagen der actenmäßigen Sicherheit des sprachlichen Thatbestandes zubereitet, der Dialekt aber ist eben deshalb hauptsächlich — allerdings nicht ausschließlich, wie Manche wähnen — Dialekt, weil er eines solchen Haltes, der zugleich etwas von einer Fessel an sich hat, von jeher entbehrte. Wäre das linguistische Interesse der früheren Zeit nicht so gänzlich auf die Sprache der Bildung fixirt gewesen, so würden wir vielleicht directe Zeugnisse für die ältere Entwickelung unserer Dialekte haben, mit denen wenigstens einige der Hauptlücken unseres genetischen Wissens oder unseres Postulates eines solchen ausgefüllt werden könnten. So aber ist man zwischen todten Trümmern wie in einer unendlichen Steppe, in welcher nur hier und da einige kümmerliche Grashalme sich das Leben fristen.

Damit ist es erklärt, weshalb unsere sonst so überaus fleißige deutsche Philologie noch kaum zu den ersten Anfängen einer wissenschaftlichen Behandlung unserer Dialekte gediehen ist. Gewiß, sie wird dereinst auch hier Schwierigkeiten überwinden, für die ihre Kräfte gegenwärtig noch nicht gerüstet sind, aber so lange es noch nicht so weit gekommen ist, muß auch der Bau unserer deutschen Grammatik und Sprachgeschichte noch immer beträchtliche Lücken zeigen.

Wie überall wird auch hier die Arbeit nicht nach dem Schema fortrücken, das sich die systematische Theorie davon entwirft. Zu-

erst wäre da die Sammlung des ganzen vorhandenen linguistischen Materials, dann seine Ordnung und Verarbeitung nach seiner grammatikalischen und lexikalischen Seite, daran schlösse sich zuletzt seine culturgeschichtliche Verwerthung. Aber die letztere bietet dem gerade hierhin mit Vorliebe gewandten Sinne unserer Zeit so viel Reiz, daß sich eine Selbstbeschränkung, die auf viele Menschenalter hinaus freiwillig darauf verzichtete, gar nicht erwarten läßt. Gerade hier ist auch das Feld, wo sich das Interesse der allgemeinen Bildung und der speciellen Facharbeit am ersten begegnet, und darum wollen wir wenigstens eine und die andere der unzähligen Perspectiven, die sich hier dereinst eröffnen werden, andeuten.

Die letzten Jahre haben die Verwerthung der Linguistik für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes oder die Culturgeschichte im höheren und eigentlichen Sinne sich zu einer besonderen Disciplin gestalten sehen. Man hat sie Völkerpsychologie genannt, ein Terminus, der gerade so gut und gerade so schlecht ist, wie die meisten anderen in allen Wissenschaften. Was die Völkerpsychologie auf einem grenzenlosen Gebiete zu leisten beauftragt ist, könnte und müßte auf dem engen Gebiete der deutschen Sprachkunde eine der Zukunft vorbehaltene vergleichende Charakteristik der Dialekte leisten, wenn ihr erst mehr und zuverlässigeres Material zu Gebote steht. Es würde dann nicht schwer halten, in dem lebendigen Klange der heutigen Mundarten die Grundzüge der naiven Volksseele in den verschiedenen Gruppen der deutschen Nation aufzufinden und sie nicht bloß als unterhaltende Curiositäten, sondern als ernste und schwerwiegende Urkunden des geistigen und sittlichen Volksdaseins zu verwerthen. Eine vorläufige Skizze vermöchte eine geschickte Hand schon aus Firmenichs Sammelwerk zu entwerfen, obgleich es, wie es auch dem gewissenhaftesten Fleiße bei einer solchen unvorbereiteten Massenarbeit ergeht, keineswegs überall einen sicheren Boden darbietet. Aber die Aufforderung dazu liegt so nahe, wenn man z. B. ein und dasselbe Volkslied in einigen Dutzend von Aufzeichnungen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands vor sich hat, oder wenn dieselben Gegenstände der Volksepik, so viel uns noch davon übrig geblieben ist, die pathetischen Märchen und die volksthümlich humoristischen Schnurren und Anekdoten überall wiederkehren, im letzten Grunde stofflich die nämlichen, aber doch so

unendlich variirt in Ausdruck, Darstellung und Haltung, und zwar, wie jeder unbefangene Blick erkennen muß, nicht durch eine bedeutendere originelle Individualität, die ihnen ihre specielle Fassung gegeben hat, sondern durch das Volk selbst, durch die unauflösliche und rastlose unbewußte Thätigkeit unendlich vieler Einzelner, d. h. aller derer, die an ihrer Reproduction betheiligt sind und waren und sie von Generation zu Generation und von Ort zu Ort getragen haben.

Hier kann nur jenes geheimnißvolle Ding, was man Volksseele nennt, als wahrer Autor gelten. Es ist bekannt, daß es immer noch Leute giebt, die über diesen Ausdruck lachen, aber die Sache selbst wird damit nicht beseitigt. Er ist übrigens auch nicht so neu, wie sich Manche einbilden: er findet sich schon hier und da in unserer populär-philosophischen Literatur der classischen Periode und wäre er neu, so würde dem, der ihn geschaffen, der Dank gebühren, den man jedem Bereicherer der Sprache, und damit des bewußten Geistesschatzes der Nation schuldet. Sobald man das Volk als einen lebendigen Organismus zu erfassen begann, sobald sich eine Wissenschaft der Volkskunde bildete, mußte man auch auf die innere Kraft aufmerksam werden, welche das Leben dieses Leibes erzeugt und beherrscht. Wo es ein Volk in der modernen Begriffsauffassung giebt, muß es auch eine Volksseele geben. So lange vom Volke nur als von einem Haufen von so und so vielen „Seelen“ die Rede war, die nur durch das Band der Zahl zusammengehalten wurden, konnte man natürlich von einer einzigen Volksseele nichts wissen. Denn es liegt auf der Hand, daß 1,500 oder 15,000 oder wie viel sonst „Seelen“, die so und so viel Häuser, Kühe, Schafe, Schweine und Ziegen besitzen, nicht auf eine einzige Seele zu reduciren sind.

Vollends unerschöpflich ist aber der Stoff, den die bisherige Geschichte unserer Dialekte bietet und noch fast ganz unausgebeutet, wenigstens nach allen den Seiten hin, wo er auch für die allgemeine Bildung unmittelbares Interesse hätte. Denn jene einzelnen monographischen Versuche, die genetische Entwickelung dieser oder jener deutschen Haupt- oder Untermundart darzustellen, halten sich meist in den beschränkten Grenzen der eigentlichen Linguistik. Es genügt ihnen, die äußere Verbindung der gegenwärtigen Klänge, Formen und Wörter mit denen herzustellen, die ein paar hundert Jahre früher, oder auch ein halbes oder ganzes Jahrtausend früher

an demselben Orte gehört wurden. Eine sehr dankenswerthe und mühselige Arbeit und das Letzte noch viel mehr als das Erste, wie jeder Sachverständige weiß, aber der Begriff der Sprachgeschichte muß doch etwas weiter und tiefer gefaßt werden. Mit einer bloßen literarhistorischen Statistik ist es noch weniger gethan, denn das geschichtlich Interessanteste an den Dialekten ist gerade das, was nicht als bewußte Dialektliteratur sich darstellt. Denn eine solche wird nicht umhin können, aus der Naivetät der lebendigen Bewegung der Volkssprache herauszutreten und sich eine Art von künstlicher Sprache zurechtzumachen, die sich nicht anders zu ihrer natürlichen Wurzel verhält, wie die allgemeine deutsche Schriftsprache zu allen deutschen Dialekten zusammen. Denn auch diese ist, wie auf der Hand liegt, nicht vom Himmel herabgefallen, sondern ein Conglomerat aus allen möglichen Bestandtheilen, die einst der Volkssprache, d. h. den Dialekten angehört haben oder ihnen noch angehören. Darum entnimmt der Forscher für die älteren Gestaltungen unserer Volksmundarten mehr aus ihren unwillkürlichen, unreflectirten Manifestationen, die den nur halbgebildeten Schriftstellern oder Schreibern entschlüpfen, wenn sie nach ihrer Meinung die Sprache der Bildung wiedergeben wollen.

Dieß gilt allerdings für eine Zeit, die jetzt vollständig abgeschlossen ist und die schon in der Hauptsache mit dem Schlusse des fünfzehnten und dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts ihr Ende erreicht hatte. Denn seitdem sich unsere neuhochdeutsche Schriftsprache gebildet hat, ist auch sofort die reflectirte Rücksicht auf die Spracheinheit und Richtigkeit in einer Art thätig gewesen, wovon sogar die frühere Zeit nichts wußte. Ja man kann sagen, daß unsere Schriftsprache selbst bis zu einer gewissen Grenze das Product einer solchen reflectirten Thätigkeit ist. Wenigstens geht die Entstehung der deutschen Grammatik Hand in Hand mit der Fixirung des Neuhochdeutschen und die geniale Unmittelbarkeit, in der sich z. B. das sogenannte Mittelhochdeutsch aus den Volksmundarten seiner Zeit herausgehoben und gestaltet hatte, nicht anders wie die Blume aus den Blättern der mütterlichen Pflanze, mit denen sie eins ist und die sie doch in ihrer höchsten Veredelung und Vergeistigung zu etwas Neuem umformt, macht einer ängstlichen und schwerfälligen Pedanterie Platz, die seitdem nicht aufgehört hat, ungünstig auf unsere Schriftsprache und mittelbar wieder durch

sie auch auf die Volksmundarten zu wirken. Was jene Zeit unter Grammatik verstand, mußte nothwendig etwas sehr Dürftiges sein, wenn wir es mit dem Maße unseres heutigen linguistischen Strebens und Wissens messen. Doch würde diese an sich nicht weiter schädlich gewesen sein; der Schade entsprang hauptsächlich daraus, daß die in jeder Art unzureichende, kurzsichtige und von allem richtigen Sprachgefühl möglichst verlassene Theorie es sich herausnahm, die Praxis des Sprachlebens zu bestimmen, und daß diese letztere sich gutwillig einer solchen Knechtung fügte.

Keiner der hervorragenden Begründer unserer neueren Sprache, selbst nicht ein Luther, hat sich davon frei erhalten, obwohl der volle Umfang des angerichteten Schadens erst da sich erkennen läßt, wo man, wieder nur unter der Zuchtruthe einer dürren Reflexion, sich nicht mehr damit begnügen will, richtig zu schreiben, sondern auch schön zu schreiben bestrebt ist, und wo man diese Schönheit durch eine unmittelbare Uebertragung fremder Kunstformen und fremder Stoffe der deutschen Literatur aufzwängt, wie es Opiz mit nachhaltigem Erfolge, aber vor und neben ihm auch schon Andere, z. B. ein Buchner und Weckherlin gethan haben. Von da an datirt eine Isolirung der deutschen Mundarten, die das Mittelalter nicht gekannt hat und die sich bis in die neueste Zeit hinein fortgesetzt hat. Erst seit etwa hundert Jahren stellte sich wieder ein Zusammenhang her, nur anders als er in den naiven Zeiten der Sprache und Literatur gewesen war. Damals gaben die Dialekte ebenso viel als sie empfingen, und gegenwärtig oder seit jener Epoche empfangen sie nur, aber geben sehr wenig.

Zwar gehört es zu den Dogmen unserer Literar- und Sprachgeschichte, daß Goethe seine auch im bloß linguistischen Sinne so originelle und reiche Diction zum Theil dem Einfluß seines heimischen Dialektes verdanke, aus dem er so viel geschöpft habe, wie kein Anderer vor und neben ihm, doch ist man bisher den Nachweis dafür schuldig geblieben. Wahrscheinlich hat man sich nur durch einige Aeußerungen in Dichtung und Wahrheit zu dieser Annahme bewegen lassen, dort aber ist nur von der Sprache der mündlichen Unterhaltung, nicht von der der Bücher oder der Schriftsprache überhaupt die Rede. In Wirklichkeit sind in den Erzeugnissen der frühesten Zeit, und hier wieder besonders in den noch nicht zur Veröffentlichung bestimmten Briefen einige frankfurter oder rheinfränkische Idiotismen anzutreffen, aber

sie sind in der reiferen Periode des Dichters und Prosaikers ganz aufgegeben. Das Meiste, was den nicht sachverständigen Leser wunderlich anzuklingen scheint, ist, wenn es nicht selbsteigene Schöpfung aus der Tiefe des Geistes der deutschen Sprache und nicht bloß eines ihrer Dialekte ist, aus einer ganz anderen Quelle abgeleitet, über die ja der Autor gleichfalls genügenden Aufschluß giebt. Das Studium der deutschen volksthümlichen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, dessen schönste Frucht Götz von Berlichingen ist, läßt sich in seiner sprachlichen Nachwirkung bis weit hinein in die weimarer Periode verfolgen, wie der Dichter ja auch Stoffe und Formen in Menge von daher entlehnt hat. Auch später hat er einzelne dieser Jugendtöne noch beibehalten und selbst im zweiten Theile des Faust sind sie nicht ganz verklungen. Aber hier ist nichts von dem, was man mundartliche Einflüsse nennen kann. Es fehlt vor Allem ihr erstes und nothwendigstes Kennzeichen: das unmittelbare Herüberströmen aus der lebendigen Umgebung der Volkssprache. Wenn man durch gelehrte reflectirte Vermittelung eine Mundart, die selbst schon lange aufgehört hat, lebendig zu sein, aus ihrem mumienhaften Dasein wieder zu neuem Leben erweckt, so ist es ungefähr dasselbe, als wenn man Stoffe und Formen einer fernen Vergangenheit, etwa der griechischen Poesie, in die Literatur wieder einführt. Wenn es mit Geschick und Kunstverstand geschieht, kann es nur förderlich sein, wie sich von selbst versteht, aber Niemand wird doch behaupten, daß das Griechenthum dadurch in jenen sinnlich greifbaren Contact mit unserer Literatur getreten sei, auf den es hier allein ankommt.

Was von Goethe gilt, gilt auch von den anderen Heroen unserer classischen und nachclassischen Periode. Die meisten, z. B. Lessing, Herder, Schiller, halten sich systematisch frei von allen solchen Einflüssen, obwohl es ihnen nicht immer gelingt. So zeigt die Originalgestalt vieler Jugendarbeiten Schillers, die wir gewöhnlich nur in sehr umgearbeiteten Redactionen kennen, eine nicht geringe Anzahl von schwäbischen Idiotismen und nicht gerade solche, die für eine Bereicherung und Verschönerung der herkömmlichen Schriftsprache gelten können. Später hat sich der Dichter, wie man weiß, solche Unarten, denn dafür gelten sie ihm selbst, beinahe ganz abgewöhnt und noch mehr hat sein Körner dafür gesorgt, alle Spuren davon auszumerzen.

Merkwürdig ist es, daß unsere eigentlichen Romantiker so wenig aus diesem Borne geschöpft haben, obgleich sie es doch gewesen sind, die den Begriff Volk und volksthümlich adelten oder neu schufen. Denn was man vorher darunter verstand, war so ziemlich das Gegentheil dessen, was wir nach dem Vorgange dieser Lehrmeister dabei zu empfinden pflegen. Wie öfters haben wir vergessen, von wem unsere Erkenntniß stammt: ist ja doch im Allgemeinen keine andere Phase geistiger Thätigkeit so undankbar behandelt und gleichsam zum Prügeljungen für alle Verkehrtheiten der Nachfolger gemacht worden, wie unsere Romantik. Nur die schwäbische Poetenschule hat es innerhalb bescheidener Grenzen gewagt, ihre heimatlichen Laute ertönen zu lassen, doch ist es bei diesem eigenthümlichen Völkchen weniger der gesunde Instinct des volksthümlichen Wesens, wovon sie thatsächlich ebenso weit und noch weiter entfernt sind als die von ihnen so herzlich — schon als Norddeutsche — verabscheuten Romantiker. Im Grunde versteckt sich hinter diesen, Viele so anheimelnden, Reminiscenzen an Naturlaute des Volkes doch nur ein gewisser kindlicher Eigensinn, der es glaubt besser zu machen als Andere, wenn er es nicht so macht, wie sie.

Wo das Ganze der Poesie selbst in seiner idyllischen Grundstimmung das volksthümliche Moment zur eigentlichen Voraussetzung hat, z. B. bei Auerbach, versteht sich ein modificirter Einfluß des Localdialekts von selbst. Die Dorfgeschichten wären ohne eine solche Localfärbung nicht genießbar, so wenig wie Theokrits Idyllen ohne jene dorische Hülle, die freilich noch etwas Anderes als ein deutscher Localdialekt ist. Uebrigens hat gerade Auerbach, wahrscheinlich ohne alles reflectirtes Bemühen, seine schwäbelnden Sprachbestandtheile in eine gewisse höhere und allgemeinere Sphäre gerückt, als sie einer bloßen Copie der Wirklichkeit zukommen kann.

Dagegen kann man sich umgekehrt den Einfluß der Schriftsprache auf unsere Mundarten während des letzten Jahrhunderts kaum groß genug vorstellen. Bis etwa in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war davon nichts zu merken. Keine Periode unserer Sprachgeschichte zeigt eine solche Stagnation wie die Zeit vom dreißigjährigen Kriege bis dahin. Unmittelbar vor dem Beginne dieser Katastrophe und zum Theil auch noch ehe sie ihre

späteren kolossalen Dimensionen annahm, war die Schriftsprache wenigstens in einem lebhaften Umformungsprocesse begriffen, wenn es auch kein naturwüchsiger und heilsamer war. Aber man darf wohl behaupten, daß erst mit Haller und Klopstock eine weitere Phase darin eingetreten ist, die eigentlich unmittelbar nach Opiz hätte folgen müssen. Die Mundarten sind etwa vom Beginne der Reformation an bis zu diesem Zeitpunkt tief durchdrungen worden von den Einflüssen der Schriftsprache, aber es ist nicht so leicht, die fertigen Ergebnisse davon aufzuweisen, weil die Schriftsprache selbst noch halb unter der Gewalt der früheren volksthümlichen Sprachtradition stand und zu wenig einheitlich formirt und fixirt war. Denn Luthers Einfluß auf die Sprache wird doch gewöhnlich zu sehr überschätzt, zum Theil durch die Schuld seiner eifrigsten sprachlichen Parteigänger. Sie waren es bekanntlich immer aus confessionellem Interesse. Luther sollte auf allen Gebieten des Geisteslebens als Autokrat dastehen, so verstanden sie die durch die Reformation gewonnene Freiheit des Geistes. Es ist eigentlich nur das Kirchenlied und die populäre Erbauungsliteratur auf protestantischer Seite, in denen Luthers Art auch in der Sprache eine Dictatur übt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß sich die Epigonen auf sein sprachliches Muster berufen, ihn, so zu sagen, als den Classiker an sich betrachten, aber es ist oft schwer, irgend etwas in der Sprache solcher Jünger aufzufinden, was nothwendig von ihm herstammt und nicht ihm sammt der ganzen Zeit gehört.

Dennoch strömt auch in dieser Zeit viel mehr Kraftwirkung von der Schriftsprache auf die Dialekte, als umgekehrt von jenen auf diese und es ist somit im Wesentlichen schon der noch jetzt gültige Zustand festgestellt. Eine überwiegend gelehrte Sprache oder eine Sprache der Gelehrten und Bücher, wie es das Neuhochdeutsche von seinem ersten Athemzuge an gewesen ist, kann auch wohl nicht anders, als sich entweder ganz von den Volksmundarten absperren oder sie beherrschen. Eine wahre Gegenseitigkeit ist hier unmöglich, sie paßt allein in eine Zeit, die mehr künstlerisch und namentlich poetisch angelegt ist als gelehrt und prosaisch, wie es das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert waren.

Wir haben schon einige Grenzlinien angedeutet, innerhalb welcher die Beeinflussung der Volkssprache durch die gebildete Schriftsprache damals beschlossen bleibt. Vor Allem die Confession.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die katholische deutsche Literatur seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich systematisch von der Herrschaft der protestantischen Schriftsprache zu emancipiren strebte. Gerade so oft wie protestantische Schriftsteller der Zeit sich als sprachliche Nachfolger Luthers bekennen, stößt man bei den katholischen, namentlich den aus Baiern und Tirol gebürtigen, auf eine ausdrückliche Verdammung des Ketzerdeutschen, wittenberger oder lutherischen Deutschen. Sie sprachen sich mit größerer Berechtigung als jene angeblichen Nachfolger über ihr Verhältniß zu Luther aus: die gesammte Geschichte der deutschen Sprache kennt keinen größeren Abfall von allen Grundgesetzen der Schönheit, der Kraft und der Gewandtheit, als er sich in der katholischen Literatur jener Periode darstellt. Wer dieselbe nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich schwerlich eine Vorstellung von der kindischen Unbeholfenheit, tölpischen Rohheit und faden Weitschweifigkeit auch der besseren, d. h. der einstmals für besser als die andern gehaltenen unter diesen Scribenten.

Diese ärgste aller Verzerrungen, welche sich der Genius der deutschen Sprache gefallen lassen mußte — und er ist doch wirklich von äußerst langmüthigem und duldsamem Temperament — hat natürlich auch in den Volksdialekten keine sehr erfreulichen Spuren hinterlassen. Die noch jetzt so auffällige Rohheit und das Ungefüge des baierischen Dialektes in seinen verschiedenen Verzweigungen, namentlich als baierischen im engeren Sinne und als baierisch-tirolischen, stammt der Hauptsache nach davon her, wenn man auf die linguistischen Wurzeln zurückgeht. Diese sind natürlich selbst wieder durch andere, noch tiefer gehende bedingt, von denen wir hier absehen müssen.

Es hat lange gebraucht, bis die Schriftsprache in diesen Theilen Deutschlands sich aus jener barbarischen Verwilderung ohne Gleichen herausgearbeitet hat und vollständig ist es ihr wenigstens da noch nicht gelungen, wo die Autoren nur auf gelehrtem Wege sich die Kenntniß der hochdeutschen gebildeten Schriftsprache erworben und nicht selbst Gelegenheit gehabt haben, in den weiter vorgeschrittenen Theilen Deutschlands ihr Ohr und ihren Geschmack zu verfeinern, oder wo die Stoffe an sich eine volksthümliche Beziehung haben und ohne einen tüchtigen Zusatz von jener Rohheit in dem Kreise, für welchen z. B. die populäre Erbauungsliteratur bestimmt ist, nicht die volle Wirkung thun würden. Denn da der Volksgeist

in den genannten Theilen von Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege bis zu diesem heutigen Tage stagnirt hat und die Durchschnittsbildung in Altbaiern und Tirol z. B. seitdem eher Rückschritte als Fortschritte gemacht hat, ist es natürlich genug, daß auch die Sprache der Bücher, die für das Volk bestimmt sind, einen einigermaßen archaistischen oder altmodischen Beischmack haben muß.

Das confessionelle Element spielt auch jetzt noch in der Bewegung unserer Sprache auf protestantischer Seite eine ähnliche Rolle wie in dem Reformationszeitalter, nur ist der Pragmatismus seiner Wirksamkeit ein anderer geworden. Damals repräsentirte es auch sprachlich den Fortschritt, die Bildung und Befreiung des Volkes aus seiner dumpfen Naivetät, wie umgekehrt die katholische Reaction auch auf dem Gebiete der Sprache das Zurücksinken in jene traurigsten Zustände einer gewaltsam und reflectirt aufgezwungenen Unreife und Versumpfung bedeutete. Alle deutschen Mundarten der protestantischen Theile unseres Vaterlandes haben damals nachweislich rasche Fortschritte nach einem von der Natur und Vernunft selbst festgesteckten Ziele, nach ihrer organischen Verbindung und Anlehnung an die Schriftsprache gemacht. Ihre Resultate verschwinden zwar im Vergleich mit denen der Gegenwart, aber man darf nicht vergessen, daß jetzt eine Reihe von Factoren wirkt, welche damals noch nicht vorhanden waren. Damals war es die neue Kirche, welche die Erziehung des Volkes zu einer höheren Stufe der Bildung auch in der Sprache übernommen hatte. Jeder protestantische Pfarrer fühlte in seinem Gewissen neben der Sorge für die reine Lehre auch die für die reine Sprache, denn die eine wie die andere hatte ihm sein Meister ans Herz gelegt. Er wirkte dafür nach Kräften in den damals noch so viel häufigeren Veranlassungen zur Rede, die ihm sein geistlicher Beruf gab, in den überall fast täglichen Predigten, in dem seelsorgerlichen Verkehre mit seiner Gemeinde. Wo nach dem Plane der Reformatoren die Volksschule wirklich ins Leben trat, also namentlich in den mitteldeutschen Ländern, wurde sie ein zweiter Hebel zur Verbreitung der Schriftsprache.

Wer die deutschen Mundarten der Gegenwart in ihrem Verhältniß zur Schriftsprache und unter sich mit einander vergleicht, entdeckt überall die Ergebnisse dieser bildenden Thätigkeit des pro-

testantischen Geistes. Man muß confessionell gemischte Landstriche als Basis für solche Untersuchungen wählen, aber nicht solche, in denen die Mischung bis zu einer Atomisirung der Elemente geführt hat, wie z. B. in manchen Theilen Schlesiens, Frankens und der Rheinlande. Denn wo jede Ortschaft halb der einen, halb der andern Confession angehört, wo sogar jedes Haus im Kleinen die Mischungsverhältnisse des Ganzen wiederholt, ist es beinahe unmöglich, Unterschiede der Sprache, die auf diese Ursache zurückgeführt werden dürfen, zu constatiren. Sie werden nicht fehlen, aber sie müssen so fein sein, daß der Beobachter immer Gefahr läuft, durch die allzu minutiöse Subtilität seines Objectes in Täuschungen zu versinken. Andere Momente, wie der Einfluß der verschiedenen Beschäftigungen, der Stände, oder in einer ausgedehnteren Ortschaft des speciellen Theiles derselben, erhalten dann einen viel wirksameren Einfluß und drängen den Unterschied der Confession in der Sprache ebenso zurück, wie sie es im gewöhnlichen Leben thun, wo ja auch Katholiken und Protestanten auf gleiche Weise zu den reicheren und ärmeren Classen zu gehören oder ihr Contingent zu der Schneider- und Schusterzunft zu stellen pflegen.

Nur wo ein oder das andere dieser erwähnten Momente mit dem confessionellen sich verbindet, da mag man berechtigt sein, diesem letzteren als dem innerlich bedeutsamsten — das war es wenigstens überall bis auf unsere Tage herab und ist es auch jetzt noch mehr, als man gewöhnlich glaubt — eine gewisse Hegemonie zuzugestehen, die aber eine relative Selbstthätigkeit der andern nicht ausschließt. So z. B. wenn in der Stadt Augsburg, die bekanntlich zu den confessionell am meisten gemischten deutschen Städten gehört und zugleich zu denen, die sich mit einer sprichwörtlich gewordenen Pedanterie die Parität in allen und jeden Beziehungen zu wahren suchten, ein auch local scharf von den übrigen abgegrenzter Stadttheil, unten am Lech, dicht an der Grenze des stockkatholischen Altbaierns, hauptsächlich von Webern bewohnt wurde, die durchweg der katholischen Kirche angehörten. Ihre Mundart unterscheidet sich markirter von der in der übrigen Stadt gültigen, als es sonst die Mundart zweier Nachbarorte thut. Hier hat man Recht, von einem katholischen augsburger Dialekt und von einem protestantischen zu sprechen. Denn die übrige

Stadt ist zwar nicht ausschließlich von Protestanten bewohnt, sie überwogen aber wenigstens in früheren Zeiten nicht bloß an Zahl, sondern auch an Bildung und Vermögen so sehr, daß sie ihrem localen Bereich auch einen bestimmten mundartlichen Stempel aufdrückten, den man eben darum a priori protestantisch nennen darf. Aehnliche Erscheinungen ließen sich noch mehre aufführen. Jenseits der Grenzen der christlichen Confessionen gehört auch die mundartliche Abgeschlossenheit der jüdischen Einwohner einigermaßen hierher, wo sie in größeren Massen, früher meist auf einen Stadttheil beschränkt, zusammen wohnen. Doch ist hier der religiöse Typus so unauflöslich mit dem nationalen und socialen verwoben, daß es schwer zu sagen ist, welchem davon das Uebergewicht zukommt.

Wo aber Protestanten und Katholiken in natürlich geschlossenen kleineren Gruppen unter einander wohnen, also etwa dörferweise, da wiederholt sich im Kleinen stets dasselbe, was im Großen auch der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen kann, wo es sich um weite Landschaften mit compact-confessioneller Bevölkerung handelt. Es ist schon vorhin der baierische Dialekt, der auch in seiner engeren Begrenzung immerhin ein Gebiet von 700 bis 800 Quadratmeilen umfaßt, als Beispiel für den negativen Einfluß des Katholicismus auf die Mundart angeführt, negativ, wenn man unter positiv vernünftiger Weise die Durchdringung derselben durch die Mächte der höheren menschlichen Bildung und Gesittung auch auf sprachlichem Felde versteht.

Wer das rechte Ohr und die nothwendigen Vorkenntnisse für diese Dinge besitzt, kann aber auch in den confessionell nicht zersplitterten, sondern nur gemischten Theilen Mittel- und Süddeutschlands jedem, noch in der Naivetät seines Dialektes befangenen, Bauer anhören, ob er in einem katholischen oder protestantischen Dorfe daheim ist. Es wird oft dem genauesten Kenner der Localdialekte schwer werden, zu bestimmen, ob dieß Dorf am Main oder an der Rednitz, an der Nidda oder an der Wetter liegt, aber den protestantischen Klang hört er doch schon von ferne aus den geschmeidigeren, weicheren Lauten, aus dem bewegteren Fluß der Worte heraus, auch wenn er sie selbst noch gar nicht verstehen kann. Das Katholische stellt sich überall als das relativ Einfachere, Alterthümlichere in Färbung und Modulation dar. Es klingt derber, gelegentlich wohl auch voller,

aber noch öfter roher und elementarer; es fließt zäher von den Lippen, es hat eine viel beschränktere Rhythmik. Geht man seinen Wortbestandtheilen genauer nach, so finden sich verwandte Eigenschaften. Es hat in sich gewöhnlich noch Reste älterer Sprachperioden erhalten, die derselbe protestantische Dialekt schon völlig mit dem Boden verarbeitet hat. Lautgesetze und Flexionen sind so zwischen zwei Nachbardörfern nicht weniger als durch ein paar hundert Jahre sprachgeschichtlicher Evolutionen getrennt; wohl bemerkt, nicht etwa da, wo uralte Volks- und Sprachgrenzen noch jetzt in gewisser Stabilität sich erhalten haben, wie zwischen der Gesammtmasse des baierischen und des schwäbischen oder fränkischen Dialekts. Hier versteht es sich von selbst, daß z. B. ein baierisches Grenzdorf in der Oberpfalz linguistisch von seinem eine Viertelstunde entfernten fränkischen Nachbardorfe ferner abliegt als von dem letzten deutsch-tirolischen Grenzdorfe, das vierzig bis fünfzig Meilen Weges von ihm entfernt. Es handelt sich in unserm Falle um ein und dieselbe Sprachgruppe, ja selbst um die feinsten Gliederungen in ihr, wo nach den sonst gültigen Entwickelungsgesetzen der Mundarten wohl auch ganz feine Unterschiede vorhanden sein könnten. Aber sie würden sich dann in ganz anderer Weise gestalten, sie würden nicht bloß die gemeinsame Basis der Mundart, sondern auch ein und dasselbe Niveau ihrer Gestaltung erkennen lassen, während so die gemeinsame Basis zwar unverkennbar vorhanden, aber das Niveau ein so gründlich verschiedenes geworden ist.

Will man sich vollständig über diesen eigenthümlichen Zug unseres Sprachlebens ins Klare setzen, so mache man die umgekehrte Probe. Man untersuche die Abweichungen der Mundart zwischen den Nachbarorten gleicher Confession und man wird finden, daß solche auch auf engstem Raume zwar vorhanden, aber ein ganz anderes Gepräge haben als da, wo neben dem Raum und viel mächtiger als der Raum auch noch die Confession trennt und individualisirt. Die Probe ist überall leicht zu machen, weil neben den confessionell zerschnittenen Gauen immer auch andere in dichtester Nachbarschaft liegen, die nur einer einzigen Confession angehören.

Das Volk hat somit gar nicht Unrecht, wenn es in solchen Fällen von einer „katholischen oder protestantischen Sprache“ dieses

oder jenes Ortes oder mehrer Orte weiß. Sprache ist ihm so viel wie Mundart, denn diesen gebildeteren Ausdruck kennt es noch nicht, weil es überhaupt noch nicht über den Gegensatz von Schriftsprache oder gebildeter Sprache und seiner eigenen naiven Sprachweise zum Bewußtsein gekommen ist. Höchstens kennt es eine vornehme Sprache und eine der gemeinen Leute, obwohl es die eine wie die andere immer neben einander in Gebrauch sieht und es seltsam finden würde, wollte einer, dem Stand und Bildung das Recht geben, vornehm zu sprechen, zur gemeinen Sprache herabsteigen. Es fühlt mit richtigem Instinct, daß man ihm keine Ehre anthut, wenn man es für unvermögend erklärt, die Sprache der gebildeten Leute zu verstehen.

Bis vor hundert Jahren hat die Volksschule zwar auch für das Eindringen der höheren Culturelemente der Sprache in die Mundarten gearbeitet, aber erst seit dieser Zeit thut sie es mit einem Erfolge, dessen Tragweite kaum zu ermessen ist. Das Volksschulwesen des Reformationszeitalters war bekanntlich nur eine nach allen Seiten hin lückenhafte Schöpfung und die Periode der katholischen Reaction sowie der dreißigjährige Krieg hat selbst diese geringfügigen Anfänge beinahe ganz vernichtet. Wo sich aber noch etwas davon erhalten hatte, oder wo, wie z. B. in den thüringischen Ländern, gründlich und gewissenhaft nachgebessert wurde, lassen sich die Früchte einer solchen wahrhaft humanen Thätigkeit auch in ihrem sprachlichen Niederschlage in der Volksmundart nicht verkennen. Alles was die protestantischen Mundarten im Gegensatz zu den katholischen charakterisirt, tritt hier mit noch größerer Prägnanz und Reinlichkeit heraus. Hier bildeten sich auch die natürlichen Herde für alle weiteren Fortschritte des Volksschulwesens und hier mußte es auch in der neueren Periode seines allgemein siegreichen Aufschwungs nach allen Richtungen hin am tiefsten in das Volksleben eingreifen.

Die Volksschule der Neuzeit hat überall dem sprachlichen Unterricht eine besondere Stelle unter ihren Lehrfächern eingeräumt. Früher geschah das nicht, sondern insofern die Muttersprache das Mittel des Unterrichts in allen andern Gegenständen war, wurde sie selbst praktisch dabei gelehrt. Unsere Theoretiker sind bis heute noch nicht darüber einig, ob der specielle Unterricht im Deutschen an dieser Stelle nothwendig oder nicht sei. Gleichviel, wie ihre

endgültige Ansicht sich gestalten möge, der Unterricht im Deutschen wird der Volksschule nicht mehr entzogen werden können, weil er sich in langjähriger Praxis gewissermaßen zu dem Ehrenpunkte der ganzen Institution gestaltet hat. Kein Zweifel, daß er meist nach unpassender Methode und darum mit Zeitverschwendung ertheilt wird, und daß Lehrer und Schüler die vollen Früchte, auf die sie ein Recht hätten, nicht davon ernten. Jeder Fachmann kennt die schreienden Mängel, deren Beseitigung unerläßlich ist, und es fehlt auch nicht an gemäßigten und deshalb praktischen Reformvorschlägen. Aber trotz alledem hat jene so viel verlachte Sprachdenklehre eines Wurst, die noch immer die Basis der sprachwissenschaftlichen Weisheit der meisten unserer Elementarlehrer bildet, doch auch ihre eminenten Verdienste um den Fortschritt der sprachlichen Cultur in Deutschland, und wenn auch nur so, daß sie zufällig das Werkzeug gewesen ist, dessen sich der Genius der Cultur bedient hat, um in die stockende und dumpfe Abgeschlossenheit der Volkssprache die Keime einer freieren und schöneren Entwickelung zu streuen.

Diese moderne Volksschule wirkt nicht allein indirect auf die Volkssprache, wie sie es etwa in früheren Jahrhunderten gethan hat, sondern sie führt dieser direct eine Menge neuer Elemente zu, durch welche ihr ganzes Gepräge als Dialekt wesentlich verändert und in gewisser Beziehung zerstört werden muß und zum Theil schon zerstört worden ist. Selbstverständlich bleiben die Leistungen dieses Institutes auch auf dem sprachlichen Felde weit hinter dem Ideale zurück, das sich die Theorie gebildet hat oder das aus den Köpfen einzelner jugendlicher Volksbildner hinaus in die Wirklichkeit will. Ginge es ihnen nach, so wäre es schon längst um die Existenz aller Volksmundart geschehen. Sie begnügen sich nicht damit, ihre Schüler und Schülerinnen während des eigentlichen Schulunterrichts zum Gebrauche des schriftmäßigen Ausdrucks anzuhalten, sie verlangen auch, daß sich die liebe Jugend auf der Gasse und im Hause an den steifen Faltenwurf dieses fremdartigen Sonntagsstaates gewöhne. Ergötzliche Beispiele solcher Bildungsversuche und der dadurch erzielten Resultate sind schon in den Anekdotenschatz dieser unserer Zeit übergegangen.

Jedenfalls könnten jene enthusiastischen Vorkämpfer der Cultursprache daraus lernen, daß weder ein einzelner „Schulmeister“ alten

Stils, noch ein einzelner „Herr Lehrer“ modernen Stils kräftig genug ist, um die Volkssprache mit einem Male und gründlich umzumodeln. Sie selbst mögen immerhin mit dem besten Beispiele vorangehen. Es ist wahrhaft bewundernswerth, wenn auch die Bewunderung, offen gestanden, einen kleinen Beischmack von Ironie nicht ausschließt, wie energisch der regelrechte moderne Volkslehrer an sich selbst gegen alles das kämpft, was nach seinem besten Wissen gegen die Reinheit der Sprache verstößt. Solche lebendige Mustersammlungen echt hochdeutscher Diction sind natürlich die feurigsten Parteigänger für die Sache, an die sie selbst so viel Schweiß gewandt haben. Aber das zähe Bauernthum läßt sich dadurch allein nicht aus seiner Position verdrängen. Unter der städtischen Jugend sind allerdings ihre Erfolge auch viel handgreiflicher, aber hauptsächlich, weil hier eine Menge anderer nach gleichem Ziele hin wirkender Einflüsse ihren Bemühungen zu Hülfe kommen, wovon auf dem Lande noch wenig zu spüren ist.

In der städtischen Bevölkerung der Gegenwart ist jener nivellirende Zug, der unsere Zeit überhaupt charakterisirt, auch in den Vorgängen der sprachlichen Entwickelung von tiefgreifender Wirksamkeit. Jedermann bestrebt sich bewußt oder unbewußt die Kluft auszufüllen, welche sonst den Niedern von dem Höhern, den Ungebildeten von dem Gebildeten schied. Wie unsere städtischen Volkstrachten vor unsern Augen verschwunden sind, so geschieht es auch der Volkssprache. Es kann nicht fehlen, daß der spröde Stoff und die ungelenken Hände, die sich daran abarbeiten, allerlei ungeschickte Dinge produciren. Unsere originellen Dialekte der früheren Zeit waren ohne Zweifel linguistisch angesehen etwas in sich Vollkommeneres und Schöneres, als das noch so wenig abgeklärte Gemisch von Redensarten und Wendungen aus der Sprache der Bildung oder der Bücher und Zeitungen, das sich jetzt überall zwischen die noch unvertilgte Naturstimme des Volkes eingedrängt hat und diese mehr und mehr übertönt. Aber die Thatsache selbst besteht zu Recht und es bleibt ein vergebliches Bemühen unserer volksthümlichen Romantiker, sie ungeschehen zu machen und wieder zu der alten Naivetät zurückzusteuern. Diese Leute könnten, wenn sie nicht mit dem der deutschen Art angeborenen Eigensinn immer nach der Seite hinausstrebten, wo es ein für alle Mal keinen Weg giebt, ihre Kräfte und ihren guten Willen viel nützlicher verwerthen.

Wollten sie Sorge dafür tragen, daß das Bildungstreben der niederen Classen oder des Volkes im gewöhnlichen Sprachgebrauche auf die rechte Art genährt würde, daß es die Redeweise der Vornehmen nicht bloß lächerlich copirte, sondern sich frei und bewußt zu eigen machte, so würden sie der Herrlichkeit der deutschen Muttersprache, der ja angeblich ihr Eifer gilt, ganz andere Dienste leisten, als so, wo sie entweder mit ihren rückläufigen Bemühungen gar nichts wirken oder verlacht werden.

Denn den Untergang der alten Volksmundarten durch die mehr und mehr sich ausbreitende Allmacht der Schriftsprache hält nichts mehr auf. Er vollzieht sich hier rascher, dort langsamer, je nachdem die ihn bedingenden Factoren an dem einen Orte schon länger und energischer in Thätigkeit sind als an dem andern. Darum sind unsere Großstädte zu allererst diesem Naturgesetz verfallen. Wollte man hier wieder specialisiren, so würden auch hier nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten sich herausstellen, die sich aber alle aus dem vollkommen deutlichen Pragmatismus des ganzen Vorgangs erklären lassen. Es begreift sich sehr leicht, warum die wiener Volksmundart der Schriftsprache zäheren Widerstand entgegenstellt als die berliner oder leipziger. Wien befindet sich in sprachlicher Hinsicht ungefähr auf dem Standpunkte, auf welchem die beiden genannten norddeutschen Städte vor etwa 150 bis 200 Jahren standen. Aber dennoch sind auch dort im Laufe des letzten Menschenalters rasche Fortschritte gemacht, oder wenn man dergleichen Vorgänge der Anschaulichkeit halber auf Zahlenverhältnisse reduciren will, in etwa dreißig Jahren der Volkssprache so viel hochdeutsches Element zugeführt worden, wie früher in etwa hundert.

Je nach der allgemeinen Culturstellung des einzelnen Ortes, vor Allem nach seiner Einfügung in das lebendige Getriebe des allgemeinen deutschen Verkehrs, läßt sich auch überall gleichsam a priori das Verhältniß der Volksmundart bestimmen. Wer ein Auge für solche scheinbar gleichgültige Dinge hat, vermag schon an dem Mobiliar, das sich in den Stuben der Leute aus dem eigentlichen Volke findet, zu schließen, wie weit die gebildete Sprache durchgedrungen ist. Wo sich ein Sopha, wenn auch in bescheidenster Gestalt, schon als nothwendiges Requisit an der Stelle der altherkömmlichen Bank oder des Großvaterstuhls eingebürgert hat, darf man darauf rechnen, daß die, die sich darauf von ihrer harten

Arbeit ausruhen, mit einiger Geläufigkeit in der Sprache derjenigen sich auszudrücken wissen, die früher allein das Monopol eines solchen Luxusgegenstandes besaßen. So wenig aber unsere romantischen Verfechter der alten Schlichtheit des täglichen Lebens das Sopha wieder wegdisputiren werden, wie sie ja selbst auch, so viel wir sie kennen, am wenigsten geneigt wären, auf diese Behaglichkeit zu verzichten, so wenig werden auch jene andern Romantiker das Hochdeutsche aus dem Volksmunde wegschaffen, zumal da sie selbst nur Hochdeutsch denken und sprechen gelernt haben.

Keine menschliche Voraussicht kann aber bestimmen, wie lange unsere Volksmundarten noch Widerstand leisten. Auf der einen Seite scheint es, als wenn sie sehr rasch dem Untergang entgegeneilten. Wenn ihr Zerstörungsproceß nur in derselben Progression wie seit fünfzig Jahren fortgeht, so möchte nach weiteren fünfzig Jahren wenig mehr von ihnen übrig sein. Da sich aber höchst wahrscheinlich die Wucht der Kräfte, die für die Schriftsprache kämpfen, immer mehr verstärkt, so könnte man glauben, daß selbst diese Frist noch zu lange gesteckt wäre. Doch ist auf der andern Seite nicht zu übersehen, daß sich die Widerstandskraft der zähen Beschlossenheit mancher Theile des deutschen Volkes gar nicht berechnen läßt. Die bäuerlichen Classen sind bis jetzt trotz des Eifers der ländlichen Volksbildner auf der Canzel und in der Schule noch wenig von der Sprache der Bildung berührt, viel mehr schon das ländliche Proletariat, die besitzlosen, nicht an die Heimat gefesselten, nicht an die engen Schranken eines einförmigen, in steter Regelrechtigkeit sich abspinnenden Berufes, wie es der bäuerliche ist, gebundenen Leute. Das alte Bauernthum verschwindet allerdings mehr und mehr und damit auch die Heimat des Dialektes, aber es giebt doch auch große Landstriche, in denen es, geschützt durch allerlei natürliche oder unnatürliche Verhältnisse, noch auf lange hinaus eine Zukunft hat und mit ihm auch seine Sprache. Verbindet sich damit etwa auch noch ein confessionelles Element, etwa der künstlich wieder angefachte katholische Fanatismus, der leider viel tiefer in das Volk eingepfropft worden ist, als unsere optimistischen Beurtheiler der deutschen Zustände Wort haben wollen, so muß natürlich seine Widerstandskraft noch mehr wachsen oder noch zäher werden. Sie wird es zwar niemals auf sprach-

lichem Gebiete zu einer so scheußlichen Reaction der dumpfen particularistischen Elemente bringen, wie wir sie jetzt auf politischem erleben, aber sie wird ihrem Gegner doch auch jeden Schritt streitig machen.

Wie aber das Eine mit dem Anderen zusammenhängt, ist unverkennbar. Gerade in jenen süddeutschen Landschaften, in denen der Herd der politischen Opposition gegen die von der Vernunft und Geschichte geforderten einheitlichen Tendenzen liegt, wo der Particularismus nicht bloß von einem Herrn von der Pfordten oder Varnbüler, oder von einem Haufen fanatischer Pfaffen vertheidigt wird, sondern wirkliche Volkssache ist, hat auch die Sprache der einheitlichen deutschen Bildung noch die wenigsten Fortschritte gemacht. Hier ist auch jene romantische Anhänglichkeit an den Dialekt keineswegs nur auf einige müßige und unklare Köpfe beschränkt, sondern sie liegt als unausgesprochener Instinct noch immer in den Gemüthern der Menschen. Wenn ein gebildeter Mann aus Schwaben selbst da, wo er Gegenstände der höchsten Geistescultur im lebendigen Worte auszudrücken hat, sich durchaus nicht von den Lauten und Formen seines Volksdialekts los machen kann, so ist dieses ein Anachronismus, aber kein so unschuldig lächerlicher, wie man es mit ungerechtfertigter Gutmüthigkeit häufig anzusehen pflegt. Lächerlich ist es freilich, weil die naive Rohheit der Laute so ganz und gar nicht zu der aufs Aeußerste getriebenen Verfeinerung des geistigen Gehaltes der Rede paßt. Denn so weit der Dialekt innerhalb seiner Schranken bleibt, hat er wenigstens für den verständigen Zuhörer niemals etwas Komisches. Nur der Ungebildete, der selbst noch halb oder ganz von seinem Jargon beherrscht wird, ist auch von einer rücksichtslosen Unduldsamkeit gegen alles erfüllt, was ihm fremdartig erscheint. Aber die Geschichte aller unserer Dialekte hat es ja mit sich gebracht, daß die Schranken, innerhalb deren sie wirklich eine in sich organische Sprachgestaltung darstellen, so sehr eng gezogen sind. Von der gesammten geistigen Arbeit der Neuzeit, also von dem Gesammtinhalt der Bildung der Neuzeit haben sie nichts sich zu assimiliren verstanden und daraus folgt, daß jeder Schritt in diese Bildung hinein zugleich auch ein Schritt aus der Mundart heraus sein muß. Wo man den einen thut, aber den andern unterläßt, ist es eben nur ein Zeichen jenes verstockten Eigensinnes, dem man als

dem Grundfehler der deutschen Volksseele schonungslos zu Leibe gehen muß, falls sie überhaupt noch eine Zukunft haben soll.

Es ist ohne Zweifel ein Nachtheil für die Sprache der deutschen Bildung, daß sie durch eine nicht mehr zu redressirende Entwickelungsgeschichte mehrer Jahrhunderte so ganz außer allen receptiven Contact mit den Dialekten gekommen ist. Wir haben bereits darauf hingewiesen und können nur noch hinzufügen, daß die Dialekte in ihrer gegenwärtigen Haltung noch weniger als je geeignet sind, einen merkbaren Einfluß auf jene auszuüben. Sie werden von ihr zerbröckelt, bis nichts mehr von ihnen übrig ist, aber ihre Elemente dienen nicht dazu, um dem Sprachfelde neue Fruchtbarkeit zu verleihen, sondern sie zerstieben in alle Winde. Niemals, auch nicht bei einem vollständigen Siege der gebildeten Schriftsprache, werden alle Deutsche aus einem Munde reden. Es wird auch dann gerade so wie von jeher Unterschiede in der Sprachweise geben, die durch die Landschaft, den Beruf, die sociale Stellung bedingt sind. Aber diese neuen Mundarten werden ihr Material nur aus der Schriftsprache entnehmen und es nach ihren Bedürfnissen verarbeiten. Von den alten Dialekten wird nichts in sie transspiriren, als jene physikalischen und physiologischen Bedingungen, unter denen die Lautgebung zu Stande kommt. Unsere alten Dialekte besaßen daneben aber noch ganz andere Eigenartigkeit. Sie waren vom Wirbel bis zur Sohle selbständige sprachliche Organismen, in den Formen, in dem Wortvorrath, im Satzbau nicht minder als im Laute.

Schade, daß so manches Brauchbare, was sich unsere Sprache der Bildung aus den Mundarten hätte aneignen können, den Weg in sie nicht hat finden können. Denn man mag von unserer Schriftsprache noch so hoch denken, man wird doch, falls nur überhaupt die Fähigkeit zu solcher Beurtheilung vorhanden ist, eine große Anzahl sehr übeler Gebrechen nicht ableugnen können. Sie lassen sich schließlich alle auf ein und dieselbe Wurzel zurückführen: darauf, daß das sogenannte Neuhochdeutsch von Anfang an und bis heute ausschließlich sich als Büchersprache gebildet und entwickelt hat. Die lebendigen Mundarten waren das beste und natürlichste Heilmittel für die pedantische Erstarrung und ungelenke Schwerfälligkeit dieser Sprache der Gelehrten, die bei uns so lange Zeit zum größten Nachtheil einer wahrhaft freien und schönen

Bildung zugleich auch die Gebildeten repräsentirten. So wie die Sachen jetzt liegen, bleibt nichts übrig, als daß die Sprachwissenschaft selbst vermittelnd eintritt. Sie ist es, die den Beruf hat, die dem leiblichen Untergang verfallenden Gebilde unserer Mundarten zu einer ewigen Dauer im Reiche des Geistes umzugestalten. Sie nimmt sich dieser ihrer Aufgabe mit größter Rührigkeit an, aber es ist auch die höchste Zeit dazu. Vieles ist schon unwiederbringlich verloren und Anderes kann der nächste Tag vernichten, denn die Zerstörung schreitet hier an manchen Stellen unglaublich rasch vor.

Aber es ist nicht genug, daß die Wissenschaft das Vorhandene und Vorhandengewesene inventarisirt und dann in ihrer Art bloß zu ihrem Gebrauche verwendet. Es ist wünschenswerth, daß von ihrer Arbeit der Sprache selbst ein directer, unmittelbarer Gewinn erwachse. Unsere Sprache ist nun einmal ein Product reflectirtgelehrter Arbeit. Daher mag sie auch immerhin auf demselben Wege sich Erfrischung und Ergänzung holen und zwar aus dem Apparate, den ihr die Wissenschaft aus den Dialekten handlich zurecht zu machen hat. Bisher ist es noch nicht geschehen, ja es ist noch nicht einmal die erste nöthige Vorarbeit dazu gemacht, die Feststellung der Methode. Denn mit bloß empirischem Tasten würde man hier nicht weit kommen, wo es sich um eine durchweg der wissenschaftlichen Reflexion anheim gegebene Leistung handelt.

# Ein deutsches Wörterbuch als particularistische Demonstration.

## Idiotikon von Kurhessen von Dr. A. F. C. Vilmar.

[Grenzboten, Jahrg. 1868. S. 390—400.]

Der Verfasser des Buches, dessen Titel wir diesen Blättern vorgesetzt haben, ist bekanntlich am 30. Juli 1868 in noch rüstigem Alter plötzlich gestorben. Seine vielseitige Begabung, seine interessante und anregende Persönlichkeit sind von Anderen schon gebührend gewürdigt und werden ohne Zweifel in dem Kreise, dem er durch Gesinnung und Wahlverwandtschaft der Interessen angehörte, ihm ein dauerndes Andenken sichern. Auch wir Anderen, die wir an dem lebenden Manne leider einen heftigen und rücksichtslosen Gegner bekämpfen mußten, wollen dem abgeschiedenen Feinde die Anerkennung nicht versagen, daß er durch Talent, Wissen und Energie weit über den gewöhnlichen Haufen derjenigen hervorragte, die ihn, weil er in seinem negativen Streben, in seinem Hasse und seiner Verbitterung mit ihnen übereinzustimmen schien, auch positiv zu den Ihrigen zählen.

Insbesondere aber ist ihm die deutsche Alterthums- und Sprachwissenschaft vielen Dank schuldig. Obgleich auf diesem Gebiete eigentlich nur als Liebhaber und in den Mußestunden seines wirklichen Berufes thätig, hat er doch durch eine Reihe scharfsinniger, gedankenreicher und fein empfundener Leistungen sich den hervorragenden Meistern des Faches ebenbürtig an die Seite gestellt. Und vielleicht war es gerade der Umstand, daß er als Liebhaber im echten Sinne des Wortes arbeitete, der seiner Thätigkeit eine gewisse wirksame Frische und populäre Wärme verlieh, welche man so oft an den Erzeugnissen der zünftigen Gelehrsamkeit vermißt. Seine deutschen Alterthümer im Heliand, seine Untersuchungen über die verschiedenen Recensionen der Rudolfischen Weltchronik, seine monographischen Beiträge zur Literatur Fischarts sind nicht bloß lesbarer, wärmer und schwungvoller geschrieben als das meiste Derartige, sondern auch durch gründliche und umfassende Studien

und solide Methode wahre Muster in ihrer Gattung. Auch seine Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur, die sich allmählich zu einer Art von systematischer Darstellung ihrer Geschichte erweitert haben, verdienen nicht bloß wegen des äußern Erfolges große Beachtung. Denn in Hinsicht auf diesen haben sie, wie ihre dreizehn Auflagen bezeugen, allen ihren zahlreichen Concurrentinnen den Rang abgelaufen und sind so ziemlich tonangebend für die Mehrzahl der Gebildeten geworden, die bei einer gewissen pietätvollen Neigung zu den literarischen Schätzen unserer Vergangenheit sich doch nicht befähigt oder berufen fühlen, in die Gewölbe, in welchen sie verschlossen liegen, selbst hinabzusteigen. Und da es nun einmal in Deutschland immer mehr herrschend zu werden scheint, die Literatur bloß als Literaturgeschichte gelten zu lassen, so wird der Einfluß eines solchen allgemein begehrten Führers, mag man mit ihm einverstanden sein oder nicht, als ein wichtiger Factor in unserem geistigen Leben in Anschlag gebracht werden müssen. In diesem Falle wird man wenigstens alle die Bestandtheile des Vilmarschen Buches als gesund und wohlthuend bezeichnen dürfen, in denen es sich auf neutralem Boden bewegt. Wo die kirchlichen und theilweise auch die politischen Parteidoctrinen der Gegenwart von selbst außer Spiel bleiben müssen, wie in der gesammten Periode der mittelalterlichen Poesie oder auch der Uebergangszeiten bis zu der classischen Epoche des vorigen Jahrhunderts, da ist Vilmar nicht bloß ein sachkundiger, gewissenhafter und wohlbelesener Lehrer, sondern auch einer, der mit eigenem feinem Verständniß und wirklich poetischem Sinne begabt, gleiche Empfindungen bei seinen Schülern hervorzurufen versteht. Wo freilich der Parteistandpunkt der Gegenwart sich eindrängt, wie durchweg von dem Beginne der classischen Periode bis zu den Erscheinungen der jüngsten Zeit, da werden es eben nur die Parteigenossen sein, die seinem Urtheile oder richtiger seiner Verurtheilung Lessings, Goethes und Schillers beizupflichten vermögen.

Die Besorgung der rasch aufeinander folgenden Auflagen dieses Werkes ist während der letzten zehn oder zwölf Jahre so ziemlich das einzige Lebenszeichen gewesen, das der Germanist Vilmar gegeben. Desto thätiger arbeitete aber der Theologe und leider auch der Politiker Vilmar. Denn wenn wir unser Urtheil über seinen confessionellen Standpunkt und die daraus von ihm

gezogenen praktischen Consequenzen zurückhalten und seinen Kampf für die streng lutherische Fraction der hessischen Landeskirche, seine unversöhnliche Feindschaft gegen alle vermittelnden Richtungen und namentlich gegen alles, was einer Union der beiden protestantischen Confessionen ähnlich sah, allenfalls noch aus einem an sich berechtigten, wenn auch einseitig verschobenen Standpunkt erklärlich, freilich nicht gerechtfertigt finden, so hat der Politiker Vilmar auch jetzt noch, wo der Tod sein milderndes und versöhnendes Recht geltend macht, in unsern Augen sich schwer vergangen an den heiligsten Interessen der deutschen Nation und an dem, was jedem wohlgebildeten und reinen Gemüthe die ernsteste Sache sein sollte. Seiner ursprünglichen Anlage und Richtung nach jener idealen Romantik des nationalen Strebens angehörig, das in der Burschenschaft einstmals seinen prägnanten Ausdruck gefunden, ist er seit dem Jahre 1848 allmählich zu einem verbissenen Feinde und Verfolger aller der Ideen geworden, die er nicht bloß einst selbst als die höchsten und innigsten in sich und Andern gepflegt hatte, sondern die er auch, wo sie ihm in der Vergangenheit als die bestimmenden Mächte der deutschen Entwickelung entgegentraten, z. B. bei Walther von der Vogelweide oder bei unsern patriotischen Dichtern der Befreiungskriege, nach wie vor als solche anerkannte und feierte. Er selbst ist sich dieses Widerspruches wahrscheinlich nie bewußt worden, aber um so mehr ist ein objectiver Beobachter berechtigt, darauf hinzuweisen.

Käme es hier darauf an, den inneren und äußeren Pragmatismus darzulegen, mittelst dessen sich diese Wandlung bei Vilmar vollzogen hat, so würde in erster Reihe seine confessionelle Stellung zu beachten sein. Durch diese, schroff wie er sie faßte und immer schroffer gestaltete, gerieth er zuerst in theologische Opposition zu den liberalen und milderen Elementen innerhalb seiner nächsten hessischen Heimat, bald aber auch in politische, denn wie anderwärts ging auch hier religiöser und politischer Liberalismus zusammen, ebenso wie sich die kirchlichen Restaurationsversuche naturgemäß an die politischen anlehnten oder von diesen ausgebeutet wurden. Es wäre aber auch für eine noch reiner geartete Natur und einen noch selbstloseren Charakter, als es Vilmar gewesen ist, ein Ding der Unmöglichkeit geblieben, mit einem Hassenpflug zusammen an einem Stricke zu ziehen und dabei sich von

der giftigen Atmosphäre nicht anstecken zu lassen, in welcher allein ein solches, selbst in unsern deutschen Kleinstaaten doch immer noch exotisches, Gewächs gedeihen konnte. Was Vilmar unter Hassenpflugs Aegide als politischer Pamphletist und Tagesschriftsteller, als Agitator und hervorragender Parteiführer geleistet hat, das ist zum Glück von den meisten derer, die sich an der schönen patriotischen Wärme seiner Literaturgeschichte erbauen, gar nicht einmal beachtet worden, denn es hielt sich innerhalb der engen Schranken seines hessischen Heimatlandes, aber es ist nichtsdestoweniger ein trauriges und beschämendes Blatt in dem Leben eines talentvollen und ursprünglich edeln und wohlgesinnten Mannes, aber auch ebenso traurig und beschämend sind unsere gesammten deutschen Zustände vor dem Jahre 1866, denn nur in ihrem Schmutze und ihrer Unnatur war es möglich und beinahe selbstverständlich, daß auch bessere, aber noch nicht ganz gefestigte Charaktere auf eine so betrübende Weise sich selbst und das Vaterland dazu um die eigentliche Frucht ihres Lebens brachten. Denn offenbar war er zu etwas Anderem und Besserem bestimmt als für Hassenpflug und den hessischen Treubund Propaganda und sich damit lächerlich oder verhaßt und meist beides zusammen zu machen.

Auch hat er wahrlich der Sache des positiven Kirchenthums durch die Art, wie er sie verfocht, durch die maßlose Excentricität seiner subjectiven Einfälle, die er unbedenklich für allgemein gültige Dogmen ansah und darnach verfocht, wenig Nutzen gebracht, aber desto mehr Schaden, und eine auch in seiner nächsten Umgebung sichtbare Erkältung der Gemüther nicht bloß gegen das confessionelle, sondern gegen das positiv kirchliche Element überhaupt ist zum guten Theil die unmittelbare Folge der Fehlgriffe eines Vertheidigers und Vorkämpfers, der sich nicht scheute, zu Ehren Luthers sich mit Hassenpflug zu alliiren.

Wir bemerkten schon, daß Vilmar seit dem Beginn seiner politischen Praxis weder innerlich noch äußerlich in der Verfassung gewesen zu sein scheint, die zu der gedeihlichen Lösung wissenschaftlicher Aufgaben die nothwendige Voraussetzung ist. Er war mehr und mehr ein Mann der Praxis geworden, der dafür weder Zeit noch Ruhe besaß. Dennoch hat er, wie der Augenschein zeigt, seine einstigen Lieblingsstudien nicht völlig aufgegeben: das Idiotikon von Kurhessen, das einige Monate vor seinem Tode erschien, legt

den Beweis dafür ab. Aber auch dieß Werk, das gewiß Viele mit einer angenehmen Erwartung auf gründliche und geistvolle Belehrung in die Hand nehmen, hat mehr eine politische als eine wissenschaftliche Tendenz, wenn es auch ursprünglich aus einer wissenschaftlichen Idee entstanden sein mag. Gerade hieran, an der Verwechselung oder Vermischung der Tendenzen läßt sich der spätere Vilmar, der leidenschaftliche politische Parteigänger, deutlich erkennen; denn offenbar vermochte er es, selbst wenn er es gewollt hätte, nicht mehr, eine rein wissenschaftliche Aufgabe ohne Einmischung der aufregenden und sein ganzes Interesse fesselnden Tagespolitik zu behandeln. Gerade hieran krankt auch das in mancher Hinsicht interessante Buch, das wir deshalb der Aufmerksamkeit unserer Freunde, auch solcher, denen der einschlägige Kreis der wissenschaftlichen Forschung ferner abliegt, empfehlen möchten. Es ist ein lehrreiches Beispiel für den Schaden, den das Hereinziehen fremdartiger Interessen in jeder wissenschaftlichen Leistung anrichtet, zugleich aber auch, wenn wir bloß die Tendenz als solche ins Auge fassen, ein nicht minder lehrreiches Beispiel der wunderlichen Capriolen, in welchen unsere Particularisten ihrer ohnmächtigen Wuth Luft machen.

Der Verfasser des kurhessischen Idiotikons versichert uns in dem Vorwort, daß er seit länger als einem Menschenalter den Stoff dazu auf den verschiedenen allgemein üblichen Wegen gesammelt habe. Wir glauben dieß auch ohne seine Versicherung, denn das Buch trägt die Spuren langen und emsigen Sammlerfleißes an sich, auch war wohl Jedermann von Vilmar überzeugt, daß er mit offenem Ohre und eindringendem Verständniß die Sprache des Volkes zu erlauschen befähigt gewesen ist wie wenig Andere. Aber ein Idiotikon von Kurhessen hätte doch ein Mann der Wissenschaft, hätte er selbst in einer früheren besseren Zeit, ehe er Tendenzpolitiker und noch dazu ein verbissen particularistischer wurde, wohl schwerlich in die Welt hinausgesandt. Wir reden zunächst noch gar nicht von dem Inhalt, sondern nur von dem Titel: es wird sich später zeigen, in welch enger Wechselwirkung der eine den andern beeinflußt. Ohnehin leuchtet wohl ein, daß der Titel die auf die kürzeste Formel gebrachte Fassung seines Inhalts ist. Ist diese Formel in sich falsch und nichtig, so wird daraus auch ein Schluß auf die Beschaffenheit des Inhalts statthaft sein.

Der Titel „Idiotikon von Kurhessen“ ist, dieß sei zuerst bemerkt, ein ganz und gar unwissenschaftlicher im Geiste der gegenwärtigen deutschen Sprachkunde, die doch allein befugt ist, darüber zu Gericht zu sitzen und ihr Verdict abzugeben, ohne sich durch das viel mißbrauchte 'de mortuis nil nisi bene' beirren zu lassen. Es giebt in dem Bereiche, den diese Disciplin umfaßt, keinen geographischen oder ethnographischen Bezirk, der Kurhessen heißt. Daß auf den Landkarten seit 50 Jahren ein „Staat“ Kurhessen mit allerlei wunderlichen Zickzackgrenzlinien figurirte, davon hat die Germanistik bisher keine Notiz genommen und wird von jetzt ab, wo dieses seltsame Mißgeschöpf verschwunden ist, noch weniger sich dazu bemüßigt finden. Alle localen Bezeichnungen, die die Wissenschaft als brauchbar anzuerkennen vermag, müssen ein natürliches Recht dazu aufweisen können. In unserer Sprachentwickelung aber hat begreiflich das krause, willkürliche, zufällige und momentane Gewirre der politischen Grenzlinien an sich gar keine Bedeutung. Die Sprache oder der Dialekt des Volkes fragt nicht danach, ob ein Dörfchen kurhessisch und das andere darmhessisch gewesen ist oder ob gar beide Gebieter der Hessen sich in ein und dasselbe Dörfchen getheilt haben. Der wiener Congreß hat, wie manches andere ärmliche Flickwerk, so auch das des modernen Kurhessen geliefert, aber seine Macht ist nicht so weit gegangen, diesem Staate seine eigene Sprache zu decretiren. Dem Sinne unserer bundestäglich-particularistisch-kleinstaatlichen Staatskünstler würde es wunderbar entsprochen haben, wenn ein solches Kunststück möglich gewesen wäre. Aber ihre geistige Potenz hat es auf diesem Felde doch nicht weiter als bis zur Erfindung einer eigenartig welfischen Orthographie für die deutschen Schulen weiland des Königreichs Hannover gebracht und sich außerdem mit angemessener Bescheidung mehr um die stammes- oder staatseigenthümliche Uniformirung der Nachtwächter, Flurschützen, Polizisten und Räthe aller Rangclassen als um die Landessprache und ihre patriotische Ausbeutung bemüht. Es überkommt uns wirklich das Gefühl, als wenn wir aus einem wüsten albernen Traume erwacht wären, sobald man sich an solche hirnwüthige Schrullen unserer lieben Angestammten zurückerinnert, die man vor dem Jahre 1866 doch nur mit einem Achselzucken hinnehmen mußte. Aber das zweite Gefühl, das dem ersten des natürlichen Behagens und des Dankes,

daß das goldene Licht des Morgens jene ekelhaften Spukgestalten verscheucht und uns uns selbst wiedergegeben hat, folgt, ist doch das einer tiefen Beschämung. Wie war es möglich, so etwas sich bieten zu lassen und gleichviel ob Kleines oder Großes, jedenfalls Ehrloses so lange zu ertragen? —

Doch zurück zu unserem Idiotikon! Selbst wenn man annehmen wollte, sein Verfasser habe nicht gewußt, welche Bewandtniß es mit dem Begriffe „Kurhessen" in seinem Falle habe, er sei eben von der naiven Wirklichkeit ausgegangen, in welcher allerdings ein Kurhessen existirte, so ist mit einer solchen Entschuldigung wenig gewonnen. Das Buch würde damit in die längst überwundene Rubrik jener dilettantischen Versuche zurückgeschleudert, die seit dem Erscheinen der deutschen Grammatik von Jacob Grimm gar kein Anrecht auf Existenz mehr besitzen. Auch steht es ja fest, daß Vilmar ein wirklicher Kenner und Meister und kein Dilettant war. Ohnedieß widerlegt auch der Inhalt seines Buches den Titel auf jeder Seite. Ueberall zeigt sich, daß Kurhessen kein sprachlich einheitliches Gebiet bildete, ja daß es in dieser wie in jeder andern Beziehung aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengewürfelt war. Die Mundart des „Fürstenthums" Hanau und des „Großherzogthums" Fulda stehen jede für sich sehr weit ab von der der „Provinzen" Ober- und Niederhessen. Es ist dem Verfasser ganz deutlich gewesen, daß die hanauer und fuldaer Mundart einer größeren Gruppe angehören, der mainfränkischen, aus der die eine wie die andere nur durch pure Willkür losgelöst werden kann, um mit einer entfernter verwandten, wie die eigentlich hessische, verbunden zu werden. Aber noch mehr: der Verfasser wußte so gut wie jeder Andere, der den Sachverhalt studirt hat, daß sich weit über die Grenzen des ehemaligen Kurfürstenthums ein und dieselbe hessische Mundart verbreitet. Auch unter Dalwigks Scepter, oder wie man sonst das von ihm gehandhabte Herrschaftsinstrument benamsen will, ertönen dieselben Laute, vernimmt man dieselben Idiotismen wie auf Hassenpflugs classischem Tummelplatze.

Die Volkssprache hat keine Notiz davon genommen, daß vor etwa dreihundert Jahren einige hessische Landgrafen auf den Einfall geriethen, ihre Schlösser, Städte und Aemter nicht mehr gemeinschaftlich zu regieren, sondern zu theilen, woraus dann

endlich im Jahre 1803 ein Kurfürstenthum und ein Großherzogthum Hessen geworden ist. Die Volkssprache ignorirt solche Lappalien ebenso vollständig wie es eine nicht ferne Zukunft unseres deutschen Volkslebens überall und in allen Dingen thun wird. Wenn nun aber, wie in diesem Buche, das natürlich Zusammengehörende einer solchen Marotte zu Liebe ausgeschlossen ist, so macht das denselben Eindruck, als wenn ein Physiologe die Darstellung des Augapfels zu geben verspräche, aber es für genug hielte, wenn er nur ein Drittel oder ein Viertel davon beschriebe oder bildlich darstellte. Aber noch mehr: es ist in wissenschaftlichem Sinne, der hier doch allein entscheidet, eine wahre Ungeheuerlichkeit, daß in dieses Idiotikon auch die Sprache der niederdeutschen Bezirke des ehemaligen Kurhessens eingepfercht ist, bloß weil dieselben seit alten Zeiten ihre Zinsen und Steuern nach Kassel gebracht haben und von dort aus ihre Amtleute und Vögte erhielten.

Aus allem diesen folgt, daß in dem Buche jede leitende Idee, jede wissenschaftliche Einheit fehlt. Es ist eine Sammlung brauchbarer Notizen geworden, die anderswo an ihrer gebührenden Stelle zu verwerthen sind. Aber im Jahre 1868 fordert man doch von einem Idiotikon etwas Anderes und Vilmar war auch ganz der Mann dazu, dieß Andere zu leisten. Ein zufälliges Conglomerat von allerlei dialektischem Material würde er, wenn es ihm ein Anderer als Idiotikon geboten hätte, als dem heutigen Stande der Wissenschaft widersprechend verurtheilt haben. Er selbst aber ist, wie es scheint, von solchen Bedenken gar nicht angefochten worden, da er den Titel und das Buch nur als verkappte Parteidemonstration benutzen wollte. In welcher Weise dieß geschehen ist, davon nur einige Proben. Sie legen ein bedauerliches Zeugniß davon ab, wie ärmlich und zugleich wie lächerlich unwürdig die Waffen sind, mit welchen man auf Seite der Feinde unserer nationalen Entwickelung und einheitlichen Erhebung zu kämpfen sich nicht scheut.

Es sind wirklich nur vergiftete Nadelstiche, keine Lanzenstöße oder gar Schwerthiebe, und was sollten auch ähnliche Waffen in der Hand von Leuten, die in stillschweigendem oder ausdrücklichem Einverständniß mit allen unsauberen Elementen in unserem deutschen Volkskörper, mit den vom Ausland oder von Prätendenten, die

sich ans Ausland verkauft haben, bezahlten Lohnschreibern und Schreiern, mit Welfen und rothen Demokraten, mit Ultramontanen und radicalen Juden fraternisiren?

In dieser Art ist schon eine Kleinigkeit sehr bezeichnend: wie der Verfasser des Idiotikons von Kurhessen auf dem Titelblatt seine eigenen Würden und Aemter anführt. An erster Stelle paradirt der „Ritter des kurfürstlichen Wilhelmsordens", darauf folgt erst in bescheidener zweiter Linie „ordentlicher Professor der Theologie" rc. Der Leser darf sich dem Wahne hingeben, als sei alles, was der Verfasser von Amt und Würden getragen hat, nichts Anderes als ein Ausfluß des „Kurfürstlichen" gewesen. Und doch hat Vilmar, soviel wir wissen, während der zwei letzten Jahre seines Lebens es keineswegs für unverträglich mit seinem kurhessischen Gewissen gehalten, dem neuen, wirklich legitimen Herrscher des Landes nach geleistetem Treueid zu dienen und von ihm alle die Emolumente anzunehmen, die mit einem von ihm verliehenen oder bestätigten Amte verbunden sind. Es scheint uns, daß, wenn Jemand wirklich „kurfürstlich" hätte bleiben wollen, es edler und männlicher gewesen wäre, sich auch ganz und gar von der „Fremdherrschaft" ferne zu halten, anstatt von ihr Geld und andere Nutznießung zu ziehen und dafür auf sie mit tückischem Grolle Gift zu spritzen, wo es ohne Gefahr für den eigenen Vortheil geschehen konnte.

In ähnlicher, nur noch deutlicherer Weise spricht der Schluß der Vorrede die Stimmung des Verfassers aus. Es heißt hier: „Das hundertjährige Jubiläum des ersten Versuches eines hessischen Idiotikons — eines oberhessischen, wohl gemerkt, und nicht eines kurhessischen, setzen wir hinzu — den Estor 1767 publicirte, wird durch das vorliegende Werk bezeichnet, aber es ist auch dieses Jubiläumsjahr das erste des Verschwindens von Kurhessen aus der Reihe der deutschen Staaten und dieses Buch vielleicht das letzte schmerzliche Zeugniß für den sechshundertjährigen Bestand der hessen-kasselschen Lande, welche von einer langen Reihe trefflicher Fürsten mit Einsicht und Gerechtigkeit zum Segen ihres Volkes regiert worden sind." Ein unbefangener Leser wird sich fragen, ob diese letzten Phrasen ernsthaft oder ironisch gemeint sind. Denn Jedermann in ganz Deutschland, er mag einer Partei oder einem Glaubensbekenntniß angehören, welchem er will, wird

durch eine so zu sagen zur Naturnothwendigkeit gewordene Gedanken-association bei der Erwähnung der hessischen Landesväter sofort an den hessischen Menschenhandel des vorigen Jahrhunderts und an die noch schlimmeren Hassenpfluge Vater und Sohn dieses Jahrhunderts denken. Hat der Verfasser allein diesen Eindruck nicht voraussehen können, den seine Worte nicht machen können, sondern machen müssen? Er muß ja bona fide geschrieben haben und seine krankhafte Verbitterung war so sehr über seinen Verstand und seine Ueberlegung Herr geworden, daß er nicht einmal mehr unterscheiden konnte, was seinem eigenen Zwecke diente und was ihn vernichtete. Es ist dieß in unseren Augen eben auch ein deutliches Symptom der geistigen Confusion, welche wegen bewußten und vorsätzlichen Absehens von den deutlichen und Jedem ins Herz geschriebenen Geboten der höchsten sittlichen Macht, der nationalen Ehre und Wohlfahrt, als gerechte Nemesis auch die Begabtesten erfaßt und zerstört. Es geschieht nur mit aufrichtigem Leidwesen, daß wir es aussprechen: ein Mann wie Vilmar ist demselben Verhängniß der bewußten Verdrehung und Verleugnung der Wahrheit verfallen, das wir bei einem Onno Klopp und anderen Gesellen als ihr natürlich bestimmtes Theil, als ihre natürliche Atmosphäre weder bedauerlich noch seltsam finden.

Einen ähnlich bedauerlichen Eindruck macht die versteckte Bosheit, die sich in dem Artikel „König" des Wörterbuches S. 218 entlädt. Es heißt da: „Dieses Wort ist in der Volkssprache sehr wenig vertreten — weshalb also es in ein Wörterbuch derselben aufnehmen, setzen wieder wir hinzu — und eine dem Volke im Ganzen fremdartige Bezeichnung; so leicht sich das Volk 1803 an die Veränderung des Titels seines Landesherrn: anstatt Landgraf nun Kurfürst, gewöhnte, so fremdartig und zum Theil widrig war und blieb ihm die Bezeichnung König (von Westfalen) seit 1808." Auch hier ist die Hauptsache, die der Verfasser so gut wie jeder Andere wußte, vorsätzlich verschwiegen. Nicht der Titel „König" war es, gegen welchen die Hessen eine wahre Idiosynkrasie hegten, sondern die Person dessen, der diesen Titel trug. Wäre es nicht ein durch fremde Eroberer aufgezwungener Abenteurer und Wüstling, eine jämmerliche Creatur in der Hand des grimmigsten Erbfeindes des gesammten deutschen Volkes, nicht bloß der Hessen, gewesen, so würden sich die Letzteren sehr bald an den Titel König

gewöhnt haben. Aber ein König, der nur durch die Bajonnette fremder Blutsauger, Mordbrenner und Schänder gehalten wurde, war kein wirklicher König und im Vergleich mit ihm, aber nur mit ihm, die Rückkehr unter den alten Kurfürsten eine Art von Wiederherstellung vernünftiger und sittlicher Zustände. Denn sonst wüßten wir wahrlich nicht, was an dem guten deutschen Titel „König" auszusetzen ist, den seit den Tagen des alten Fritz mancher wackere Mann getragen hat. Er ist jedenfalls zeitgemäßer als Kurfürst, nachdem es schon seit so manchem Menschenalter nichts mehr zu küren giebt. Sollte aber wirklich dieses und jenes althessische Gemüth noch an dem seltsam zopfigen Kurfürsten hangen, so trösten wir dasselbe mit der unbestreitbaren Thatsache, daß es auch anderen Deutschen, die früher ihre Landesherren Kurfürsten nannten, schwer geworden ist, sich an den Begriff König und Königreich — wir meinen natürlich das einzige, das uns als ein solches gilt — zu gewöhnen, aber endlich haben sie es doch gelernt. Jetzt würden sie es für ehrenrührig halten, wollte man ihnen zumuthen, daß sie sich wieder in die alte gemüthliche, d. h. absurde Kleinlebigkeit ihrer Kurfürstenthümer zurück versetzen ließen. —

Ganz von selbst schlägt somit alles, was das kurhessische Idiotikon zum Schutze seiner particularistischen Grille vorbringt, in das gerade Gegentheil um. Es giebt keinen handgreiflicheren Beweis für die unorganische Grundlage eines solchen Particularstaates alten Stils als den, welchen es, wie wir gesehen haben, durch seine eigene unorganische Zusammenschweißung führt. Nun legen wir unsrerseits allerdings nicht viel Gewicht auf alle jene dem naiven Volksdasein angehörigen Momente, unter die auch die sprachliche Zusammengehörigkeit zählt. Die Gestaltung politischer Zustände, die wirkliche Staatsbildung, braucht davon nicht beeinflußt zu werden. Aber auf Seite unserer Gegner hofft man ja, wie bekannt, gerade immer auf solche Dinge und die Phrasen von angestammt und Stammesart werden dort unaufhörlich herausgesprudelt. Sobald man den Versuch macht, ihnen, sei es auf welchem Gebiete des Volkslebens, eine reale wissenschaftliche Unterlage zu geben oder auch nur eine, die vor dem gesunden Menschenverstand des gewöhnlichen Mannes bestehen kann, so wird der Erfolg immer so sein wie hier, eine vollständige Darlegung ihrer Confusion und Lügenhaftigkeit.

Aber auch noch in anderer Beziehung dient das Buch, freilich sehr gegen die Intention seines Verfassers, trefflich unserer oder der Sache der deutschen Nation. Vilmar sieht sich mehr als hundert Mal und zwar überall da, wo er seltene, so recht specifisch hessische oder locale Worte nnd Phrasen verzeichnet, zu der ihm schmerzlichen Bemerkung genöthigt, daß die gegenwärtige Generation nichts mehr davon weiß, daß sie die Sprache und damit das Denken und Empfinden und die tausendfältigen Beziehungen, die sich in der Seele ihrer Eltern und Voreltern daran knüpften, gänzlich vergessen und verloren hat. Ein vager, doch ein allgemein in ganz Deutschland gebrauchter und verstandener, Ausdruck ist an die Stelle des specifischen oder isolirten und isolirenden getreten. Jene sentimentalen Romantiker, die volksthümlichen Sonderbarkeiten mit derselben Harmlosigkeit nachjagen, wie Knaben bunten Sommervögeln, mögen sich darob betrüben. Wir Anderen aber, auch wenn uns der Reichthum und die Alterthümlichkeit unseres deutschen Volkslebens und seiner naturwüchsigen Sprache so wenig gleichgültig ist, daß wir die beste Kraft unseres Geistes freudig an ihre Erforschung und Vermittelung mit dem Geiste der Gegenwart setzen, wissen doch Gewinn gegen Verlust nach einem anderen Maßstab abzumessen. Wir lassen es uns gern gefallen, wenn auch auf diesem einst so abgepferchten Gebiete die Neuzeit ihr Banner der Vereinigung aufpflanzt. Ihre nivellirende Macht zerstört Manches, dem man wohl als einem guten und sinnigen Erbtheil der Väter längeres Leben gewünscht hätte, aber wir wissen leider, daß bei uns auch das Gute und Sinnige mit so zähen Fäden an dem Verderblichsten und Absurdesten hängt, daß das Eine ohne das Andere nicht existiren kann und daher auch das Eine mit dem Andern zum Heile einer besseren Zukunft, als es die gute alte Zeit war, untergehen muß.

Doch braucht Niemand zu fürchten, daß es überhaupt bald mit allem Originellen, Selbstwüchsigen, Volksthümlichen in deutschen Landen zu Ende sein werde. Wenn irgendwo, so gilt hier das Dichterwort:

„Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie er sie von je gezeugt.“

So lange wir Deutsche Deutsche bleiben, wird uns der Individualismus oder wie man den unbezwinglichen Trieb nach ungenirter

Entfaltung der Einzelexistenz benennen mag, unverloren bleiben. Wie kein anderes Volk auch nur annähernd eine so unendliche Mannigfaltigkeit in der Gesichtsbildung und in allen Aeußerlichkeiten der Leibeserscheinung zeigt, so ist es auch mit unserer Volksseele beschaffen. Die alten Formen, in denen sie sich einst genügte, werden jetzt mit Gewalt zerschlagen, wie sie es verdient haben, weil sich in ihnen keines von den höchsten Gütern eines Volkes erwerben ließ, weil sie nur durch die schmählichsten Opfer an der Ehre, der Vernunft und der Sittlichkeit des Volksdaseins zu dem geworden waren, was sie bis zu unseren Tagen gewesen sind. Aber in Kurzem werden andere und hoffentlich bessere Formen gefunden sein, solche, in denen nicht bloß ein isolirter Philister, sondern auch ein wahrhaft freier Mann unter Freien behaglich existiren kann. —

Noch eine Wahrnehmung, zu der Vilmars Buch wie jedes von gleicher Aufgabe, jedes andere deutsche Idiotikon veranlaßt, sei an das eben Gesagte gereiht. Unsere Volkssprache ist nicht bloß im Begriff, sich in dem eben umschriebenen Sinne zu nivelliren und zu verallgemeinern, sie besitzt beide Eigenschaften bereits in viel höherem Maße, als wir es für gewöhnlich uns vergegenwärtigen.

Sehen wir uns dieß kurhessische, aus einer ganzen Reihe von deutschen Dialekten zusammengewürfelte Wörterbuch an, das eben darum innerhalb gewisser Grenzen einen Maßstab für alle diese Dialekte giebt. Reichlich zwei Drittheile seiner eigentlichen Substanz, des hier verzeichneten Vorraths an volksthümlichen Worten und Redensarten gehören nicht bloß Kurhessen oder diesen Dialekten an, sondern allen anderen deutschen auf gleiche Weise, von den Vogesen bis zur Leitha und von den Alpen bis zu dem Harz, ja auch darüber hinaus bis zur Ost- und Nordsee. Alle diese „kurhessischen Idiotismen" sind allgemein deutsche, werden durch ganz Deutschland von Jedem verstanden und gebraucht, der zum wirklichen Volke gehört. Nur die wenigen, im verkehrten Sinne Gebildeten, die ihre Muttersprache bloß aus Büchern oder, was noch dürftiger ist, von einem modern verschrobenen Lehrer correct erlernt haben, kennen sie nicht und stutzen darüber. Alle diese gemeindeutschen Volksausdrücke sind in jedem einzelnen Localdialekt durchgängig die lebendigsten, kräftigsten Bestandtheile, das eigentlich Prägnante der Volkssprache, das was ihr in vieler Be-

ziehung eine Ueberlegenheit über die stets der Gefahr des Verblassens und Erstarrens ausgesetzte Schrift- oder Buchsprache giebt. Der Localdialekt bringt zu dieser gemeindeutschen Masse allerdings noch seine besondere Färbung, seine eigenthümlichen Laute, Betonung und Modulation hinzu und verleiht ihr auf diese Art eine individuelle Beseelung, die vollkommen berechtigt und natürlich ist und niemals verschwinden wird, wenn sie auch, wie jede andere Erscheinungsform, ewigem Wechsel unterworfen ist. Hierin liegt nichts Isolirendes oder Zerklüftendes, sondern es ist die schöne und wohlthuende Mannigfaltigkeit in der Einheit, durch welche diese zu ihrem vollen Ausdruck gelangt. Und diese Individualität der deutschen Dialekte wird den angeblich und wirklich nivellirenden Tendenzen der Gegenwart ebenso siegreich widerstehen, wie sie bisher widerstanden hat, während jene andere unberechtigte, die auf eine Isolirung in der Substanz der Volkssprache gerichtet war, mit vollem Rechte dem Untergang geweiht ist.

Wer diese sprachlichen Thatsachen auf ein anderes Gebiet, auf das des Volkslebens im Staate übertragen will, sieht leicht, daß hier dieselben Kräfte und Tendenzen nur unter anderen Namen und Formen in einem ähnlichen Kampfe mit einander begriffen sind. Es mag uns bei manchen albernen und burlesken Bocksprüngen unserer Particularisten Scham und Aerger anwandeln, daß man in der Mitte eines gebildeten Volkes, wie es das deutsche ist, und in einer unendlich wichtigen Situation der Geschichte dergleichen zu produciren wagt.

Doch lassen wir uns dadurch in unserer ruhigen Siegeszuversicht nicht beirren, denn wir wissen, daß was dort als ein Naturgesetz sich vollzieht, hier mit derselben Unwiderstehlichkeit als sittliche Nothwendigkeit sich durchsetzt. Bei alledem aber wollen wir unsere Nachsicht nicht zu weit treiben.

# Anmerkungen.*)

1) (S. 15) Vgl. J. Grimms „Geschichte der deutschen Sprache", Capitel 1, Zeitalter und Sprachen, S. 3 ff.

2) (S. 16) „Geschichte der deutschen Sprache" S. 1016 versprach J. Grimm ein Werk über deutsche Sitte; leider ist er nicht zur Ausarbeitung desselben gekommen.

3) (S. 22) Die zweite Ausgabe der „deutschen Rechtsalterthümer" (1854) ist ein unveränderter Abdruck der ersten.

4) (S. 26) Seitdem ist auf diesem Gebiete besonders durch Franz Pfeiffer, Karl Schmidt und Wilhelm Preger Tüchtiges geleistet worden.

5) (S. 36) H. Rückert selbst hat diese Arbeit noch in seinem letzten Lebensjahre in seiner „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache", Leipzig 1875, I. 143 ff., II. 1 ff. wesentlich gefördert. Kehreins „Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhunderts" war nur eine wüste Materialiensammlung.

6) (S. 38) Seit 1872 erscheint das treffliche mittelniederdeutsche Wörterbuch von Karl Schiller und August Lübben, welches seit 1873 von Lübben allein herausgegeben, demnächst vollendet sein wird. Ein umfassendes Wörterbuch des Angelsächsischen und des Altnordischen fehlt noch.

7) (S. 41) Heinrich von Veldeke erschien in ungenügender Ausgabe von Ettmüller 1852. Eine kritische Ausgabe versprach O. Schade, jetzt haben wir eine von W. Braune zu erwarten.

8) (S. 42) Diesem Uebelstande ist durch das unter K. Müllenhoffs Leitung und Mitwirkung erschienene „deutsche Heldenbuch" (Berlin 1866—1873) abgeholfen worden.

9) (S. 45) Im Jahre 1855 erschien Karl Simrocks Uebertragung von Tristan und Isolde des Gottfried von Straßburg, welche 1876 in neuer Bearbeitung ausgegeben wurde.

---

*) Die Anmerkungen beschränken sich auf das Nothwendigste. Selbstverständlich durfte keine Weiterführung des ersten Aufsatzes versucht werden. Wer sich über die weitere Entwicklung der deutschen Philologie unterrichten will, der benutze R. von Raumers „Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland", München 1870.

10) (S. 46) Der Lobgesang wird Gottfried fälschlich beigelegt, wie das Franz Pfeiffer nachgewiesen hat.

11) (S. 48) Die fünfte von K. Bartsch umgearbeitete Auflage erschien 1872/4.

12) (S. 52) Die zweite nach dem Tode W. Grimms erschienene Ausgabe der „deutschen Heldensage" ist nur vermehrt, nicht ganz umgearbeitet. K. Müllenhoff besorgte sie.

13) (S. 69) Im deutschen Museum von Prutz, Jahrg. 1865, S. 850 bis 871, 881—899, in dem Aufsatze „Der gegenwärtige Zustand des Unterrichts im Deutschen und sein Verhältniß zur allgemeinen Bildung," welcher im 2. Bande der kleineren Schriften H. Rückerts wieder abgedruckt wird.

14) (S. 90) Diesem Wunsche entsprechen die „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann." Seit 1867 sind 7 Bände dieser Sammlung erschienen. Hierzu kommen seit 1876 die „Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts", welche W. Braune herausgiebt.

15) (S. 93) Vgl. H. Rückerts anonym in den Grenzboten erschienene Aufsätze, Jahrg. 1869, S. 328—338: „Deutsche Reichsbürger des vorigen Jahrhunderts," Jahrg. 1870, S. 407—412: „Ein Fastnachtsscherz," S. 417 bis 434: „Der Norden und Süden in Deutschland," von denen der erste und der letzte im 2. Bande der kleineren Schriften wieder abgedruckt werden.

15[a]) (S. 99) Die Uebersetzung erschien unter dem Titel: „W. J. A. Jonckbloets Geschichte der niederländischen Literatur.. autorisirte deutsche Ausgabe von Wilhelm Berg." Leipzig 1870. Wilhelm Berg ist angenommener Name für Lina Schneider. Vgl. über sie Kohut, „Aus meiner rheinischen Studienmappe," S. 115 ff.. Den 2. Band, welcher 1872 erschien, besprach Rückert in den Grenzboten, Jahrg. 1873, S. 35 f.

16) (S. 123) Im Jahre 1876 erschien die 6. Auflage der Simrockschen Edda.

17) (S. 159) Simrocks Waltherübersetzung erschien 1876 in 6. Auflage.

18) (S. 211) Im Manuscripte folgt eine Uebersetzung des Gedichtes Walthers von der Vogelweide: 'Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr', von der ich wenigstens die erste Strophe mittheilen möchte:

„O weh, wie ist verschwunden manches lange Jahr!
Ist mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr?
Was einst ich wähnt, es wäre, war denn das?
So hab ich wohl geschlafen, o ohn Unterlaß!
Nun bin ich erwachet und ist mir unbekannt,
Was mir davor war kundig wie die rechte Hand.
Leut und Land, wo ich von Kind an bin erzogen,
Wie fremd sind sie mir worden, recht als seis gelogen.
Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Geackert ist die Wiese, 's ist gehaun der Wald,
Nur daß noch das Wasser fließet, wie es einstmals floß,
Für wahr, jetzt weiß ichs, mein Unglück ist groß.

Mich grüßet mancher träge, der einst mich kannte wohl,
Die Welt ist allenthalben Ungnaden voll.
Wenn ich denke an manchen wonniglichen Tag,
Der mir so ist entfallen, wie ins Meer ein Schlag:
Immer mehr o weh!"

19) (S. 215) Vgl. H. Rückerts „Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen deutschen Mundart im Mittelalter" in der Zeitschrift des Ver. für Geschichte und Alterthum Schlesiens VII, 1—34, VIII, 1—30, 235—266, IX, 27—72, 311—345, XI, 97—120, 328—343. Ein Wiederabdruck des „Entwurfs" wird in diesem Jahre, von P. Pietsch besorgt, in Paderborn erscheinen.

20) (S. 215) Darauf folgten die Texte der beiden Lieder in gereinigter Gestalt und in der gewöhnlichen Ordnung:

I.

Mir ist daz herze worden vrô
umbe ein vil reine sælic wîp,
Des gât ûf mîn gemüete hô:
sî ist mir liep alsô der lîp.
Ich wil michs vröuwen offenbâr,
an ir ist alles wandels niht;
daz nime ich vür ein krispez hâr.

Diu reinen wîp mit guotem site,
die sint wol aller êren wert.
Die werden man lob ich hie mite:
got gebe in swes ir herze gert.
Wær al diu welt gemeine alsô,
dar umbe wolt ich lîden nôt
und wolt ouch mit in wesen vrô.

Diu mir wol vröude mac gegeben,
der lîp ist aller sælden schrîn.
Ach got, wan solt ich iemer leben,
und müese ich danne bî ir sîn,
Sô vröut ich mich der lieben tage.
swenn ich mîn vrouwen ane sihe,
mir ist wiez allez rôsen trage.

II.

'Ich klage dir, Meie, ich klage dir, Sumerwunne,
ich klage dir, liehtiu Heide breit,
ich klage dir, ougebrehender Klê,
Ich klage dir, grüener Walt, ich klage dir, Sunne,
ich klage dir, Vênus, sendiu leit,
daz mir diu liebe tuot sô wê.
Welt ir mir helfen pflihten,
sô trûwe ich, daz diu liebe müeze rihten
sich ûf ein minneclîchez wesen.
nû lât iu sîn gekündet mînen kumber
dur got und helfet mir genesen!'

'Waz tuot sî dir? lâ hœren uns die schulde,
daz âne sache iht geschê
von uns, wan daz ist wîser sin.'
'In liebem wâne habe ich wol ir hulde,
swenn aber ich vür baz ihtes jê,
sî giht, ich sturb ê solch gewin
Mir von ir wurd ze teile,
daz ist ein tôt an minneclîchem heile.
ô wê, daz ich sî ie gesach,
diu mir in herzelieber liebe reichet
sô bitterlîchez ungemach.'

'Ich Meie wil dien bluomen mîn verbieten,
den rôsen rôt, dien liljen wîz,
daz sie sich vor ir sliezen zuo.'
'Sô wil ich Sumerwunne mich des nieten,
der kleinen vogelîn süezer vlîz,
daz der gein ir ein swîgen tuo.'
'Ich Heide breit wil vâhen
sî, swennes wil nâch glanzen bluomen gâhen
ûf mich; ich wil sî halten mir.
nû sî von uns ir widerseit der guoten:
sus muoz sî sîn genædic dir.'

'Ich brehender Klê wil dich mit schîne rechen,
swenn sî mich ane mit ougen siht,
daz sî vor glaste schilhen muoz.'
'Ich grüener Walt wil abe mîn lôuber brechen,
hât sî bî mir ze schaffen iht,
si engebe dir denne holden gruoz.'
'Ich Sunne wil durchhitzen
ir herze, ir muot, kein schatehuot vür switzen
mag ir gein mir gehelfen iht,
sin welle dînen senden kumber swenden
mit herzelîcher liebe geschiht.'

'Ich Vênus wil ir allez daz erleiden
swaz minneclîch geschaffen ist,
tuot sî dir niht genâden rât.'
'O wê sol man sî von dien wunnen scheiden,
ê wolt ich sterben sunder vrist,
swie gar sî mich betrüebet hât.'
'Wil dû dich rechen lâzen,
ich schaffe ir, daz aller vrôuden strâzen
ir widerspænic müezen wesen.'
'ir zarter lîp der möhtez niht erlîden:
lât mich ê sterben, sî genesen.'

21) (S. 218) „Sebastian Brands Narrenschiff. Ein Hausschatz zur Ergetzung und Erbauung erneuert von Karl Simrock. Mit den Holzschnitten der ersten Ausgabe und dem Bildniß Brands aus Reusners Icones.“ Berlin 1872.

22) (S. 326) Im Jahre 1876 hat die Frommannsche Zeitschrift wieder zu erscheinen begonnen und zwar in Halle im Verlage der Waisenhausbuchhandlung.

23) (S. 328) Eine ausführliche Besprechung brachten die Grenzboten 1857, 1. Semester I, 321—332.

24) (S. 328) Von K. Weinholds Grammatik der deutschen Mundarten erschien 1867 der 2. Band, welcher die bairische Grammatik enthält. Die folgenden Bände werden die Dialekte der Franken, Thüringer, Sachsen und Friesen grammatisch darstellen.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

# Inhalt des zweiten Bandes.

# Heinrich Rückerts

# kleinere Schriften

ausgewählt und herausgegeben

von

**Amélie Sohr**

und

**Dr. Alexander Reifferscheid**

Privatdocenten der deutschen Philologie in Bonn

Erster Theil

**Weimar**

Hermann Böhlau

1877